
Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.



Zu der Erzählung „Kapitän Isenkopp“ von Josef Hinteregger. (S. 99)
Originalzeichnung von W. Stöwer.

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,
sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1894.
Sechster Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Die Hofdame der Kaiserin.

Roman

von

R. Oskar Klaußmann.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Der Befehl des Kaisers, in der Wohnung der Hofdame nach Papieren und Briefen zu forschen, war von dem wachthabenden Offizier auf's Strengste ausgeführt worden. Unmittelbar nach Maria's Verhaftung wurden die beiden Zimmer, die ihr zur Verfügung standen, auf das Sorgfältigste durchsucht und alle darin vorgefundenen Schriftstücke direkt an den Kaiser abgeliefert. Peter durchlas die Schriftstücke selbst, fand aber nichts Bemerkenswerthes, bis er auf ein kleines Päckchen stieß, das mit einem besonderen Bande zusammengebunden war. Dieses Päckchen, das einige Briefe enthielt, war nach dem schriftlichen Bericht des Wachtoffiziers in einem verborgenen Fach des Schreibtisches der Hofdame, den man bei der Haussuchung zertrümmert hatte, gefunden worden. Es enthielt eine Anzahl kleiner Briefe in deutscher Sprache.

Der Kaiser begann sie sofort eifrig durchzulesen, war aber ziemlich enttäuscht, als er in ihnen nichts fand, als Liebesbetheuerungen und Ausdrücke der Sehnsucht und der leidenschaftlichen Zuneigung.

Es waren die Briefe Hordt's, die dieser heimlich während der glücklichsten Zeit seiner Liebe Maria zugesteckt hatte.

Sie trugen keine Unterschrift, und weder der Kaiser noch Gudowitsch kannten die Handschrift Hordt's; es blieb ihnen also verborgen, wer der Schreiber dieser Briefe war. Man war hinter ein Geheimniß gekommen, das sehr privat aussah, aber doch vielleicht eine politische Bedeutung haben konnte. Der Kaiser befahl daher, über die Briefe und deren Absender die Hofdame auf's Schärfste zu verhören.

Oranienbaum, wo die Baracken und Kasernen für das holsteinische Regiment standen, besaß ein besonderes Arrestlokal, das allerdings sonst nicht für Hofdamen, sondern nur für Soldaten und Diener der kaiserlichen Hofhaltung bestimmt war. Dieser Arrest wurde beständig benützt, er hatte immer Insassen, weil bei den Inspizirungen, bei denen Peter das preußische Reglement anwendete, immer wieder Nachlässigkeiten und Fehler von Mannschaften, manchmal auch von Offizieren, entdeckt wurden, die Peter sofort mit Arreststrafen ahndete.

In eine solche Offiziersarrestzelle, die abgesondert von den Zellen der Soldaten lag, war auch Maria Talizin gebracht worden. Sie war über ihre plötzliche Gefangennehmung sehr erschrocken, zumal sie nicht wußte, was die unmittelbare Veranlassung dazu gewesen sein möge. Daß die Sache mit der Verschwörung zusammenhing, konnte sie sich freilich wohl denken, wie sie aus der Strenge, mit der man sie behandelte, entnehmen konnte, daß ihre Lage eine sehr ernste sei. Ihre Verhaftung war in den Nachmittagsstunden erfolgt. Noch bevor es Abend wurde, holte man sie aus ihrer Zelle und führte sie in ein besonderes Zimmer, in welchem drei Auditoren oder Militärrichter saßen, um die Untersuchung zu eröffnen.

„Sie sind die Gattin des Lieutenants Gregor Orlow und heißen Maria Orlow, geborene Talizin?“ begann der rangälteste Richter.

„Das ist mein Name.“

„Sie waren bisher im Dienst Ihrer Majestät unserer erlauchten Zarin. Mit wem haben Sie in Petersburg korrespondirt?“

Maria wußte nicht recht, was sie auf diese Frage erwiedern sollte. Nach einigem Besinnen erklärte sie: „Nur mit wenigen Personen; mit den Lieferanten Ihrer Majestät, wenn es sich um Gegenstände der Toilette handelte. Es ist mir die Aufsicht über die Garderobe Ihrer Majestät zugetheilt.“

Die drei Richter sahen sich an, als wollten sie damit ausdrücken, daß sie Maria für eine sehr abgefeimte Verbrecherin hielten. Dann sagte der Vorsitzende, der in der Mitte saß: „Ich mache Sie aufmerksam, Maria Orlow, daß wir im direkten Auftrage Seiner Majestät unseres allergnädigsten Zaren die Untersuchung gegen Sie führen, und daß es daher besser ist, wenn Sie uns die Wahrheit sagen. Sie haben eine heimliche Korrespondenz mit Petersburg geführt. Machen Sie sich und uns keine unnütze Mühe, sondern gestehen Sie offen, mit wem.“

„Ich weiß von keiner geheimen Korrespondenz!“ erklärte Maria, sich mühsam beherrschend. Sie wußte jetzt sicher, daß es sich um die Korrespondenz Orlow's mit der Kaiserin handelte.

„Kennen Sie diese Handschrift?“ sagte der erste Auditor, Maria einen aufgerissenen Briefumschlag überreichend.

„Nein!“ erklärte Maria sicher und ruhig, obgleich sie sofort die Handschrift Alexei Orlow's, des Bruders ihres Gatten erkannte.

„Sie haben auch keinen Verdacht, wer der Absender dieses Briefes sein könnte?“

„Nein!"

„Kennen Sie dann vielleicht die Handschrift dieses schändlichen Pamphlets, durch welches Seine Majestät unser allergnädigster Zar und Herrscher in schändlichster und schmählichster Weise beschimpft und verhöhnt wird, und ebenso sein erlauchter Freund, der König von Preußen?"

Maria sah prüfend die vorgelegte Schmähschrift an, dessen Handschrift ihr gänzlich unbekannt war.

„Ich weiß nicht, wer der Schreiber ist," sagte sie, „ich kenne die Handschrift nicht, habe auch keine Vermuthung und wüßte nicht, wie ein solches Schriftstück in meine Hände komme sollte."

„Das Schriftstück befand sich in dem Ihnen vorhin gezeigten Umschlag, der Ihre Adresse trägt. Sie sehen, Ihr Leugnen ist vergeblich. Durch einen Zufall ist dieser Brief in die Hände des Kaisers gekommen, und er hat ihn geöffnet, da er unter anderen Schriften lag, die für Seine Majestät bestimmt waren. Es wird wohl nicht das erste Mal sein, daß Sie derartige Sachen empfangen, und jedenfalls kennen Sie auf's Genaueste die Quelle, aus der das Schriftstück kommt."

„Ich weiß nichts von dem, was mir hier gesagt wird. Ich habe mit Niemand heimlich korrespondirt. Ich habe nicht einmal von meinem Gatten bisher einen Brief bekommen, weil dieser sich im Arrest befindet. Bekannte habe ich in Petersburg nicht, die Handschrift des Pamphlets ist mir gänzlich unbekannt. Ich muß annehmen, daß irgend Jemand mich verdächtigen will, und daß man mir einen Streich gespielt hat, um mir den Zorn des Kaisers zuzuziehen und mich zu verderben. Aber ich wüßte nicht, wer das gethan haben sollte; ich habe keine Feinde, ich habe Niemand etwas gethan, was eine solche Nichtswürdigkeit gegen mich rechtfertigen würde."

Die drei Auditoren betrachteten sich wieder lächelnd.

„Diese Ausrede," sagte dann der Erste von ihnen, „wird von allen Verbrechern angewendet; Alle wollen das Opfer von Intriguen sein und schieben ihre eigenen Handlungen ihren angeblichen Feinden in die Schuhe. Sie wissen also von nichts?"

„Nein!" erklärte nochmals Maria.

„Vielleicht läßt Sie Ihr Gedächtniß bei einer anderen Gelegenheit nicht so im Stich. Man hat in Ihrem Schreibtisch ein Päckchen Briefe gefunden von dieser Handschrift. Kennen Sie die Person des Absenders?"

Maria erschrak und verlor ihre Selbstbeherrschung. Das waren die Briefe Hordt's, die sie wie ein Heiligthum verwahrt hatte. Sie hatte keine Ahnung, daß man eine so sorgfältige Haussuchung bei ihr vorgenommen hatte, und deshalb wußte sie nicht sofort zu erwiedern.

Ihr Schreck, ihre Verlegenheit blieben den Richtern durchaus nicht verborgen.

„Nun?" fragte der erste Auditor. „Was ist es mit diesen Briefen? Sie sind an Sie gerichtet, oder wollen Sie auch das leugnen?"

„Nein. Sie sind in der That an mich gerichtet."

„Und Sie kennen die Person, die diese Briefe an Sie schrieb?"

„Ja, ich kenne die Person."

„Wer ist diese Person?"

Maria schwieg. Nein, das Geheimniß ihrer Liebe sollte ihr Niemand entreißen; sie wollte nicht reden, und wenn man zu den furchtbarsten Zwangsmitteln griff. Im Interesse des Mannes, den sie liebte, des Grafen Hordt, glaubte sie schweigen zu müssen.

Der erste Auditor wiederholte seine Frage nach dem Schreiber der Briefe und Maria erklärte: „Ich kenne ihn, werde ihn aber nicht nennen. Ich glaube auch nicht, daß seine Namensnennung einen Zweck hat; denn

es handelt sich hier um eine durchaus diskrete Privatangelegenheit."

„Das zu beurtheilen ist lediglich Sache Seiner Majestät, und Seine Majestät haben ausdrücklich befohlen, auch den Absender dieser Briefe zu ermitteln."

Es erwachte etwas wie Trotz in Maria Talizin. Sie erklärte fest: „Ich werde den Absender nicht nennen. Niemand kann mich zwingen, ein Geheimniß preiszugeben, das nur das meine ist, an dem Niemand ein Interesse hat und durch das Niemand geschädigt wird."

Der erste Auditor lächelte. „Es gibt Zwangsmittel," sagte er, „die Sie anscheinend nicht kennen. Wir haben die Folter."

„Die Folter," entgegnete Maria, obgleich sie heftig erschrak, „hat Seine Majestät der Zar abgeschafft."

„Was Seine Majestät der Zar abschaffte, kann er ebenso wieder einführen. Sie müssen anscheinend erst etwas mürbe werden. Ich werde Ihnen dies Protokoll vorlesen, das sehr kurz ist und nur mittheilt, daß Sie Alles leugnen und nichts gestehen wollen. Sie werden sich wohl bald eines Besseren besinnen. Ihre ganze Situation haben Sie aber durch das hartnäckige Leugnen entschieden verschlimmert, Maria Orlow! Sie sollen auf Befehl Seiner Majestät des Kaisers in Haft gehalten werden, in strengster Haft. Es ist Ihnen verboten, mit irgend einer Person in Verbindung zu treten. Zeigen Sie sich also nicht an dem vergitterten Fenster, denn die Posten haben Befehl, auf Sie zu schießen. Sollten Sie den geringsten Versuch machen, nach außen hin mit Jemand in Verbindung zu treten oder gar zu entfliehen, so wird man gegen Sie Zwangsmaßregeln in Anwendung bringen, bestehend in Fesselung, Einsperrung in unterirdischer Zelle im Kerker und Nahrungsentziehung. Es ist Ihnen endlich auch strenge verboten, die Leute anzureden, Unterhaltungen an-

zufangen mit denen, die Ihnen Speise und Trank bringen." ...

In Gegenwart der Richter wurde dann Maria in die Zelle geführt und ihr hier ein Stück groben schwarzen Brodes und etwas Wasser gebracht. Es wurde die Frau eines Unteroffiziers gerufen, welche sorgfältig die Kleider Maria's untersuchte und ihr Alles abnahm, was Werth hatte, also alle Schmuckgegenstände, Geld, auch alle kleinen Toiletteutensilien, damit sie nicht als Waffen oder als Selbstmordwerkzeuge benützt würden. Dann wurde die Doppelthür der Zelle sorgfältig verschlossen, und die Gefangene war wieder allein.

Das Innere ihres Gefängnisses war bald gemustert. Es bestand aus einem Tisch, einem Schemel und einem niedrigen Brettergestell, das zum Lager bestimmt war.

Maria Talizin setzte sich an den Tisch und stützte den Kopf in beide Hände. Sie hatte wohl alle Veranlassung, über den plötzlichen neuen Wechsel in ihrem Schicksal nachzudenken.

Sie hatte in dem Verhör das Beste gethan, was sie thun konnte, nämlich geleugnet. Es handelte sich ja nicht um ihr Geheimniß, sondern um das der Kaiserin. Sie wollte auch leugnen, so lange es irgendwie ging.

Allerdings, wenn sie daran dachte, daß man die Folter gegen sie in Anwendung bringen könnte, schrak sie doch zusammen, und das Herz stand ihr fast still. Sie kannte die genauen Grade dieser Folter nicht, aber was darüber zu ihren Ohren gedrungen, war schrecklich genug. Die russische Tortur, die insbesondere Elisabeth viel angewendet hatte, sollte gräßlich sein, und die stärksten Männer hatten ihr nicht widerstehen können. Zar Peter III. hatte zwar die Folter ausdrücklich bei seinem Regierungsantritt aufgehoben und auch darin Friedrich dem Großen nachgeahmt, der eine gleiche Maßregel in der ersten Zeit seiner Re-

gierung traf. Der Auditor hatte aber Recht: der Zar konnte ohne Weiteres die Folter wieder einführen, wenigstens für den Spezialfall.

Lange, lange saß Maria an dem Tisch und beschäftigte sich mit Bildern aus der Vergangenheit. Sie dachte an ihre glückliche Jugendzeit in Deutschland, an die alte Gräfin Hordt und demgemäß auch an deren Sohn. . . . Erst in später Abendstunde legte sich die Gefangene endlich, vom Weinen erschöpft, auf dem harten Holzgestell zum Schlafen nieder.

Lange wollte der Schlaf ihren Augen nicht kommen; allmälig aber verwischten sich doch ihre Gedanken, die Bilder, mit denen sie sich beschäftigte, flossen gewissermaßen ineinander, der Schlaf kam.

Plötzlich fuhr Maria auf. Es war ihr, als habe Jemand ihren Namen gerufen. Sie suchte mit ihren Augen die Dunkelheit zu durchdringen nnd horchte gespannt; aber sie sah und hörte nichts. Der Traum hatte sie wohl genarrt. Trotzdem blieb sie auf ihren linken Ellenbogen gestützt mit halb erhobenem Oberkörper liegen.

Ja, sie hatte sich nicht getäuscht. Aus weiter Ferne klang deutlich ihr Name: Maria.

Die Gefangene lauschte weiter und unterschied endlich deutlich die Worte: „Maria! Hörst Du? Maria Nikolajewna!“

Aus einem Winkel der Gefangenenzelle schienen diese Worte zu kommen. Maria tastete sich nach dieser Gegend zurecht, und jetzt hörte sie deutlich aus dem Winkel wieder die Worte schallen: „Maria, hörst Du? Maria Nikolajewna!“

Es fiel ihr ein, daß sie in jener Ecke, so lange es hell war, eine vergitterte Oeffnung gesehen hatte, die wahrscheinlich einen Kamin darstellte, durch den im Winter die Zelle geheizt wurde.

Sie tastete sich zurecht und fand auch glücklich dieses

Gitter. Sie steckte die Hand durch seine Stäbe und entdeckte an dem kühlen Luftzuge, daß dieser Kamin direkt mit dem Schornstein in Verbindung stand.

Lange zögerte Maria. Als die Rufe sich beständig wiederholten, wagte sie es endlich, ihr Gesicht an die Gitterstäbe zu pressen und ein „Ja!“ in den Kamin hineinzurufen. Dann horchte sie ängstlich, ob nicht die Schlösser der Zellenthür rasselten, da sie fürchtete, man könne ihre Antwort draußen gehört haben. Aber Alles blieb ruhig; ihren Ruf hatte Niemand vernommen.

Sie wagte es daher ihn stärker zu wiederholen, als das Fragen nicht aufhörte. Auf ihr „Ja“ kam ein anderer Ruf, der lautete:

„Nichts gestehen! Alles bestreiten! Die Sache steht gut!“

Diese Worte waren, wie die vorhergehenden, in französischer Sprache gerufen worden. Maria antwortete noch einmal mit einem lauten „Ja!“ und als dann nach einer viertelstündigen Pause keine anderen Rufe aus dem Kamin mehr drangen, suchte sie endlich ihre harte Holzpritsche wieder auf.

— — — — — — — — — — — —

Schon bei Tagesgrauen erwachte Maria in ihrer Gefängnißzelle wieder und beeilte sich, die Ecke genau zu untersuchen, in welcher sich das Kamingitter befand. Sie sah, daß die Einrichtung dort sehr primitiv war, weil man bei Erbauung dieses Militärarrestes natürlich nicht daran gedacht hatte, politische Verbrecher hier einzusperren, und daß eine Unterhaltung verschiedener Gefangener untereinander ziemlich leicht sein mußte. Hinter dem Kamingitter befand sich die Feuerstelle, auf der im Winter die brennenden Holzkloben lagen, und diese verengerte sich nach oben zu einem Rauchfang, der wahrscheinlich in den darüber gelegenen Stockwerken wiederum Ausweitungen für die Ka-

mine hatte. So mündeten von jeder Etage die Kaminöffnungen in diesen Rauchfang hinein, und wenn man jetzt im Sommer, wo eine Heizung nicht stattfand, in den Kamin hineinsprach, mußte es möglich sein, ganz leicht aus einer unteren oder oberen Etage von Zelle zu Zelle Gespräche zu führen. Wahrscheinlich wurde es auch möglich, wenigstens von den höher gelegenen Stockwerken her, Gegenstände in den Kamin herunterzulassen, die man an einem Bindfaden oder Strick befestigt hatte.

Stundenlang horchte Maria, ob sich nicht irgend ein Geräusch in dem Rauchfang und durch den Kamin hören lassen würde, jedoch vergebens. Unheimliche Stille herrschte in dem ganzen Gefängniß und seiner Umgebung, und erst gegen neun Uhr wurde Maria von einigen Soldaten wieder zum Verhör abgeholt.

Wiederum saßen die drei Auditoren auf ihren Plätzen und schienen ihrer Sache sehr sicher zu sein. Sie handelten augenscheinlich nach bestimmten Weisungen, die ihnen der Kaiser gegeben hatte.

Noch einmal stellten sie die Frage an Maria, die sie Tags vorher schon ihr vorgelegt hatten, und natürlich blieb die Gefangene bei ihrer ersten Aussage.

Der Vorsitzende erklärte: „Auf Befehl Seiner Majestät soll gegen Sie, Maria Orlow, der Justiz freier Lauf gelassen werden, und da Sie sich hartnäckig weigern, zu gestehen, soll man gegen Sie die Folter in Anwendung bringen. Machen Sie sich also bereit und gefaßt auf das Schlimmste! Noch einmal frage ich Sie: wollen Sie gestehen?“

Maria, die des Antwortens müde war, schüttelte den Kopf.

„Sie wollen nicht — gut! Dann müssen wir unsere Pflicht gegen Sie thun.“

Der erste Auditor klingelte und rief dem eintretenden

Soldaten einige Befehle zu. Dann begab sich der Gerichtshof mit der Gefangenen, welche von Soldaten eskortirt wurde, hinab in das Kellergeschoß. Man kam hier in eine Anzahl gewölbter Hallen, welche nothdürftig durch Laternen erleuchtet waren. Sonderbare Instrumente, grausig anzusehen, hingen und standen hier an den Wänden umher. Ein finster aussehender bärtiger Mann mit mehreren Gehilfen war zur Stelle, und auf diesen deutend sagte der erste Auditor: „Dies ist der Henker, der die Folter an Ihnen zu vollziehen hat. Erklärt der Gefangenen den Gebrauch der Instrumente."

Die blutigen Gesetzbücher früherer Zeit schrieben bei der „peinlichen Frage", also bei der Anwendung der Folter, gewissermaßen ein Vorspiel, die sogenannte „Territion" oder Abschreckung, vor. Bevor man den Gefangenen wirklich folterte, führte man ihn nach der Folterkammer, und der Henker mußte ihm hier auf das Ausführlichste alle Instrumente erklären. Der Henker hatte zu diesem Zwecke eine Probe seiner Redefertigkeit abzulegen, und seine Aufgabe war es, dem Delinquenten die Qualen, die ihm bevorstanden, auf das Deutlichste zu schildern und ihn so ängstlich als möglich zu machen. Dann wurde der Delinquent gewöhnlich in seine Zelle zurückgeführt und es wurden ihm einige Tage Bedenkzeit gelassen; nach diesen begann erst, wenn er verstockt blieb, die eigentliche Folter. Besonders Frauen gegenüber wendete man die „Territion" an, weil man wußte, daß schon der Anblick mehrerer gewöhnlich noch blutbefleckter Marterinstrumente auf das Frauengemüth so wirkte, daß die Unglücklichen nach der Bedenkzeit ohne Weiteres gestanden, in den meisten Fällen Dinge, die sie nie begangen hatten und an denen sie gänzlich unschuldig waren.

Der Henker, der in Rußland stets ein begnadigter Verbrecher war, der selbst unter strenger polizeilicher Aufsicht

stand und sein Leben nur behielt, weil er sich dazu hergab, anderen Leuten auf dem Rechtswege das Leben zu nehmen, glaubte, als er das bleiche Gesicht Maria's betrachtete, leichte Mühe mit diesem halben Kinde zu haben, das jetzt schon mehr todt als lebendig schien.

„Ich weiß nicht, was Ihr gethan habt,“ sagte er zu der Gefangenen, „was es aber auch sei, gesteht nur und nennt auch Eure Mitschuldigen. Ich kann Euch nicht schonen, und was Euch bevorsteht, ist schrecklich genug. Ich will Euch nur die untersten Grade der Folter zeigen, gewissermaßen den Anfang der Qualen, die Euch bevorstehen; und solltet Ihr die durch irgend eine Hilfe des Teufels oder infolge Eurer Verstocktheit aushalten, so werde ich Euch dann mit anderen Graden der Tortur aufwarten, gegen welche diese ersten Grade Euch vorkommen sollen wie eine Wohlthat. Diese ersten Grade sollen Euch dann Honig sein gegenüber den gallenbitteren Schmerzen, die Euch die nächsten Grade verursachen. Hier sehet diese Schraube. Ich werde sie Euch zuerst anlegen und Eure Daumen dazwischen stecken, und so lange diese Schraube herumdrehen, bis Eure Daumen zerquetscht sind, bis das Mark aus Euren Knochen dringt und das Fleisch in Fetzen herunterhängt. Ich stecke hier dieses Stückchen Holz zwischen die Schrauben und drehe zu. So wie dieses Holz knirscht, so werden Eure Knochen knirschen. Gleichzeitig werde ich Euch aber eiserne Hülsen um Eure Füße legen. Ihr sehet diese Spitzen im Inneren der eisernen Hülsen. Hier sehet die Schrauben, mit denen die Hülsen zusammengeschraubt werden. Die Spitzen dringen Euch in das Fleisch, sie reißen blutige Stücke heraus, und je mehr diese ‚Stiefel‘ zusammengeschraubt werden, desto mehr dringen sie Euch in die Knochen hinein und zermalmen Euch diese, so wie die Daumschrauben Eure Finger. Glaubt nur ja nicht, Schreien helfe Euch, oder Ungeberdigthun; je un-

geberdiger Ihr Euch zeigt, desto mehr werden diese Schrauben hier zusammengezogen. Wenn Ihr glaubt, daß Ihr durch Ohnmachten uns zwingen könnt, aufzuhören, so täuscht Ihr Euch. Wenn Ihr ohnmächtig werdet, dann dreht man die Schrauben noch ein paarmal herum, und der Schmerz macht Euch wieder lebendig, selbst wenn Ihr schon beinahe todt wäret. Aber alles dieses ist nur der Anfang, nur der Beginn der Martern, denen Ihr unterworfen werdet. Hier, sehet Ihr diese Bank, welche am oberen und unteren Ende Räder hat? Auf diese Bank werdet Ihr gelegt und Eure Füße und Eure Hände werden mit Lederriemen an die obere und untere Welle befestigt, die an den Rädern sitzen. Dann werden die Räder, eins rechts, das andere links herumgedreht, bis Euer Körper ganz auseinander gereckt ist, alle Sehnen und Muskeln bis zum Zerspringen angespannt sind und Eure Knochen knackend und krachend auseinanderfahren. Wenn Ihr dann frei schwebt, werde ich mit dieser ledernen Peitsche, die mit Draht durchflochten ist, so lange auf Euern Körper schlagen, bis dieser bricht oder bis Ihr gesteht. Glaubet nur, wenn Ihr auf der Streckbank liegt, und jedes Stückchen Fleisch und jeder Knochen ist angespannt, so schmerzt eine Berührung mit dem Finger so, wie unter anderen Umständen die Berührung mit glühendem Eisen. Denkt Euch, welche Wonne es für Euch sein wird, wenn diese Knute auf Euren Rücken fällt und aus Eurem bis zum Zerspringen gespannten Körper blutige Fetzen herausreißt! Noch immer aber sind wir beim ersten Grade der Folter und im Anfange; noch immer zeige ich Euch den Honigseim. Und wenn Ihr durch Bosheit und Tücke bisher alle Qualen ausgehalten habt, so sollt Ihr mir doch hier auf dieser Bank gestehen. Hier will ich Euren Körper ---"

Der Henker wurde durch einen halblauten Schrei unter-

brochen, den Maria ausstieß, bevor sie ohnmächtig zusammenbrach.

Der erste Auditor lächelte. „Sie hat schon genug,“ sagte er, „bringt sie nach ihrer Zelle zurück, wir können morgen fortfahren. Die Einsamkeit wird ihr wohl eine bessere Ueberlegung beibringen. Wer erst diese Instrumente gesehen hat, dem vergeht das Lügen und die Verstocktheit.“

Maria wurde von den Soldaten aufgehoben und nach ihrer Zelle zurückgebracht.

10.

Die alte, von Petersburg nach Ostpreußen führende Heerstraße nahm fast denselben Weg, wie die heutige Eisenbahn von Warschau über Wilna nach der russischen Hauptstadt. Sie führte von Petersburg über Luga nach Pskow, von dort nach Dünaburg und über Kowno nach Gumbinnen und Königsberg. Der Weg über Wilna, Grodno, Warschau war für den Grafen Hordt weniger bequem. Er führte durch das damals noch selbstständige Polen, und dort konnten für seine Reise nicht die Bequemlichkeiten wie in Rußland getroffen werden. Wenn er die preußische Grenze erreichte, dann konnte er als Gesandter des Zaren an König Friedrich II. auf die eifrigste Unterstützung aller Behörden rechnen, während es mit Vorspannpferden in dem durch Kriege und Revolutionen ausgesaugten Königreich Polen sehr schlecht stand.

Man reiste zu Wagen und zwar in Rußland in besonderen Reisekibitken. Es waren dies große Wagen mit Federn, welche indeß die Stöße, die man im Wagen erhielt, bei der entsetzlichen Holperigkeit des Weges nur zum geringen Theil abfangen konnten. Es befanden sich daher in diesen Fahrzeugen stets Matratzen, auf welchen die Fahrgäste in halb liegender Stellung ruhten. An der Rückwand waren Haken befestigt, an denen die für die Reise nothwendigen

Gegenstände, wie Waffen, Kochapparate, Toilettenzeug, aufgehängt waren. Der Reisende führte Proviant mit sich, auch Wein; denn in den russischen Posthäusern gab es nur Thee und im günstigsten Falle ein paar Eier oder ein Huhn. Das Gepäck war hinten auf der Kibitke und auf deren Dach befestigt. Vorn auf dem Bock saß der Kutscher, der Jämtschik, und neben ihm der Diener; bei der Reise des Grafen Hordt der holsteinische Soldat, der so viel Russisch gelernt hatte, um Hordt während der ganzen Reise durch das russische Reich als Dolmetscher dienen zu können.

Der Aufbruch des Grafen war ohne Aufsehen erfolgt. Der Kaiser hatte Gudowitsch die Einrichtung der Reisekibitke für Hordt übertragen, und diese fuhr bei der Datsche des Grafen vor. Hordt eilte zum Kaiser, der trotz der frühen Morgenstunde ihn empfing, um seine letzten Instruktionen und auch die Briefe für König Friedrich in Empfang zu nehmen; dann vertauschte Hordt seine russische Galauniform mit einem Reiseanzug und machte sich auf den Weg. Da sein Diener mitfuhr und um den Zweck der Reise nur der Kaiser und Gudowitsch wußten, war der Graf aus Oranienbaum so plötzlich verschwunden, als hätte ihn der Erdboden verschlungen.

Um die Geschwindigkeit der Reise zu fördern, waren nicht die sonst üblichen drei Pferde, die „Troika", vor die Kibitke gespannt, sondern es waren von Anfang der Reise an vier Pferde vorgelegt, die bei schwierigen Stellen des Weges auf sechs vermehrt wurden. Die beiden vordersten Pferde, die sogenannten Spitzenpferde, wurden dann von einem Reiter im Sattel, der auf dem vordersten Sattelpferde saß, gelenkt. Alle zwei Stunden spätestens wurden auf den Stationen die Pferde gewechselt, die immer schon bereit standen. Das Wechseln geschah binnen wenigen Minuten; der Postmeister, welcher wußte, daß

ein Abgesandter des Kaisers befördert wurde, erschien in Galauniform an der Kibitke und fragte mit Bücklingen und Verbeugungen nach den Befehlen des hohen Gastes. Dann ging es mit den frisch ausgeruhten Pferden im wildesten Galop weiter.

Auf den Stationen, wo man erwarten konnte, daß Hordt dort übernachten würde, war Proviant bereit gestellt, soweit der elende Charakter der Gegend, in der man sich befand, es gestattete. Hordt hatte dann die Wahl, ob er die Nacht durch, während er — so gut es ging — auf der Matratze in der Kibitke schlief, weiterfahren wollte, oder ob er es vorzog, Matratze und andere Polster aus seiner Kibitke in das Posthaus schaffen zu lassen und dort zu übernachten. Sehr bald überzeugte sich Hordt davon, daß es zwar unangenehm sei, im Wagen zu schlafen, weil man durch die Stöße an den schwierigen Stellen des Weges immer aufgeschreckt wurde; aber dafür war es im Wagen luftiger und reinlicher, als in den Posthäusern. Deshalb ging vom dritten Tage ab die Fahrt ohne Unterbrechung bei Tag und Nacht weiter.

Der Graf war wieder soweit gekräftigt, daß er die Strapazen dieser Reise sehr wohl überstehen konnte. Das Wetter war meist schön; durch die auseinandergezogenen Ledervorhänge konnte der in der Kibitke liegende Reisende die Gegend beobachten, in welcher der Frühling erst jetzt seinen Einzug hielt. Außerdem blieb dem Grafen noch sehr viel Zeit zum Nachdenken und zu Erinnerungen theils sehr trauriger, theils wehmüthiger Art, besonders wenn er an Maria Talizin dachte. . . .

Je näher er aber der Grenze kam, desto mächtiger wurde das Gefühl in ihm, das Land wieder zu sehen, das seine zweite Heimath geworden war. Vor Allem trat mehr und mehr der Gedanke in den Vordergrund, daß er nun endlich auch seinen königlichen Herrn wiedersehen sollte. Erst

in Königsberg aber konnte Hordt erfahren, wo sich Friedrich augenblicklich aufhielt.

Am sechsten Tage nach seiner Abreise langte der Graf in Königsberg an. Der letzte Reisetag war bereits durch preußisches Gebiet gegangen; aber es sah recht traurig in Ostpreußen aus. Sechs Jahre lang hatten als Feinde hier die Russen gewüthet und das Land in eine Wüstenei verwandelt. Städte und Dörfer waren niedergebrannt, die Einwohner zum größten Theil geflohen, die Felder unbestellt und die Wälder verwüstet. Immerfort kam man durch Ruinen von Ortschaften, in denen man höchst selten einen Einwohner erblickte, der in dem Schutt herumsuchte oder Anstalten traf, sich wieder darauf anzusiedeln. In Königsberg funktionirten noch die russischen und preußischen Behörden nebeneinander. Die preußischen Behörden hatten soeben die Verwaltung der Provinz übernommen und die russischen übergaben ihnen das Land, das sie jahrelang fast ununterbrochen wie eine eroberte Provinz behandelt hatten. Graf Tschernyschew mit dem Gros des russischen Hilfskorps war nach Süden in der Richtung nach Breslau abgezogen. Trotzdem wimmelte es noch in Ostpreußen von Russen, von dem Troß der russischen Armee, die nach Dänemark ging, und von zahlreichen Nachzüglern.

Graf Hordt mußte die Route Königsberg-Frankfurt a. O. und von dort nach Breslau einschlagen, wollte er nicht noch auf dem letzten Theile der Reise quer durch polnisches Gebiet gehen, das am meisten durch die Kriege gelitten hatte, und wo am allerwenigsten auf Beförderung durch Vorspannpferde zu rechnen war.

Am zwölften Tage seiner Reise langte er endlich in Breslau an, um dort zu erfahren, daß der König sich hier nicht mehr aufhalte. Er war Tags zuvor nach Bettlern, einem kleinen Ort an der Lohe, einem linken Nebenfluß der Oder, aufgebrochen, um dort seine Armee zu konzentriren

und den Feldzug gegen die Oesterreicher zu beginnen. Hordt hielt sich nicht auf, sondern brach noch in der Nacht nach Bettlern auf, das er in frühester Morgenstunde erreichte.

Im dortigen Pfarrhof hatte der König sein Quartier genommen. Hordt meldete sich beim dienstthuenden Adjutanten und gab seine Papiere ab, insbesondere die Schriftstücke, die Kaiser Peter III. für seinen königlichen Freund ihm eingehändigt hatte. Hordt wurde darauf in der Nähe des Pfarrhofes vorläufig untergebracht und hatte hier Zeit, seine Galauniform anzulegen, da er ja wohl vom König persönlich binnen kurzer Zeit empfangen werden mußte.

In der That erschien bald darauf ein Adjutant, der ihn zum König befahl. In dem Studirzimmer des Pfarrers von Bettlern hatte Friedrich sein Arbeitskabinet eingerichtet, und von diesem kleinen Zimmer aus wurden augenblicklich die Geschicke Europa's, wenigstens des nordwestlichen Theiles von Europa, gelenkt. Im Hausflur und in den anderen Zimmern wimmelte es von Generalen und anderen Offizieren. Vergeblich suchte aber Graf Hordt unter ihnen einen einzigen Bekannten. Seydlitz und Zieten waren noch die einzigen, mit denen Hordt persönlich bekannt war. Aber diese befanden sich nicht in Bettlern, sondern draußen bei der Kavallerie, die bereits im Vorterrain operirte.

Endlich stand Graf Hordt vor dem König Friedrich. Er erschrak, als er sah, wie sehr sich äußerlich der Monarch verändert hatte. Als der Feldzug vor länger als sechs Jahren begann, war Friedrich noch eine kräftige Gestalt, voll soldatischer Straffheit, die ihren Kopf so hoch und stolz trug, wie dies nur ein König thun kann. Und jetzt sah er vor sich eine fast gebrochene Greisengestalt, in der nichts mehr lebendig schien, als die großen, leuchtenden Augen. Vollständig geknickt war die königliche Haltung Friedrich's; sein Nacken gebeugt, seine ganze Gestalt in sich zusammengefallen. Deutlich sah man selbst in dem Aeußeren

des Königs, daß er zweimal in den letzten sechs Jahren in der Verzweiflung dicht vor dem Selbstmord gestanden, daß er Uebermenschliches, Fürchterliches in dieser Zeit erduldet hatte. Nur die Stimme des Königs klang noch frisch, wenn auch etwas rauher als früher.

Er begrüßte Hordt freundlich in französischer Sprache, reichte ihm die Hand und sagte ihm: „Seien Sie willkommen, besonders da Sie der Bringer guter Nachrichten sind. Wir haben sie nöthig, und wie ich sehe, ist Ihnen Ihre Gefangenschaft auch nicht so schlecht bekommen, wie mir die letzten Jahre. Ich habe vergebliche Versuche gemacht, Sie zu befreien und Sie auszuwechseln, aber die Kaiserin Elisabeth mußte ein Opfer für Zorndorf haben, und das waren Sie. Ich bin Ihnen eine Genugthuung dafür schuldig, denn Sie haben Ihre traurige dreijährige Haft um meinetwillen erlitten. Ich habe dafür gesorgt, daß Sie im Avancement nicht übergangen worden sind, und es wird Ihnen heute noch das Patent als Oberst, vorläufig ohne Regiment, und als mein Adjutant ausgefertigt werden. Ich bleibe damit immer noch hinter meinem Freunde Peter zurück, der, wie Sie mir geschrieben haben, Sie bereits zum General befördert hat. Die Briefe, die Sie mir überbracht haben, erfüllen mich mit aufrichtiger Freude. Wie Sie wissen werden, wünscht der Kaiser eine Unterredung in Danzig, und sie wird sich vielleicht ermöglichen lassen. Ich hoffe den Oesterreichern schon in allerkürzester Frist zu zeigen, was die politische Veränderung der letzten Zeit zu bedeuten hat. Dann werde ich wohl auf dem Kriegsschauplatz für einige Zeit entbehrlich werden und kann nach Danzig gehen. Sonst muß der Kaiser sich nach Breslau bemühen, wenn ich mich nicht weiter vom Kriegsschauplatz entfernen kann. Ich werde Ihnen diesbezügliche schriftliche Mittheilungen an den Kaiser mitgeben und Sie außerdem noch mündlich informiren. Nun

aber will ich von Ihnen ausführliche Erklärungen über die Verhältnisse am russischen Hofe haben, denn Sie sind der Erste, der direkt von dort zu mir kommt. Bisher war ich auf die Berichte des von der Goltz und auf Ihre Relationen angewiesen. Kommen Sie mit mir nach dem Garten; wir wollen dort im Auf- und Abgehen uns unterhalten. Sie sind mein Gast bei Tisch; aber natürlich dürfen Sie nicht vergessen, daß Sie nicht am Hofe von Oranienbaum sind, sondern im Feldlager eines armen Königs, der seit Jahren um sein Land und um seine Existenz kämpft. Und nun vorwärts, hinaus in den Garten!"

Ja, das war noch König Friedrich II., wie ihn Graf Hordt gekannt hatte; das war noch der stets bewegliche Geist, der Mann der raschen Auffassung, der nie rastende Denker. Wohl war die äußere Gestalt des Königs gebrochen; aber sein Geist war noch immer frisch, und so lange dieser Geist lebte, konnte Friedrich der Große nicht untergehen, konnten seine Gegner nicht triumphiren!

Fast zwei Stunde lang dauerte der Spaziergang des Königs mit Hordt unter den blühenden Bäumen des Pfarrgartens. Hunderte von Fragen hatte der König zu stellen, die Graf Hordt so gut als möglich beantwortete. Der König schien außerordentlich befriedigt; ebenso schienen die Nachrichten, die er erhalten hatte, ihn zu erfreuen. Er war bei Tisch, bei dem es allerdings sehr einfach herging, heiter, gesprächig, er scherzte und lachte wie seit langer Zeit nicht, und für Hordt hatte er noch eine besondere Ueberraschung aufgespart. Als dieser die Serviette von seinem Teller hob, fand er unter derselben die Insignien des Ordens pour le mérite, des höchsten Tapferkeitsordens, den Friedrich der Große zu verleihen hatte.

— — — — — — — — — — — —

Mehrere Tage hatte nun Hordt Zeit, sich zu überzeugen,

welch' günstige Wendung durch den Tod der Kaiserin Elisabeth für das schon fast verlorene Preußen gekommen war. Die Offiziere und Mannschaften der Armee waren wieder voll Muth, die strategischen Verhältnisse für die Eröffnung des Feldzuges außerordentlich günstig. Nach allen Nachrichten, die man erhielt, waren die Oesterreicher deprimirt und zum Frieden geneigt. Auch von Frankreich kamen günstige Nachrichten, wonach dort ebenfalls die Hartnäckigkeit Peter's III., der sich auf kein neues Bündniß einlassen wollte, die Sehnsucht nach einem Friedensschlusse mit Preußen sehr gesteigert hatte.

Täglich mußte Graf Hordt während der freien Zeit des Königs diesem zur Verfügung stehen. Immer wieder wurden die russischen Verhältnisse erörtert, und Hordt hatte Gelegenheit, zu erstaunen, mit welcher Sicherheit der König aus der Entfernung diese Verhältnisse beurtheilte. Er äußerte sich selbst über die Situation Peter's III. mit einer Präzision, die Hordt in Erstaunen setzte. „Ich muß," sagte der König, „dafür sorgen, daß ich die augenblickliche russische Freundschaft ausnütze und den Feldzug beendige. Die günstige Konstellation dauert vielleicht nur einige Monate. Peter III. wüthet gegen sich selbst und thut alles Mögliche, um sich seinem Volke zu entfremden. Dabei hat er eine Todfeindin an seiner eigenen Gattin, und nach dem, was Sie mir mitgetheilt haben, Graf, thut er alles Erdenkliche, um die Feindschaft der Frau zu nähren. Ich muß mir indirekt einen Vorwurf machen; ich habe diese Ehe angestiftet. Ich schlug der damaligen Kaiserin Elisabeth durch meinen Gesandten vor, den Thronfolger mit seiner jetzigen Gattin zu vermählen. Das war lange vor dem Kriege und mein Verhältniß zur Kaiserin Elisabeth noch ein sehr gutes; war ich doch von der verstorbenen Kaiserin selbst in dieser Familienangelegenheit um Rath gefragt worden. Mahnen Sie den Kaiser zur Vorsicht;

nach meiner Ueberzeugung bewegt er sich auf einem Vulkan, der eines Tages einen gewaltsamen Ausbruch haben und ihn vernichten kann. — Ich hätte Sie länger hier behalten, aber die Briefe, die ich Ihnen an den Kaiser mitzugeben habe, sind fertig geschrieben bis auf einen eigenhändigen, den ich morgen unter allen Umständen anfertigen muß. Sie können dann die Rückreise nach Petersburg antreten, und wenn wir uns wiedersehen, Graf, wird dies in Berlin sein, in Friedenszeiten, die hoffentlich lange nicht gestört werden sollen. Ganz Europa ist erschöpft und sehnt sich nach Ruhe; nur die Kaiserin Maria Theresia glaubt noch verpflichtet zu sein, den Krieg gegen mich zu führen. Der Abfall ihrer Bundesgenossen wird sie endlich wohl eines Besseren belehren. Sie bleiben vorläufig der Person des Zaren attachirt, suchen Sie uns aber Freundschaft im Lager der Kaiserin zu erwerben. Stecken Sie sich hinter die Weiber, dann erreichen Sie etwas. Der ganze Krieg ist Weiberwerk und ward von Weibern gegen mich geführt. Ihre Aufgabe, mein lieber Graf, ist es, uns die Damen am russischen Hofe geneigt zu machen."

— — — — — — — — — — — —

Als die Kaiserin Katharina erfuhr, daß durch den bodenlosen Leichtsinn Alexei Orlow's der Brief mit der Schmähschrift gegen den Kaiser und den König von Preußen in die Hand des Zaren gelangt war, erschrak sie so heftig, wie noch nie während der Zeit, in der sie sich auf diese Verschwörung gegen ihren Gatten eingelassen hatte. Sie mußte sich sagen, daß die Tollkühnheit und der Leichtsinn der Orlow's und ihres Anhanges binnen Kurzem doch eine Entdeckung gewaltsam herbeiführen würde, ehe noch der ganze Plan gereift war, und dann drohte auch ihr ein sehr trauriges Schicksal.

Peter ging ja schon mit dem Plane um, sie vom Throne zu verstoßen und in ein Kloster zu sperren. Den Sohn

Paul Petrowitsch wollte er von der Thronfolge ausschließen, und jedenfalls schonte er das Leben von Mutter und Sohn nicht, wenn er die Verschwörung der Gattin entdeckte. Nicht nur nach russischen Begriffen, sondern selbst nach den Anschauungen westeuropäischer Höfe hatte er entschieden das Recht, seine Gattin, wenn sie gegen seine Sicherheit und sein Leben konspirirte, mit dem Tode zu bestrafen. Katharina mußte darauf gefaßt sein, daß, wenn man ihren Plan entdeckte, sie in ein Gefängniß gebracht und dort binnen wenigen Stunden vergiftet oder erwürgt wurde. Ein gleiches Schicksal stand ihrem Sohne bevor. Ganz plötzlich, wie die Verhaftung ihrer Hofdame, konnte auch für sie der Augenblick kommen, in dem die Wachen in ihr Zimmer traten und sie zur Gefangenen erklärten. Selbst wenn ihr Plan dann so weit gediehen war, um eine Revolution zu erzeugen, so hätte diese der Kaiserin nicht mehr geholfen; denn ehe die Revolution ausbrach, war Katharina eine Leiche.

Die Daschkow war es, die mit einem Vorschlag herauskam, der sofort die Billigung der Kaiserin fand.

„Ich schlage Eurer Majestät vor," sagte sie, „Wohnung in Peterhof zu nehmen. Das Schloß von Peterhof hat Eurer Majestät früher im Sommer immer als Aufenthalt gedient und Niemand kann sich wundern, wenn Sie jetzt in der heißen Zeit an den Meeresstrand gehen. Es liegt so nahe bei Oranienbaum, daß der Kaiser keinen Verdacht schöpfen kann, da er annehmen muß, daß Peterhof von hier sehr gut überwacht werden kann. Andererseits liegt Peterhof aber näher an Petersburg, und, was das Wichtigste ist, man kann in Peterhof für die Sicherheit Eurer Majestät viel bessere Vorkehrungen treffen, als hier. Man kann in der See, unmittelbar am Schloß, eine Yacht ankern lassen, welche Tag und Nacht für eine plötzliche Flucht bereit ist. Wenn es sein muß, kann Eure Majestät auf

dieser Yacht nach Schweden hinüber fahren und sich dort in Sicherheit bringen. Man kann Pferde und Wagen bereit halten, mit denen man zu jeder Tages- und Nachtzeit auch nach Petersburg flüchten kann; man kann endlich zur Bewachung des Schlosses Eurer Majestät ergebene Soldaten heranziehen. Jedenfalls ist es leichter, dort mit unseren Petersburger Freunden zu verhandeln, als hier, wo wir unter unmittelbarer Aufsicht des Kaisers stehen, wo uns die holsteinischen Soldaten bewachen, und wir jede unserer Bewegungen, jedes Wort sorgfältig abwägen müssen, wollen wir nicht bei den hundert Augen, die uns beobachten, irgend einen Verdacht erregen."

„Dein Vorschlag ist gut," erklärte die Kaiserin; „aber wie willst Du ihn zur Ausführung bringen? Der Kaiser wird es nimmermehr zugestehen, daß ich mich von Oranienbaum entferne; am wenigsten jetzt, nachdem er Verdacht gegen Maria Talizin geschöpft hat. Er wird fürchten, daß ich mich seiner Aufsicht entziehen will, und mich vielleicht infolge dessen noch strenger überwachen lassen als bisher. Dann vergiß auch nicht, daß wir unsere unglückliche Gefangene hier nicht im Stich lassen können. Du hast mir selbst erzählt, man wolle mit der Folter gegen sie vorgehen. Ich habe zu Maria volles Vertrauen, ich bin der Ueberzeugung, daß sie lange allen Versuchen, ihr ein Geständniß zu entlocken, Stand hält; was wird sie aber thun, wenn die furchtbaren Qualen der Folter ihren Widerstand brechen und sie wehrlos machen?"

„Auch daran habe ich gedacht. Ich weiß, daß die Gefahr, die von dieser Seite droht, sehr groß ist. Die Folter ist ein gefährliches Ding; die stärksten Männer haben ihr nicht widerstanden, obgleich das nichts sagen will, denn schwache Frauen sind oft im Ertragen von Schmerzen standhafter als die starken Männer. Ich glaube noch immer nicht daran, daß man Maria wirklich foltern wird."

„Wenn es nun aber doch geschieht?" entgegnete die Kaiserin, „dann sind wir Alle verloren!"

Die Daschkow sah prüfend in das Gesicht der Kaiserin. Die dunklen Augen der Fürstin glänzten unheimlich, als sie sagte: „Majestät, ein Unternehmen wie das unserige erfordert Opfer. Vielleicht ist es am besten, den Mund der Maria Nikolajewna für immer zu schließen. Es dürfte nicht schwer sein, ihr Gift beizubringen und ihr durch einen Zettel klar zu machen, daß sie nichts Anderes thun kann, als dieses Gift zu nehmen. Ich glaube, sie wird nicht lange zögern, sich den Tod zu geben, wenn sie sieht, daß ihr die Folter droht. Ich weiß, daß Eure Majestät stets für alle Nothfälle mit Gift versehen sind; ich weiß, daß Sie von den Männern der Wissenschaft, mit denen Sie verkehren, sich angeblich zu wissenschaftlichen Zwecken die schwersten Gifte haben anfertigen lassen. Geben mir Eure Majestät eine Quantität davon, und ich bringe diese sicher in die Hände Maria Nikolajewna's. Besser, sie stirbt allein und schweigt, als daß wir Alle unglücklich werden. Ohne Opfer geht es nicht ab."

„Nein, nein!" sagte abwehrend und heftig die Kaiserin, „darauf gehe ich nicht ein. Nein, das darf nicht geschehen. Maria Nikolajewna hat sich als meine beste, treueste Freundin gezeigt, sie hat um meinetwillen vieles gelitten, und ich will nicht, daß sie auch noch das Leben für mich hingibt, bevor dies vielleicht unabwendbar ist. Ich weiß wohl, daß es ohne Opfer nicht abgeht, besonders wenn wir entdeckt werden; aber dann nehme ich, wenn es sein muß, im entscheidenden Augenblick lieber selbst Gift, als daß ich mich dem Narren, der jetzt mein Herr ist, ausliefere."

Die Fürstin trat entsetzt einen Schritt zurück. „Welche Gedanken, Majestät!" rief sie; „Sie erschrecken mich und ich bitte Sie, unsere Freunde nichts davon hören zu lassen, sie würden Alle den Muth verlieren und nicht mehr mit

dem Eifer, wie bisher, unsere Pläne verfolgen, würden sie erfahren, daß Eure Majestät selbst kleinmüthig geworden sind und an Selbstmord denken. Was soll aus uns Allen werden, wenn Majestät zu einem solchen verzweifelten Mittel greifen? So lange Eure Majestät lebt, haben wir einen Mittelpunkt, um den wir uns schaaren können. Die Person Eurer Majestät ist mehr werth als eine Armee. Ich möchte meinen Kopf zum Pfande setzen, daß, wenn Eure Majestät ohne alle Vorbereitung nach Petersburg fahren, vor die versammelten Soldaten treten, selbst vor Diejenigen, die noch nicht durch unsere Freunde gewonnen sind, und sie um ihren Schutz bitten, ihnen mittheilen, der Kaiser trachte Ihnen und Ihrem Sohne nach dem Leben, daß Sie dann gewonnenes Spiel hätten. Nicht ein Mann würde zurücktreten; begeistert würde Ihnen Alles huldigen. Was soll aus uns werden, wenn Sie selbst verzagen, wenn Sie selbst daran denken, sich im entscheidenden Augenblicke aller Gefahr durch ein solches Mittel zu entziehen?!"

„Ich theile Dein Vertrauen auf einen derartigen Staatsstreich nicht," erklärte die Kaiserin; „Du brauchst aber andererseits nicht zu fürchten, daß ich einen vorzeitigen Selbstmord begehen will. Ebenso wenig aber will ich, daß wir voreilig gegen Maria Nikolajewna vorgehen und ihr Gift beibringen. Du sagst, meine Freunde würden von mir abfallen, wenn ich mich zaghaft und kleinmüthig zeige. Was sollen meine Freunde und Freundinnen von mir sagen, wenn sie sehen, daß ich ihnen in der Noth nicht anders zu helfen weiß, als indem ich ihnen den Giftbecher reiche? Nein, nein, wir müssen andere Mittel finden, um Maria Nikolajewna zu helfen. Du sagtest mir, Du hättest einen Plan, mit Gudowitsch über die Sache zu sprechen?"

„Ich habe es gethan," erklärte die Fürstin Daschkow, „aber Gudowitsch ist merkwürdig zurückhaltend, und wenn

er mich auch geduldig anhört, so gibt er mir doch keine Antwort. Er mißtraut mir und ist der Sache seines kaiserlichen Herrn zu sehr ergeben, um mir gegenüber auch nur die geringste Kleinigkeit zu verrathen. Ich habe ihn darauf aufmerksam gemacht, daß er es in der Hand habe, seinen Herrn vor einem großen Fehler zu bewahren; ich habe ihm zu verstehen gegeben, daß insbesondere Friedrich der Große, vor dessen Urtheil der Kaiser doch einen so großen Respekt hat, jedenfalls sehr sonderbar von dem Kaiser denken würde, erführe er, dieser habe die soeben abgeschaffte Folter wieder zur Anwendung gebracht, und noch dazu einem Weibe gegenüber. Gudowitsch hat mich darauf lange und prüfend angesehen und geschwiegen. Ich bin überzeugt, er unterbreitet dem Kaiser diese Meinung, und vielleicht geht der Kaiser auf den Gedankengang ein. Andererseits soll aber der Kaiser, wie ich erfahren habe, so empört über die Beleidigungen sein, die gegen den Preußenkönig im Pamphlet enthalten sind, daß er vernünftigem Zureden ganz und gar unzugänglich ist. Ich will aber Gudowitsch noch einmal aufsuchen und mit ihm die Angelegenheit besprechen. Dann aber will ich ihm den Gedanken an die Uebersiedelung Eurer Majestät nach Peterhof unterbreiten. Ich glaube, Gudowitsch geht darauf ein, da die Anwesenheit Eurer Majestät dem Kaiser in vieler Beziehung lästig ist."

„Thue Dein Möglichstes," entgegnete die Kaiserin, „aber vergiß nicht, daß ich gegen Maria Nikolajewna keine Gewalt dulde, so lange wir uns mit anderen Mitteln helfen können."

— — — — — — — — — — — —

Im Parke von Oranienbaum ging in den Nachmittagsstunden vor dem Diner Zar Peter mit seinem Adjutanten Gudowitsch spazieren. Der Kaiser hatte die Hände auf den Rücken gelegt, den Kopf weit vornübergebeugt und, mit den Augen den Boden musternd, hörte er eifrig seinem

Adjutanten zu, der auch auf dem Spaziergange dem Kaiser Vorträge halten mußte.

Selten mag es einen Mann gegeben haben, der mit außerordentlicher Zuneigung und Treue gegen den Monarchen eine solche Arbeitskraft und Geschicklichkeit verband, wie Gudowitsch. Sein Vortrag war beendet, und der Kaiser klopfte ihm anerkennend auf die Schulter.

„Ich danke Dir," sagte er, „wenn ich Dich nicht hätte, würde ich wahrhaftig mit meinen Arbeiten nicht fertig. Niemand versteht mich außer Dir. Ich wünschte, Graf Hordt wäre wieder hier; er könnte Dir wenigstens bei dem beginnenden Feldzug einen Theil der Arbeiten abnehmen. Nebenbei ist es auch Dein Verdienst, daß er auf allen Stationen bis an die preußische Grenze eine so gute Aufnahme gefunden hat. Das hast Du auf meinen Befehl veranlaßt. Du weißt, es ist gestern ein Brief von ihm gekommen, den er vor dem Ueberschreiten der Grenze geschrieben hat, und in dem er sich bei mir aufrichtig für alle Vorbereitungen und für die Erleichterungen der Reise bedankt. Das Verdienst gebührt lediglich Dir. Du hast den Brief gelesen?"

„Ja —" erklärte Gudowitsch gedehnt. Er zog dieses „Ja" außerordentlich in die Länge.

Der Kaiser sah ihn erstaunt an und sagte: „Was bedeutet dieses ‚Ja'? Hast Du etwas auf dem Herzen? Heraus damit!"

„Euer Majestät waren so gütig, mir den Brief des Generals v. Hordt zur Durchsicht zu geben, und ich habe da eine eigenthümliche Entdeckung gemacht."

„Und die wäre?"

„Die Handschrift des Grafen Hordt erinnert mich lebhaft an eine andere Handschrift, die uns vor einigen Tagen vorlag, und welche Eure Majestät auch sehr beschäftigt hat."

„Welche Handschrift ist dies?"

„Majestät, es ist dies die Handschrift der Briefe, die man bei der verhafteten Maria Orlow gefunden hat; die Briefe in deutscher Sprache. Ich habe gleich nach Empfang des Hordt'schen Briefes diesen mit den bei Maria Orlow vorgefundenen Schriftstücken verglichen, und die Handschrift stimmt auf das Genaueste."

Der Kaiser blieb überrascht stehen. „Das wäre doch sonderbar!" murmelte er. „Hordt sollte derartige Briefe mit jener Person gewechselt haben? Es ist doch auch anzunehmen, daß sie ihm geschrieben haben wird. Was hältst Du von der Sache?"

„Befehlen Eure Majestät, daß ich rede?"

„Ja, ich befehle es Dir, ich befehle es ausdrücklich, mir offen zu sagen, was Du von der Sache hältst."

„Nun, ich meine, Majestät, der Graf Hordt hat sich durchaus nichts Schlimmes dabei gedacht, als er in ein Verhältniß zu der jetzigen Gefangenen trat. Jedenfalls hat sie ihn in ihre Netze gezogen, und eine vortreffliche Lehrmeisterin hat sie ja in der intriganten Fürstin Daschkow. Majestät wissen, daß ich sonst nicht zu den Leuten gehöre, welche die Handlungsweise Ihrer Majestät unserer erhabenen Kaiserin verdächtigen; aber es scheint mir schon lange so, als ob die Damen in dem Gefolge der Kaiserin mit Vorliebe Verhältnisse unter den Herren aus dem Gefolge des Kaisers anknüpften; gewissermaßen, um sie zu sich hinüberzuziehen. So wird es auch mit dem Grafen Hordt der Fall gewesen sein."

„Du sprichst aus eigener Erfahrung?"

„Jawohl, Majestät. Wenn ich eitel genug wäre, so könnte ich zu dem thörichten Glauben kommen, Ihre Durchlaucht die Fürstin Daschkow wäre wahnsinnig in mich verliebt. Aber ich kenne diese intrigante Person durch und durch. Wie sie sich auch gibt, immer spielt sie eine Rolle mit der sie einen bestimmten Zweck beabsichtigt. Sie hat

die unglaublichsten Versuche gemacht, mich auszuholen und auszuforschen. Eure Majestät können sich aber darauf verlassen, daß sie keinen Erfolg gehabt hat."

„Ich glaube es Dir, Gudowitsch," entgegnete der Kaiser, seinem Adjutanten die Hand reichend; „Du bist der Einzige, auf den ich mich verlassen kann, der zu mir hält. Aber wie werde ich diese Weiber los? Du hast Recht, sie sind eine gefährliche Gesellschaft! Sie ziehen auch allerlei anderes Volk in die Nähe der Kaiserin, zum Beispiel diesen Orlow, dem ich später gehörig auf die Finger sehen werde. Am liebsten jagte ich das ganze Weibervolk von dannen."

„Nun, Majestät, dazu wäre eine günstige Gelegenheit. Die Fürstin Daschkow hat mich gestern aufgesucht und mir unter der Hand zu verstehen gegeben, Ihre Majestät die Kaiserin möchte gerne nach Peterhof übersiedeln. Geben Eure Majestät die Erlaubniß dazu und Sie werden hier in Oranienbaum die ganze Intriguenwirthschaft los. Sie bleiben ganz allein, und Keiner von den Herren aus dem Gefolge Eurer Majestät wird mehr von den Arbeiten abgehalten, die sich wegen des bevorstehenden Krieges mit Dänemark von Tag zu Tag häufen."

„Du hast Recht, Gudowitsch, ganz Recht. Sie sollen sich nach Peterhof packen, Alle zusammen! Ich will diese Weiber nicht mehr um mich sehen. Die Romanowna Woronzow hat mich wiederholt vor ihrer eigenen Schwester, dieser Fürstin Daschkow, gewarnt. Jetzt sehe ich, daß sie's wirklich ehrlich meinte, während ich früher geglaubt habe, sie thäte es aus Eifersucht. Diese Daschkow soll auch noch eines Tages reif werden für meinen Zorn. Ich werde der Kaiserin heute selbst mittheilen, daß ich nichts gegen ihre Uebersiedelung nach Peterhof habe, und morgen kann die Uebersiedelung schon stattfinden. — Aber um noch einmal auf den Grafen Hordt zu kommen: weshalb verschweigt denn die Gefangene, von wem die Briefe sind?"

Gudowitsch zuckte die Achseln. „Ich weiß es nicht, Majestät," sagte er; „das gehört wahrscheinlich mit zu dem Intriguenspiel. Aber Eure Majestät werden gütigst erlauben, daß ich darauf hinweise: es wäre überflüssig gewesen, wegen dieser Sache die Gefangene der Folter zu unterwerfen. Wir brauchen nur die Zurückkunft des Grafen Hordt abzuwarten, um wenigstens so viel zu erfahren, als er selbst weiß."

„Sehr richtig, Gudowitsch! Es lag ja auch gar nicht in meiner Absicht, die Folter anzuwenden, und wenn ich es gewollt hätte, so hast Du mich davon zurückgehalten, Dank Deinem Scharfblick. Ich habe ja auch nur befohlen, gegen die versteckte Person die Territion anzuwenden. Hast Du Nachricht darüber?"

„Zu Befehl, Majestät. Das Vorzeigen der Folterinstrumente hat auf die Gefangene einen furchtbaren Eindruck gemacht. Sie ist bewußtlos geworden und seit drei Tagen aus ihrer Bewußtlosigkeit nicht erwacht. Ich wollte Eurer Majestät diese Sache unterbreiten und unterthänigst fragen, ob denn nicht für die Gefangene ein Arzt besorgt werden soll. Wie mir der erste Auditor zur Weiterbeförderung an Eure Majestät mittheilte, scheint ein starkes Gehirn- oder Nervenfieber bei der Gefangenen ausgebrochen zu sein."

Peter blieb stehen und dachte einen Augenblick nach. Dann erklärte er: „Komm, wir wollen uns selbst davon überzeugen, wie die Sachen stehen."

Er schlug sofort den Weg ein, der zur Wache und dem Militärgefängniß führte, und einige Minuten später standen der Kaiser und Gudowitsch in der Zelle der unglücklichen Maria.

In der That war seit drei Tagen die moralisch gepeinigte und in Schrecken gesetzte Gefangene nicht zum Bewußtsein gekommen. Sie lag auf ihrer Holzpritsche,

und auf den ersten Blick sah man an ihrem gerötheten Gesicht, ihren irre hin und her wandernden Augen, daß sie nicht das volle Bewußtsein habe. Sie warf sich hin und her und stieß Rufe in deutscher, französischer und russischer Sprache aus.

Gudowitsch betrachtete den Kaiser und die Kranke, und sagte dann: „Majestät, was die Unglückliche auch gethan haben mag, man kann sie wohl nicht hier umkommen lassen. Außerdem dürfte es wichtig sein, daß sie am Leben bleibt. Soll nicht ein Arzt gerufen werden?"

Die Gutmüthigkeit Peter's III. hatte längst wieder die Oberhand über den Zorn gewonnen, den er jemals gegen Maria Talizin empfunden.

„Gewiß!" sagte er, „gewiß! Rufe meinen eigenen Leibarzt. Er soll sich der Kranken annehmen und für ihre Verpflegung sorgen. Man soll mir nicht nachsagen, daß in Rußland die Gefangenen, selbst wenn sie die schlimmsten Dinge gethan haben, unmenschlich behandelt werden. Nein, nein, Gudowitsch, keine Unmenschlichkeit! Was würde mein Freund Friedrich sagen, wenn er solches von mir erfahren würde! Du weißt, ich habe noch kein Todesurtheil unterschrieben, ich habe noch Niemand zur Knutenstrafe verurtheilt und noch nie Jemand während meiner Regierung nach Sibirien deportiren lassen."

Die letzten Worte sagte der Kaiser, als er mit seinem Adjutanten schon wieder vor der Thür des Militärgefängnisses war und nach dem Park zurückging.

„Warum schweigst Du?" fragte er Gudowitsch, als dieser nichts auf die Erklärung des Kaisers entgegnete; „oder bist Du auch der unsinnigen Ansicht, die neulich Münnich geäußert hat: die Russen seien daran gewöhnt, geknutet, geköpft und nach Sibirien geschickt zu werden, und wer sie nicht so behandle, der stehe bei ihnen nicht in Respekt?"

„Ich glaube, Majestät," entgegnete Gudowitsch, „Seine Excellenz der Herr Feldmarschall Münnich geht mit dieser Behauptung zu weit. Im Gegentheil glaube auch ich, daß Eure Majestät sich durch Ihre Milde und Güte die Herzen aller Vernünftigen gewonnen haben. Aber es gibt in Rußland recht viel Unvernünftige und Leute, die an gute Behandlung nicht gewöhnt sind. Diesen gegenüber muß man vorsichtig sein."

„Ach was," entgegnete der Kaiser, „Du bist ein altes Weib, Gudowitsch, ein altes Weib wie Alle. Ueberall seht ihr Gespenster, und wenn es nach euch ginge, müßte ich von Früh bis Abends zittern. Ich danke dafür, Selbstherrscher aller Reußen zu sein, wenn ich vor jedem Lufthauch zittern soll. Und das Schlimmste ist, daß ihr auch meinem Bruder Friedrich auf direktem und indirektem Wege mit diesen Sachen in den Ohren liegt und ihm klar zu machen sucht, ich sei wer weiß wie gefährdet. Nun, hoffentlich wird Hordt ihn endlich über die Verhältnisse aufklären. Vor Allem deshalb habe ich Hordt entsendet, und ich erwarte sehnsüchtig seine Rückkehr. — Erinnere mich daran, daß ich beim Diner heute meiner Gattin die Erlaubniß gebe, nach Peterhof zu gehen. Sie soll nicht behaupten können, daß ich ihr irgend einen Wunsch versagt hätte, selbst wenn er nur indirekt zu meinen Ohren kommt. Ich fürchte mich nicht vor ihr, so lange ich solche Freunde habe, wie Dich, Gudowitsch. — Und nun schicke der Gefangenen den Arzt. Ich will die eingelaufenen Depeschen lesen, und noch mit Münnich konferiren. Ah, das macht Freude, so die Vorbereitungen für einen Feldzug zu treffen! Hoffentlich hält die Freude während des ganzen Feldzuges an!"

— — — — — — — — — — — —

Wieder jagte die Kibitke, in der sich Graf Hordt befand, durch die russische Provinz Pskow. Viel schneller,

als der Graf gedacht, hatte er die Rückreise angetreten, und diese vollzog sich nicht so glatt, wie die Hinreise, denn alle Straßen waren vollgestopft mit Truppen, die für den dänischen Feldzug ihren Weg durch Ost- und Westpreußen und über Pommern nehmen sollten. Für den persönlichen Adjutanten des Zaren und den Kurier König Friedrich's waren natürlich trotzdem die Vorspannpferde überall zu haben; nur mußte manchmal der Jämtschik lange, lange warten, bis die Kolonnen vorübermarschirt waren, wenn er es nicht vorzog, querfeldein zu fahren, und das ging nicht überall, wenn durch Regen die Felder grundlos oder sumpfige Stellen zu passiren waren.

Im Auftrage des Königs hatte Hordt sich nach Berlin begeben, hatte dort vom Ministerium des Aeußeren Informationen geholt, welche die Befehle des Königs ergänzten, hatte von dem Geheimen Kabinetsrath Eichler die Geschenke empfangen, die der König für den Zaren, für die Kaiserin und deren Umgebung bestimmt hatte, und dann hatte er sofort die Rückreise wieder aufgenommen.

In drei oder vier Tagen mußte er nun in Petersburg sein, und dann begannen seine Operationen, für die Hordt jetzt endlich eine feste Norm hatte. Jetzt erst erinnerte er sich mit Vergnügen der Unterredung, die er mit der intriganten Daschkow kurz vor seiner Abreise gehabt hatte. Diese Beziehung wollte er ausnutzen, um seinem königlichen Herrn zu dienen, und die Daschkow sollte die Freude erleben, daß er ihr in der That vor dem gesammten Hofe huldigte.

Vielleicht bewegte Hordt zu diesem Entschlusse noch ein anderer Grund, den er nicht ohne Weiteres sich selbst gestehen wollte. Es war dies die Erbitterung, die er gegen Maria Talizin noch immer empfand. Dadurch, daß er der Fürstin Daschkow huldigte, wollte er zeigen, wie gleichgiltig ihm Maria geworden war, und selbst bei der Ueberreichung der königlichen Geschenke, die für Maria Talizin als eine der

Kaiserin nahestehende Dame bestimmt waren, wollte er seine ganze Kälte, wenn es sein mußte, seine Nichtachtung zeigen, soweit sich dies mit seiner Mission vereinigen ließ. Die Daschkow hatte Recht: Graf Hordt verstand nicht, mit Frauen umzugehen, am wenigsten mit Frauen an einem Hofe. Er war ein sentimentaler Schwärmer, der nicht dahin paßte, wo sich die Weiber mit Liebeleien und Intriguen abgaben. Er hatte sich nasführen lassen und sich wie ein verliebter Schulbube betragen; dafür wollte er sich jetzt rächen. Jetzt wollte er mit den Weibern spielen, so wie Maria Talizin mit ihm gespielt hatte. Das sollte seine Rache sein!

Und doch war ihm bei diesem Rachegedanken nicht wohl, doch wurde er das Gefühl des Schmerzes über die Täuschung, die ihm Maria bereitet hatte, nicht los. Tagelang beschäftigte er sich mit ihrer Person, tagelang mit der Erinnerung an die Zeit, in der er glaubte, von Maria wieder geliebt zu werden. Er hatte ja so sehr viel Zeit zum Nachdenken. Die Gegend, die er durch die geöffneten Vorhänge der Kibitke betrachten konnte, war nicht interessant; neu war sie ihm auch nicht, da er sie schon einmal vor Kurzem gesehen hatte. Es blieb ihm also nur die Beschäftigung mit seinen Gedanken; denn selbst Lektüre, wenn er welche bei sich gehabt hätte, wäre bei den Stößen des Wagens nicht möglich gewesen. . . .

Die Neigung, die Graf Hordt für Maria empfunden hatte, saß aber doch viel tiefer, als er selbst glaubte. Warum wäre ihm sonst immer der Gedanke an die nächtliche Schlittenfahrt gekommen, so sehr sich Hordt auch bemühte, ihn zu verscheuchen? Warum empfand Hordt dann ein Gefühl der Unzufriedenheit mit sich selbst und allen ihn umgebenden Verhältnissen, warum haßte er in solchen Augenblicken Maria Talizin, wenn sie ihm wirklich so gleichgiltig war, wie er sich selbst einredete?

Am 26. Mai war Graf Hordt von Oranienbaum abgefahren. Am 6. Juni war er bei König Friedrich in Bettlern eingetroffen, bis zum 12. hatte der Aufenthalt im Lager und in Berlin gedauert, und am 24. Juni gedachte er wieder in Oranienbaum zu sein. Wollte er noch bei der Kaiserin und ihren Damen irgendwie im Interesse des Königs arbeiten, so mußte er sich beeilen, denn da König Friedrich ohne Weiteres auf die Zusammenkunft mit dem Zaren eingegangen war, erfolgte wahrscheinlich die Abreise Peter's nach Deutschland schon in den ersten Tagen des Juli (russischen Styles), nachdem noch der Namenstag des Kaisers und des Kronprinzen, das Peter- und Paulsfest, am 29. Juni mit aller Feierlichkeit begangen worden war.

Der Weg führte Hordt in den letzten Tagen vor dem Eintreffen in Oranienbaum direkt von Süden nach Norden. Er befand sich auf der Straße nach Petersburg und konnte, da sehr viel Sumpf und Wald ein Ausbiegen verboten, nur über Kopscha und Strelna auf den Weg gelangen, der von Petersburg nach Oranienbaum führte. Diesen Weg mußte die Kibitke des Grafen Hordt dann nach Westen über Peterhof bis Oranienbaum verfolgen.

In den Abendstunden des 24. Juni wurde Strelna erreicht und die von Reitern und Fuhrwerken belebte Straße zwischen Oranienbaum und Petersburg präsentirte sich dem Reisenden jetzt doch anders als die Wege bisher, die entweder ganz verödet waren oder von einförmigen Truppenzügen wimmelten.

Hinter Peterhof kurz vor Oranienbaum machte die Kibitke des Grafen Halt. Der Diener sprang vom Bock und trat an den Wagen.

„Es kommt ein Leichenzug," meldete er seinem Herrn, „und nach der Sitte des Landes halten alle Fuhrwerke, bis er vorüber ist."

Auch Hordt stieg, um der Landessitte zu genügen,

welche das Grüßen der Leiche vorschreibt, aus dem Wagen und stellte sich daneben auf. Der Leichenzug war nur kurz. Er bestand aus einem einfachen Leichenwagen, auf dem ein ebenso einfacher Sarg stand; dann folgte eine Equipage, in welcher Graf Hordt den Admiral Talizin, den Onkel Maria's, bemerkte, den er im Verkehr bei Hofe natürlich ebenfalls kennen gelernt hatte. Dann folgten einige Wagen mit Dienerschaft und einige Diener zu Fuß, und Graf Hordt befahl seinem Diener, sich bei ihnen zu erkundigen, wer der Verstorbene sei.

Nach wenigen Minuten kam der Diener zu Hordt, der noch immer vor seiner Kibitke stand, zurück und berichtete ihm: „Die Verstorbene ist die Nichte Seiner Excellenz des Admirals Talizin, die Hofdame der Kaiserin, die Gattin des Lieutenants Orlow. Sie ist im Gefängniß an einem hitzigen Fieber gestorben."

Mechanisch stieg Graf Hordt wieder in seine Kibitke; der Diener sprang auf den Bock und weiter ging die Fahrt nach Oranienbaum, wo man in später Abendstunde anlangte.

Vor der Datsche des Grafen hielt der Wagen. Der Diener eilte in's Haus, um Licht zu machen und seinem Herrn in die Wohnung zu leuchten. Als er den Grafen eintreten sah, entfiel der Hand des Dienes fast der silberne, fünfarmige Leuchter, so entsetzte er sich vor dem Gesicht seines Herrn. Graf Hordt sah aschfarbig aus, und in den letzten Stunden der Fahrt schien er um viele Jahre gealtert. Der Diener war so bestürzt, daß er an eine ernstliche Krankheit glaubte, und den Grafen fragte, ob er einen Arzt holen solle. Hordt winkte aber nur schweigend ab und befahl dann dem Diener mit eigenthümlich matter Stimme, hinüber nach dem Schloß zu gehen und dort dem diensthuenden Adjutanten zu melden, daß der Graf soeben von seiner Reise zurückgekehrt sei und zur Verfügung des Kaisers stände.

11.

Seit der Uebersiedelung der Kaiserin nach Peterhof fühlte sie sich bedeutend wohler. Aber auch Zar Peter empfand die Abwesenheit seiner Gemahlin von Oranienbaum als eine wahre Erleichterung. Er ließ Katharina jedoch unausgesetzt beobachten, erfuhr indessen nichts Verdächtiges. Sie lebte, wie es schien, vereinsamt und widmete sich wie früher den Wissenschaften. Sie korrespondirte mit Voltaire und anderen Gelehrten des Auslandes, sie züchtete im Schloßpark zu Peterhof Blumen und neue Gemüsearten, und Peter glaubte sich berechtigt, über diese Harmlosigkeiten und „Marotten" seiner Frau — wie er sich ausdrückte — zu scherzen.

Diese Trennung der Gatten hatte auch zur Folge, daß sich das Verhältniß zwischen ihnen besserte. Der Kaiser wollte vor seiner Abreise nach Deutschland seiner Gemahlin noch eine Freundlichkeit erweisen, und deshalb ließ er ihr mittheilen, daß er das Peter- und Paulsfest bei ihr in Peterhof zu feiern gedenke. Dieses Fest sollte ganz und gar nach russischer Sitte stattfinden, und der Kaiser ließ seine Gemahlin schriftlich und durch Gudowitsch mündlich ersuchen, ihn für den Peter- und Paulstag mit seinem Gefolge als Gast aufzunehmen. Fünf Tage später sollte die Abreise des Kaisers nach Deutschland erfolgen.

In dem Schloßpark von Peterhof, der bis an das Meeresufer hinabreichte, wo neuerdings für alle Fälle zur Flucht nach Schweden eine Yacht für die Kaiserin bereit lag, gingen in den kühlen Abendstunden Katharina und die Fürstin Daschkow ohne jede Begleitung spazieren. Die Unterhaltung, in französischer Sprache geführt, drehte sich um das Unternehmen, das die Verschworenen planten und das in Uebereinstimmung mit allen hauptsächlich dabei betheiligten Personen nunmehr endgiltig festgestellt war.

Sobald der Kaiser auf der Reise nach Deutschland die russische Grenze überschritten hatte, sollte in Petersburg seine Absetzung proklamirt und die Kaiserin mit Hilfe der bereits gewonnenen Regimenter zur Regentin und Selbstherrscherin aller Reußen ausgerufen werden. Dieser Plan war der denkbar einfachste. Der Zar und seine Getreuen waren entfernt, die Hauptstadt erklärte sich unzweifelhaft für Katharina, und nach der Hauptstadt das ganze Land, denn nicht nur der Kaiser war unpopulär, sondern auch vor Allem der Feldzug gegen Dänemark. Allerdings, Peter stand an der Spitze einer Armee von 60,000 Mann, die im Vormarsch gegen Dänemark waren; aber ehe er mit dieser Armee zurückkehrte und sich auf eine Belagerung Petersburgs einlassen konnte, vergingen Wochen, und diese Frist sollte derartig gegen ihn ausgenützt werden, daß er schon beim Betreten der russischen Grenze Widerstand an den zurückgebliebenen Truppen und an der Bevölkerung fand.

Es hatten noch andere Pläne vorgelegen. Passek und Bibikow, zwei verschworene Offiziere von dem Regiment, in dem Alexei Orlow diente, waren fest entschlossen, den Kaiser vor seinem Abgange zur Armee zu ermorden. Noch zeitig genug hatte Gregor Orlow von ihrem wahnsinnigen Unternehmen erfahren und sie veranlaßt, von ihrem Plane zurückzutreten. Fast wäre er zu spät gekommen. Passek hatte sich in einer Verkleidung nach Oranienbaum begeben und beabsichtigte, Peter III. im Schloßpark auf einem abendlichen Spaziergang, den der Kaiser regelmäßig unternahm, zu erschießen. Der Kaiser unternahm aber an diesem Tag den Spaziergang nicht, weil er wegen der Rückkunft des Grafen Hordt aus Deutschland mit diesem in seinem Arbeitszimmer konferirte und noch neue Dispositionen wegen der Zusammenkunft mit König Friedrich zu treffen hatte.

Passek kehrte unverrichteter Dinge nach Petersburg

zurück, und Orlow drohte ihm hier mit Niederschießen oder Niederstechen, wenn er es wagen sollte, noch einmal gegen die Dispositionen der Verschworenen etwas gegen den Kaiser zu unternehmen. Diese eigenmächtige Handlungsweise einzelner Verschworener gefährdete das ganze Unternehmen, und je größer die Zahl der Verschworenen wurde, desto mehr hatte man mit solchen Zwischenfällen zu rechnen, welche jedesmal zu Katastrophen für alle an der Verschwörung Betheiligten werden konnten. Die Kaiserin sowohl als die Fürstin Daschkow waren beunruhigt und fühlten sich unsicherer als bisher, weil die Fäden der ganzen Operation ihren Händen zu entschlüpfen drohten....

Es dunkelte bereits. Die Fürstin Daschkow hatte sich nach dem Diner bei der Kaiserin in ihr Zimmer begeben, als ihr ein Besuch angemeldet wurde. Es war der Graf Hordt, der von Oranienbaum herübergekommen war, um eine Unterredung zu erbitten.

Mit ihrem liebenswürdigsten Gesicht empfing die Fürstin ihn und schien nur etwas erstaunt darüber, daß er die preußische Galauniform angelegt hatte. Sie reichte ihm beide Hände und sagte: „Sie erfüllen meinen Wunsch, mich einmal zu besuchen, das ist schön. Warum aber diese Förmlichkeiten?"

„Durchlaucht," erklärte Graf Hordt, „ich habe mich in erster Reihe eines Auftrages meines königlichen Herrn bei Ihnen zu entledigen. Während der wenigen Tage, in denen mir das Glück zu Theil wurde, mit Seiner Majestät König Friedrich zu verkehren, wurde auch wiederholt Ihrer gedacht als einer Frau von Geist und Wissen, welche unter den Zeitgenossinnen weit hervorragt und jedenfalls noch in der Zukunft eine geistige und wissenschaftliche Rolle zu spielen berufen ist. Mein königlicher Herr beabsichtigte, Eurer Durchlaucht eine Aufmerksamkeit zukommen zu lassen, schon um Ihnen zu zeigen, daß es mit seiner Weiber-

feindschaft nicht so schlimm bestellt ist, wie Sie so freundlich waren, zu behaupten. Nicht ein kostbares Geschenk bringe ich, nicht ein Juwel, nicht ein Schmuckstück. Der höchste Schmuck der Fürstin Daschkow ist ihr Geist und ihr Wissen. Ein geistvoller Mann wollte einer geistvollen Frau eine kleine kollegialische Aufmersamkeit erweisen, und demgemäß bin ich beauftragt, Ihnen, Durchlaucht, ein Exemplar der schriftstellerischen Werke meines königlichen Herrn zu überreichen, welches dadurch wahrscheinlich für Eure Durchlaucht einen gewissen Werth erhält, weil in jedem Bande sich eine eigenhändige Dedikation meines Herrn befindet."

Hordt überreichte der Fürstin vier kleine Bände in Leder gebunden mit Goldschnitt und einer aufgedruckten königlichen Krone geziert.

Die Fürstin griff eifrig nach diesen Büchern und fand beim Aufschlagen auf dem Titelblatt des ersten Bandes die Worte in französischer Sprache:

„Der geistvollen Fürstin Daschkow
ihr Verehrer Friedrich."

Die gleiche Inschrift befand sich in den anderen drei Bänden.

Die Fürstin schien überrascht und zwar sehr freudig überrascht zu sein.

„Seine Majestät hat mir eine unverdiente Ehre mit dieser Dedikation seiner Werke erwiesen. Ich werde selbstverständlich Veranlassung nehmen, meinen ergebensten Dank schriftlich auszusprechen, bitte Sie aber, Herr Graf, auch Ihrerseits meinen tiefgefühltesten Dank auszudrücken, wenn Sie Bericht an Seine Majestät abstatten, und zu bemerken, daß ich mich überaus geehrt und geschmeichelt fühle durch die Art und Weise, wie Seine Majestät mir eine Aufmerksamkeit erwiesen hat. — Damit ist der offizielle Theil Ihres Besuches erledigt und wir können zu privaten Dingen

übergehen. Bitte, nehmen Sie Platz, Herr Graf, und lassen Sie uns plaudern wie alte Bekannte. Wir haben uns recht viel zu erzählen, denn in Ihrer Abwesenheit sind wichtige Dinge vorgefallen. Ich finde außerdem, die Reise hat Sie sehr angegriffen. Ihr Aussehen ist das eines Leidenden, und fast möchte ich für Ihre Gesundheit fürchten. Ich habe Ihnen noch Grüße zu bestellen, sehr sonderbare Grüße ... von Maria Orlow. In den letzten Augenblicken ihres Lebens war ich bei ihr, und ihre letzten Worte waren Grüße für Sie, Herr Graf. Der plötzliche Tod unserer Freundin hat auch wohl Sie überrascht."

Sie wollte prüfend das Gesicht Hordt's betrachten und entdeckte jetzt, daß zwei schwere Thränen über seine Wangen rollten.

Die Fürstin schien heute nicht ihre tolle Laune zu haben. Sie war elegisch gestimmt, wahrscheinlich unter dem Drucke der Unsicherheit und Furcht vor der Zukunft, vor der sie stand. Sie trat an Hordt heran und legte ihm ihre Hand auf seine Schulter.

„Die Entfernung," sagte sie, „und alle anderen Vorfälle haben nicht vermocht, Ihre Neigung für Maria Talizin zu erschüttern. Sie sind ergriffen über das Unglück, das unsere Freundin getroffen hat. Und doch stände es in Ihrer Hand, Geschehenes ungeschehen, Unmögliches möglich zu machen, Graf Hordt."

Fast erschreckt sah der Angeredete auf. Er schien einen Augenblick die Fürstin für geisteskrank zu halten.

Mit einem sehr ernsten Gesichtsausdruck wiederholte diese jetzt: „Ja, es liegt in Ihrer Hand, Geschehenes ungeschehen zu machen. Ihnen wird es vielleicht möglich sein, Maria Talizin wieder lebendig zu machen. Sie verstehen mich natürlich nicht; Sie halten mich vielleicht für wahnsinnig. Aber ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Sie sind zu mir gekommen im Auftrage Ihres königlichen

Herrn, um meine Freundschaft zu gewinnen. Das beweist mir die Aufmerksamkeit, die Seine Majestät mir zukommen läßt, und ich freue mich darüber, mehr im Interesse der Kaiserin, der ich diene, als wegen meiner eigenen Person. Ich weiß nicht, welche Instruktionen Sie haben, Graf Hordt, aber der kluge König Friedrich findet es vielleicht angezeigt, sich für alle Fälle zu decken und der ‚aufgehenden Sonne‘ indirekt zu huldigen, weil dies binnen kürzester Frist für ihn von ungeheuerem Nutzen sein kann. Irre ich mich, oder habe ich das Richtige getroffen?“

Hordt schwieg betreten und versuchte dann einige Worte zu stottern.

Die Fürstin lachte. Sofort aber trat der ernste Gesichtsausdruck wieder bei ihr ein, und sie erklärte: „Sie haben durchaus keine Anlagen zum Diplomaten, Herr Graf. Ihr Schweigen sagt mir, daß ich Recht habe. Ich habe die Marotte gehabt, Sie zu meinem Verehrer machen zu wollen, Herr Graf. Die Zeiten haben sich geändert; ich wäre eine Thörin, wollte ich auf diesem Wunsch beharren, denn die Theilnahme, die Sie für Maria Talizin empfinden, würde Sie zwingen, mir gegenüber zu heucheln und zu lügen. Aber Freunde wollen wir sein, und ich schwöre Ihnen zu, Graf Hordt, wir sind auf unsere Freundschaft angewiesen und es kann eine Stunde kommen, in der wir Beide den Augenblick segnen, in dem wir wirklich Freunde geworden sind. Wollen Sie mir Ihr Wort als Edelmann und preußischer Offizier geben, daß Sie mir die Wahrheit sagen, wenn ich jetzt einige Fragen an Sie stelle? Können Sie diese Fragen nicht beantworten, so will ich keinen Zwang gegen Sie ausüben; beantworten Sie sie mir aber, so verspreche ich Ihnen eine Belohnung, die werthvoller ist als alle Schätze der Welt, für Sie wenigstens.“

„Ich bitte Sie, Ihre Fragen zu stellen,“ sagte Hordt, der sich wieder gefaßt hatte, und dessen Stimme nun

vibrirte und eigenthümlich matt klang. „Ich bitte Sie aber nicht zu vergessen, daß ich Verpflichtungen gegen meinen königlichen Herrn und gegen den Monarchen habe, dessen Person ich hier attachirt bin.“

„Ich glaube nicht, daß meine Fragen Sie in Zwiespalt mit Ihren Pflichten bringen werden. Die erste Frage, die ich Ihnen vorzulegen habe, lautet: Ist es Ihnen bekannt, daß man gegen die Kaiserin für das Peter- und Paulsfest einen Gewaltakt plant?“

„Mir ist nichts davon bekannt; im Gegentheil hat sich der Kaiser in der letzten Zeit und besonders seit meiner Rückkunft aus Preußen in liebenswürdigster Weise über seine Gemahlin geäußert. Ich darf wohl annehmen, daß die Briefe meines königlichen Herrn, die ich ihm überbrachte, ihn zu diesem Verhalten mit veranlaßten.“

„Sie wissen, wie wandelbar der Zar ist; Sie wissen auch, Herr Graf, daß seine Launen einerseits ihn selbst am meisten schädigen, und daß andererseits darunter die Personen leiden müssen, über die er Macht hat und die jemals sein Mißfallen erregt haben. Ueber Nacht kann bei ihm ein Verdacht gegen die Kaiserin kommen. Irgend etwas kann sein Mißfallen erregen, und mit einem Schlage werden die Drohungen wahr gemacht, die er gegen meine Herrin ausgestoßen hat und die Ihnen ja bekannt genug sein werden. Nun kommt die hauptsächlichste Frage und damit der Abschluß unseres Paktes. Wollen Sie mir schwören und mit Ihrem Ehrenwort bekräftigen, Graf Hordt, daß Sie im Interesse Ihres königlichen Herrn, im Interesse meiner geringen Persönlichkeit, im Interesse der Sache, um derenwillen Sie hier sind, und mit in allererster Linie im Interesse der Kaiserin, welcher wirklich augenblicklich Gefahr droht, sich bereit erklären, uns eine Nachricht zukommen zu lassen, wenn von Seiten des Kaisers etwas Gewaltsames geplant wird? Es genügt, daß Sie mir ein Wort

der Warnung zukommen lassen. Das Wort ‚Vorsicht‘ oder ‚Achtung‘ auf einen Zettel geschrieben, den Sie mir, sei es bei Tage, sei es bei Nacht, durch Ihren Diener übersenden, ist für die Kaiserin und für ihre Freunde viele Millionen werth; vielleicht hängt das Schicksal Europa’s, ja das Schicksal Ihres königlichen Herrn von diesem einzigen Worte ab. Wollen Sie mir das Versprechen leisten, so verspreche ich Ihnen dafür eine große Freude zu machen.“

„Ich fürchte, Durchlaucht, Sie überschätzen meine Beziehungen zu Kaiser Peter. Ich habe sein Vertrauen in einzelnen Dingen; ob er aber gerade mich davon unterrichten wird, wenn er etwas gegen seine Gattin planen sollte, weiß ich nicht.“

„Ich verlange nichts Unmögliches von Ihnen, Herr Graf. Der Kaiser gehört nicht zu den Naturen, die heimlich operiren. In Augenblicken des Zornes und der Erregung macht er seine Umgebung stets mit seinen Absichten bekannt, und sollte er dies nicht thun, so würden Sie doch, da Sie zu seiner nächsten Umgebung gehören, da Sie in Oranienbaum sind, da Gudowitsch Ihr Freund ist, vielleicht im letzten Augenblick, bevor etwas ausgeführt ist, von der Sache erfahren. Eine Warnung, die fünf Minuten vor Eintritt der drohenden Gefahr hier eintrifft, ist noch werthvoll für uns, hilft uns, beugt jeder Katastrophe vor. Es kommt nur darauf an, daß Sie den guten Willen haben, Graf Hordt, mich zu benachrichtigen, und ich glaube, das, was ich von Ihnen fordere, ist verhältnißmäßig leicht und kann in keiner Weise mit Ihren sonstigen Pflichten kollidiren.“

„Ich glaube, Durchlaucht, Sie ängstigen sich unnützer Weise. Sollte aber wirklich gegen die Person Ihrer Majestät der Kaiserin irgend etwas Gewaltsames geplant werden, so stehe ich nicht an, Ihnen feierlichst zu erklären

und zu beschwören, daß ich bereit bin, Ihnen die gewünschte Warnung zukommen zu lassen. Wo es auch sei, bei Tag und bei Nacht, werde ich Mittel und Wege finden, um dies Versprechen zu erfüllen."

Die Fürstin athmete tief auf. „Ich danke Ihnen," sagte sie, „ich danke Ihnen herzlich, Graf Hordt. Eine Bergeslast fällt von meiner Brust, und ich werde wieder ruhig schlafen können. Ich werde mir erlauben, Ihnen ständig Mittheilung zu machen, wo ich mich befinde. Ich werde wohl in den nächsten Tagen mich in Petersburg aufhalten. Sollte der Fall eintreten, daß die Kaiserin in Peterhof weilt, während ich mich in Petersburg befinde, dann müßte allerdings die Warnung sofort sowohl an die Person der Kaiserin, als an mich gehen. Wenn Sie den sicheren Boten, als welchen Sie wohl Ihren Diener gebrauchen werden, indeß nach Peterhof senden, wird es ihm nicht schwer fallen, da er einmal auf dem Weg ist, auch nach Petersburg zu kommen."

Die Fürstin trat an den Schreibtisch und schrieb eilig einige Worte auf ein Blatt Papier.

„Das ist meine Petersburger Adresse," erklärte sie, „ich gehe wahrscheinlich heute Abend noch in Privatangelegenheiten dorthin und werde mehrere Tage dableiben. Wir sehen uns wieder am Peter- und Paulsfeste, das heißt übermorgen. Nehmen Sie nochmals meinen herzlichsten Dank und auch den Dank im Namen der Kaiserin. Ich will Ihnen diese Stunde gedenken, in der Sie mich schwach und als ein wehrloses Weib gesehen haben. Aber es gibt Augenblicke, in denen der Stärkste seinen Muth verliert."

Graf Hordt hatte sich erhoben, um zu gehen. „Ich werde glücklich sein," sagte er, „wenn ich Ihnen irgendwie dienen kann, und daß ich es nicht an Eifer fehlen lassen werde, um der Freundin meines Königs und Ihrer erhabenen Gebieterin nützlich zu sein, ist eigentlich selbstverständlich.

Verlassen Sie sich fest auf mich, obgleich ich glaube, Sie sehen in einer unglücklichen Stimmung zu schwarz in die Zukunft."

„Ich wünschte, ich täuschte mich," sagte die Fürstin sehr ernst; „aber Ihre Worte beruhigen mich. Ich vertraue Ihnen, Graf; Sie sind eine gute, eine große, eine edle Seele. Wenn uns das Schicksal eher zusammengebracht hätte, wäre vielleicht in meinem Leben Vieles anders geworden. Halten Sie es der tollen Daschkow zugute, wenn ich Ihnen sage, Graf, Sie wären der einzige Mann gewesen, der mich gezwungen hätte, ihn zu lieben. Ich sage es Ihnen offen und ehrlich, damit Sie sehen, daß ich Ihre wirkliche aufrichtige Freundin bin. Es sollte nicht sein; in Ihrem Herzen wohnt eine Andere. Aber vielleicht kommt für mich eine Stunde der Genugthuung und der Freude, in der es mir doch gelingt, Sie glücklich zu machen. Leben Sie wohl, Graf; meinen Dank im Voraus!"

Die Fürstin geleitete Hordt bis an die Thür, und als er sich von der Schloßtreppe aus noch einmal umdrehte, nickte sie ihm zu, mit einem so ernsten, wehmüthigen Ausdruck in den Augen, daß Hordt nicht umhin konnte, sich zu gestehen, diese tolle Frau, deren krause Launen, deren geistvolles Intriguenspiel er bisher bewundert hatte, habe wohl auch ein Herz und sei hin und wieder doch nichts, als ein Weib, das nach Gefühlen und Impulsen handelt.

Als die Daschkow allein in ihrem Zimmer war, trat sie an ihr Fenster und sah lange hinaus. Zwei Thränen rollten jetzt auch über ihre Wangen.

„Die Glückliche," murmelte sie. „Wenn Alles gelingt, will ich sie vereinigen. Doch nun zur Kaiserin; ich muß noch heute nach Petersburg."

— — — — — — — — — — — —

In der großen Milljonaja*) in Petersburg stand im Jahre 1762 das Weinhaus von Ueberkaempf, in welchem sehr viele Offiziere der russischen Garderegimenter verkehrten. Die Ueberkaempf'sche Weinstube war auch das Hauptquartier der Verschworenen, die sich um Gregor Orlow schaarten. Hier verkehrten er und sein Bruder Alexei Orlow, genannt Orlow mit der Schmarre. Für diesen knüpfte sich gerade an das Ueberkaempf'sche Weinhaus eine sehr unangenehme Erinnerung. Als er es eines Abends in trunkenem Zustande verließ, gerieth er vor der Thür mit einem Soldaten in Streit, welcher seinen Säbel zog und Alexei Orlow quer über das Gesicht hieb. Der Soldat entkam, und der damalige Sergeant und spätere Großwürdenträger Alexei Orlow blieb zeitlebens durch die Schmarre entstellt.

Am Abend des 8. Juli 1762 saßen in der Ueberkaempf'schen Weinstube Alexei Orlow und die Lieutenants Passek und Bibikow vom Ismailow'schen Regiment. An einigen anderen Tischen saßen Offiziere und Junker von anderen Garderegimentern. Man erwartete noch das Eintreffen Gregor Orlow's und zechte unterdessen auf seine Kosten. Seitdem Gregor Orlow Zahlmeister der Artillerie war, verfügten ja die Verschworenen über so viel Geld, als sie nur wollten.

Passek trank in unvernünftiger Weise Wein, und Alexei Orlow musterte ihn mit immer finstereren Blicken. Passek pflegte im Rausch zu schwatzen und einige Male war er nahe daran gewesen, das ganze Geheimniß der Verschwörung preiszugeben. Alexei Orlow hielt es deshalb für seine Pflicht, immer in der Nähe Passek's zu bleiben, um diesen an einem Verrath und Ausschwatzen des Geheimnisses zu verhindern.

---

*) Große Millionenstraße.

Soeben forderte Passek lautschreiend frischen Wein, und der Besitzer der Weinstube selber brachte neue Flaschen.

„Sage einmal, Du deutscher Schuft," sagte Passek in seiner brutalen Manier zu Ueberkaempf, „wer ist die Dirne, die seit einigen Tagen bei Dir zum Besuche ist? Warum entziehst Du das Mädchen Deinen Gästen? Ist die zu gut für Offiziere von der kaiserlichen Garde?"

„Ich weiß nicht, wovon Ihr sprecht, Herr," entgegnete Ueberkaempf in russischer Sprache.

„Du weißt es nicht?" schrie Passek; „sieh' Einer an! Ich habe sie wohl gesehen, gestern und vorgestern und auch heute, als ich nach der Küche ging, um dafür zu sorgen, daß ich etwas Anständiges zu essen bekäme. Sie hält sich in Deiner Wohnung auf. Wer ist sie? Ein blondes Mädchen, eine Deutsche? Lasse sie herkommen, daß sie uns Bescheid thut!"

Ueberkaempf schien verlegen. „Ich habe allerdings," entgegnete er, „eine Verwandte aus Deutschland zum Besuch hier bei mir; aber es ist ein schüchternes Mädchen, das sich vor den fremden Herren fürchtet."

„Sie ist eine deutsche Närrin!" erklärte Passek, „schick' sie hierher, wir werden sie nicht fressen! — Du willst nicht?" fragte er drohend. „Ich befehle es Dir, ich, Passek, Lieutenant im Ismailow'schen Regiment, ich, Passek, den Du mächtig sehen wirst binnen kurzer Zeit, vor dem Du kriechen wirst wie ein Hund, wenn Du ihn sehen wirst als einen der Großwürdenträger. Sieh mich nicht so erstaunt an, Du deutscher Lümmel! Passek wird in wenigen Tagen ein großer Mann sein! Wichtige Dinge bereiten sich vor —"

Passek hatte diese Worte so laut geschrien, daß Alexei ihm energisch die Hand auf den Arm legte.

„Sei still!" sagte er, „rede keinen Unsinn, Du machst Dich lächerlich!"

„Laß mich in Ruh!" schrie Passek, „laß mich in Ruh,

sag' ich Dir! Du weißt am besten, daß ich die Wahrheit rede, und dieser Hund soll meinen Zorn kennen lernen, wenn ich der erste Mann im russischen Reich bin! In wenigen Tagen, Du deutscher Esel, bin ich's! Dann sollst Du mir nach Sibirien wandern mit sammt Deiner deutschen Prinzessin! Laß sie herkommen, sage ich Dir, sie soll uns Bescheid thun und soll mit uns auf das Wohl der Kaiserin trinken, und wenn Du es nicht thust, dann werde ich sie selber herausholen. Gehst Du noch nicht?"

Passek sprang auf und packte Ueberkaempf an der Brust, um ihn energisch zu schütteln.

Bibikow und Alexei Orlow sprangen dazwischen, und Alexei bat den Wirth: „Thut dem Narren den Gefallen, es wird dem Mädchen nichts geschehen; ich werde dafür sorgen, daß sie sofort wieder in Eure Wohnung zurückkehren kann."

Der Wirth zuckte die Achseln und sagte Alexei flüsternd: „Sie ist mir von Euerem Bruder anvertraut."

„Thut nichts!" beharrte Alexei, „bring' sie nur her, es wird ihr nichts geschehen. Thu' dem Narren, dem Passek, den Gefallen, sonst gibt er keine Ruhe und stört uns unsere Gemüthlichkeit."

Der Wirth schien indessen nicht geneigt, dem Wunsche Folge zu leisten. Aber mit der Hartnäckigkeit eines Betrunkenen bestand Passek darauf, daß die Verwandte des Wirthes mit ihm auf das Wohl der Kaiserin ein Glas Wein trinken müsse. Er machte Miene, in die Wohnung des Wirthes einzudringen, und um hier eine lärmende Scene zu verhindern, brachte endlich Ueberkaempf seine angebliche Verwandte zum Vorschein.

Das Mädchen war kaum etwas über zwanzig Jahre alt und trug die Kleidung des russischen Mittelstandes. Der rothe Friesrock reichte ihr nur bis über die Knöchel und ließ den zierlichen Fuß in einem ausgeschnittenen

Schuh sehen. Das kurzgeschnittene blonde Haar verlieh dem Kopf noch mehr Jugendlichkeit und ein eigenthümlich reizvolles Aussehen. Selbst wenn Passek, Bibikow und Alexei Orlow bei Hofe Zutritt gehabt hätten, was nicht der Fall war, hätten sie kaum in dieser Verkleidung — Maria Nikolajewna Talizin wiedererkannt.

Passek schien trotz seiner Trunkenheit entzückt von der Schönheit des Mädchens. Er näherte sich ihr schwankend, mit einer Art schwerfälliger Galanterie und sagte: „Schöne Deutsche, Du sollst mit uns auf das Wohl unserer erhabenen Kaiserin Katharina trinken! Verstehst Du unsere Sprache?"

„Ich verstehe sie," entgegnete Maria in russischer Sprache, „und ich bin jederzeit bereit, auf das Wohl unserer erhabenen Kaiserin zu trinken, insoweit mir dies möglich ist."

„Dann laß uns anstoßen," befahl Passek.

Es wurden einige Gläser mit Wein gefüllt; Maria stieß mit den Offizieren an und zwang sich, das Glas auszutrinken. Sie setzte es nieder und wollte sich dann entfernen; aber Passek faßte sie beim Arm und erklärte: „Nein, nein, so rasch geht das nicht! Du bist unsere Freundin und bleibst unser Gast. Komm, setz' Dich hier neben mich. Du bist meine Freundin, wenn Du auch eine Deutsche bist. Durch die Deutschen ist alles Unheil in's Land gekommen, und die Holsteiner sind die schlimmsten von Allen, von den Holsteinern aber ist wieder der schlimmste —"

Bibikow und Alexei faßten die Arme Passek's und schüttelten ihn energisch. An dem Nebentisch, an dem die anderen Offiziere saßen, wurde man auf die verdächtigen Reden Passek's mehr und mehr aufmerksam.

„Ihr seid Feiglinge und Narren," erklärte Passek, „ich fürchte mich nicht, ich sage meine Meinung frei heraus.

Bleib' hier, Mädchen, Du sollst mein Schätzchen sein, wenn ich ein großer Mann geworden bin. In wenigen Tagen ist es so weit. Setze Dich hierher, sage ich Dir!"

Er versuchte Maria mit Gewalt auf seinen Schoß zu ziehen. Vergebens suchte sich diese zu befreien.

„Komm her!" sagte Passek, „ich befehle es Dir!"

„Laßt mich los!" schrie Maria; dann wandte sie sich an Bibikow und Alexei: „Hilft kein ehrlicher Mann einem wehrlosen Mädchen gegen diesen Trunkenbold?"

Kein Betrunkener will bekanntlich zugeben, daß er betrunken ist, und deshalb reizte dieses Wort Passek auf's Aeußerste. Er rief Maria ein gemeines Schimpfwort zu und suchte sie erst recht mit Gewalt an sich zu ziehen. Unter dem eisernen Griff seiner Faust brach fast der Arm Maria's. Sie schrie laut auf und außer sich vor Schmerz und Zorn versetzte sie im nächsten Augenblick Passek einen Schlag in's Gesicht.

Bestürzt ließ der Trunkene sie los, und Maria benützte die Gelegenheit, um davon zu springen. Ein heiseres Wuthgebrüll stieß Passek aus und mit wenigen Sätzen war er ihr nachgeeilt, ohne sie indeß erreichen zu können.

Bibikow und Alexei Orlow bemächtigten sich des Rasenden, welcher fortwährend schrie: „Mir das, mir, dem Vertrauten und Helfer einer Kaiserin! Mir das, mir, der das Leben des Kaisers in seiner Hand hält!"

Vergebens versuchten Alexei Orlow und Bibikow den Rasenden zu bändigen. Ein Theil der Offiziere, welche die lästerlichen Reden gegen den Kaiser hörten, verließen das Ueberkaempf'sche Gasthaus.

Bibikow flüsterte Alexei zu: „Er macht uns noch Alle unglücklich! Ich steche ihn nieder, wenn er noch ein Wort sagt!" Und in der That zogen Bibikow und Alexei ihre Säbel.

Passek schien zu Verstande zu kommen. Er setzte sich

trotzig in eine Ecke und stieß nur hin und wieder Drohungen gegen Maria und Ueberkaempf aus. Dem Zureden seiner beiden Mitverschworenen setzte er hartnäckiges Schweigen entgegen.

Alexei Orlow bat Bibikow, einen Augenblick bei Passek zu bleiben und ihn ohne Gnade niederzustechen, wenn er sich beifallen lassen sollte, noch ein Wort zu sagen. Alexei wollte forteilen, um Gregor zu holen, da er glaubte, daß dieser noch einigermaßen Gewalt über den betrunkenen Passek haben würde.

Kaum war Alexei fort, so begann Passek auf's Neue zu schimpfen und zu lärmen; er zerschlug die Gläser und Flaschen, die auf dem Tisch standen, und bedrohte auch Bibikow.

Dann versuchte Passek noch einmal in die Wohnung Ueberkaempf's zu dringen, um Maria, die er mit den schmählichsten Schimpfworten belegte, wie er sagte, zu züchtigen.

Während er noch tobte, erschien plötzlich ein Offizier der Wache mit vier Mann vom Preobraschenskischen Regiment, und erklärte Passek, er sei verhaftet und solle ihm im Augenblick folgen.

Passek schien erstaunt und fragte: „Weshalb verhaftet man mich? Wer hat die Dreistigkeit, mich verhaften zu lassen?“

„Sie sind,“ sagte der Offizier, „dem Gouverneur der Festung angezeigt worden wegen hochverrätherischer Reden gegen Seine Majestät den Kaiser, die Sie hier vor einer halben Stunde ausgestoßen haben. Geben Sie Ihren Degen ab, und die hier anwesenden Offiziere fordere ich auf, mir ihre Namen zu nennen, damit sie als Zeugen der Untersuchung dienen können.“

Eine halbe Stunde später war Passek abgeführt. Alexei Orlow, der seinen Bruder nicht gefunden und dem er nur

eine Nachricht in der Kaserne hinterlassen hatte, daß er nach dem Ueberkaempf'schen Weinhause kommen möchte, traf in der Thür auf die Wache, die Passek abführte.

Leichenblaß trat Alexei Orlow in die Weinstube, wo ihm Bibikow mit den Worten entgegeneilte: „Er ist wegen hochverrätherischer Reden verhaftet. Wir sind Alle verloren!“

Alexei Orlow stand einen Augenblick starr, dann erklärte er: „Komm fort, Bibikow, es muß gehandelt werden! Jeder Augenblick des Zögerns kostet vielleicht unsere Köpfe! Ich wußte es, daß dieser Trunkenbold uns Alle insgesammt unglücklich machen würde!“

Die Verschworenen hatten in der Nähe der Grünen Brücke ein Haus, in dem sie ihre Zusammenkünfte hielten. Rasumowski hatte als Besitzer dieses Hauses, in dem nur ein vertrauter Kastellan wohnte, es den Verschworenen zur Verfügung gestellt.

Alexei Orlow und Bibikow eilten nach der Kaserne, suchten einige Soldaten ihrer Kompagnien auf, welche im Einverständniß waren, und schickten sie als Boten in der Stadt herum.

Eine Stunde nach der Verhaftung Passek's versammelten sich in dem Hause an der Grünen Brücke diejenigen Verschworenen, welche in aller Eile hatten herbeigerufen werden können. Es waren dies Graf Panin, die Fürstin Daschkow, Gregor Orlow, Alexei Orlow, Bibikow und Maria Talizin. Sämmtliche Personen befanden sich in männlicher Kleidung. Die Fürstin Daschkow hatte darauf aufmerksam gemacht, daß der Besuch von Frauen in diesem Hause Verdacht erregen könnte, und deshalb erschien sie stets in der Tracht eines russischen Bauern.

In dem Augenblick, in dem Gregor Orlow von dem Streich des betrunkenen Passek erfahren hatte, war er zu Ueberkaempf geeilt und hatte befohlen, daß Maria Talizin

Männerkleidung anlege und ihm folge. Er sagte sich, es sei sehr leicht möglich, daß man in der Untersuchung gegen Passek auch das Mädchen vernehmen wolle, wegen deren der Trunkenbold so großen Skandal angefangen hatte; eine Entdeckung Maria Talizin's war dann unvermeidlich.

Diese trug das Kostüm eines russischen Muschiks, das heißt eines Bauern, mit weiten Hosen, Juchtenstiefeln, weiter Pluderhose und langem kaftanartigem Rock. Eine hohe schwarze Mütze aus Baramken (schwarzes Lammfell) vollendete ihr Kostüm.

Gregor Orlow und Maria Talizin waren die letzten der Verschworenen, die in dem Sammelpunkt an der Grünen Brücke eintrafen. Es herrschte unter den Anwesenden Bestürzung und ausnahmslos sah man bleiche Gesichter.

„Ich habe soeben erfahren," erklärte Gregor Orlow, „daß in der Kaserne etliche Mannschaften verhaftet worden sind. Entweder hat Passek in seiner Betrunkenheit Aussagen gemacht, oder man ist von selbst auf den Verdacht gekommen, daß die Leute seiner Kompagnie mit vom Komplott sind. Wenn diese Leute etwas verrathen, sind wir verloren. Jedenfalls geht heute noch ein Kurier an den Kaiser nach Oranienbaum. Keiner von uns ist sicher, im nächsten Augenblick nicht verhaftet zu werden."

„Um so besser!" erklärte die Fürstin Daschkow, „dann haben wir uns unserer Haut zu wehren. Ich bin dafür. wir zögern nicht einen Augenblick, sondern schlagen sofort los. Alle Vorbereitungen sind getroffen. Eine Verfrühung kann niemals den Schaden bringen, den eine Verspätung uns bereiten könnte. Was meinen Sie, Graf Panin?"

Panin zuckte die Achseln. „Ich bin für das Abwarten. Die Sache mit Passek kann noch nicht so schlimm sein. Er wird nüchtern werden und dadurch zu Verstande kommen. Die Soldaten können auch nichts weiter aussagen, und ehe man an uns herankommt, vergehen einige Tage."

„Das glaube ich nicht,“ erklärte Gregor Orlow, „im Gegentheil, gerade wir werden viel früher gefaßt als alle Anderen. Wenn ein einziger von den Soldaten, veranlaßt durch Versprechungen oder aus Angst, den Verräther macht und unsere Namen nennt, so sind wir keine Minute mehr sicher. Es heißt Alles wagen oder Alles verlieren.“

Graf Panin zuckte wieder die Schultern und sagte: „Die Kaiserin ist in Peterhof. Es ist jetzt neun Uhr Abends; der Bote, der sie holen sollte, würde vier Stunden brauchen. Der Rückweg dauert wieder vier Stunden, das macht acht Stunden Zeitverlust. Unterdeß ist der Kaiser längst von der Verschwörung durch einen Kurier benachrichtigt, und wir werden mitten in den Vorbereitungen ergriffen. Vergessen Sie nicht: der Kaiser hat die Flotte, er hat die Festung Kronstadt, er hat seine holsteinischen Truppen. Wir sind, so viel ich weiß, kaum eines Regimentes in Petersburg sicher. Es braucht nur ein zweites Regiment sich gegen uns zu erklären, so ist die ganze Revolution in's Wasser gefallen, und die Kosten bezahlen wir mit unseren Köpfen.“

Die Verhandlungen waren bisher in französischer Sprache geführt worden, damit nicht ein Unberufener die Versammlung so leicht belauschen könne.

Jetzt stieß Gregor Orlow einen echt russischen Fluch aus und sagte dann in russischer Sprache fortfahrend: „Wer zurücktreten will, mag zurücktreten. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß wir Alle die Schlinge um den Hals haben. Wir können den Kopf vielleicht aus der Schlinge ziehen, wenn wir sofort handeln. Wer nicht mitmachen will, kann sich ja zurückziehen. Eine entschlossene Person ist mehr werth als zwanzig schwankende Zweifler.“

„Sehr richtig!“ bemerkte die Fürstin Daschkow, „ich bin für sofortiges Handeln. Und Sie, Alexei, und Sie, Bibikow?“

„Für sofortiges Handeln!“ erklärten die Beiden.

„Und Du, Maria?“ fragte die Fürstin.

„Ich glaube, nur schleuniges Handeln kann unsere geliebte Kaiserin retten!“ erklärte Maria Talizin. „Was aus uns wird, ist gleichgiltig.“

Die Fürstin Daschkow wandte sich an den Grafen Panin. „Sie sind in der Minorität geblieben; Sie stehen ganz allein mit Ihrem Vorschlag, zu warten.“

Panin nahm seinen Mantel und erkärte: „Und ich bleibe bei dieser Ansicht. Thun Sie, was Sie wollen; ich halte es für besser, abzuwarten. In der Nacht kann sich Vieles ändern, und morgen betrachten wir die Sache mit ruhigeren Augen.“

Er grüßte kurz und schritt hinaus.

Orlow zog eine Pistole unter dem Uniformrock hervor und wollte ihm nach. Die Fürstin Daschkow fiel ihm in den Arm.

„Was wollen Sie unternehmen?“ sagte sie.

„Ich will den Schurken niederschießen!“ erklärte Gregor Orlow außer sich vor Wuth. „Er ist ein Verräther und ich traue es ihm zu, daß er jetzt direkt zum Gouverneur geht und ihm mittheilt, wo man uns findet.“

„Ruhig, ruhig!“ sagte die Fürstin Daschkow; „Sie sind zu hitzig, Gregor. Er wird nicht so närrisch sein und uns denunziren. Wir wollen nicht Zeit damit verlieren, uns gegenseitig zu verdächtigen. Was hat zu geschehen?“

„Die Kaiserin muß sofort von Peterhof nach Petersburg geholt werden! Wir müssen sie nach der Kaserne des Ismailow'schen Regiments bringen und ihr dort huldigen lassen. Die Revolution muß in den ersten Morgenstunden fertig sein. Nur durch Ueberraschung können wir wirken. Sämmtliche Offiziere des Ismailow'schen Regimentes und einige Offiziere der anderen Garderegimenter wissen halb und halb, um was es sich handelt. Ich werde

sie sofort zusammenrufen und ihnen mittheilen, was heute Nacht geschehen soll. Sie, Fürstin, wenden sich an Ihre Leute. Die Schuwalows, Rasumowskis u. s. w. müssen benachrichtigt werden und, wenn die Kaiserin eintrifft, sofort zur Hand sein. Wir müssen auch dieses Haus sofort räumen. Ueberkaempf wird uns in seinem Weinhause ein privates Zimmer anweisen, wo wir uns treffen können. Auch hier fühle ich mich nicht mehr sicher. Es handelt sich darum, einen zuverlässigen Boten an die Kaiserin zu schicken und Du, Alexei, wirst den Auftrag ausrichten. Bibikow wird Dich begleiten, und Sie, Maria, möchte ich veranlassen, mitzureiten. Es wird ein scharfer Ritt werden, aber Sie wissen, was es gilt. Es muß Jemand unmittelbar in das Schlafzimmer der Kaiserin und sie ohne Aufschub wecken. Weder mein Bruder noch Bibikow wissen in Peterhof Bescheid. Das Schloß darf nicht alarmirt werden, die Dienerschaft darf nichts gewahr werden. Sie, Maria, müssen zur Kaiserin vordringen und Katharina zum sofortigen Kommen nach Petersburg veranlassen."

„Wo sind die Pferde?" fragte Alexei.

„Ich bringe sie in einer Viertelstunde hierher. Ich kann Ihnen, Maria, natürlich nur ein Pferd mit einem Männersattel anbieten, aber Ihr Kostüm zwingt Sie auch, nach Männerart zu reiten. Sie sind eine gute Reiterin und es wird Ihnen nicht schwer werden, sich auf dem Pferde zu halten. Ich eile fort, um die Pferde zu besorgen; macht euch zurecht. In jenem Zimmer liegen Pistolen und Munition; da habt ihr die Schlüssel zum Schrank."

Gregor Orlow eilte hinaus, und die Fürstin Daschkow mit Alexei und Bibikow sowie Maria Talizin begaben sich nach dem Nebenzimmer,.um Pistolen herauszusuchen, die für die Pistolenholfter der Sättel bestimmt waren. Die Pistolen wurden geladen und schußfertig gemacht. Alexei und Bibikow steckten nunmehr Munition zu sich, um die Pi-

stolen auf's Neue laden zu können, wenn sie abgefeuert sein sollten.

Die Fürstin Daschkow trug unter dem Männerrock nach frommer russischer Sitte ein silbernes Kreuz an silberner Kette. Sie löste dieses Kreuz von der Kette und sagte: „Von eurer Schnelligkeit, von eurem Muth und eurer Geschicklichkeit hängt Alles ab. Legt alle Drei die rechte Hand auf das Kreuz und schwört, daß ihr die letzte Kraft einsetzen wollt, um euren Auftrag auszuführen."

Bibikow, Alexei und Maria legten die rechte Hand auf das kleine Kreuz und sagten: „Wir schwören es."

„Nehmt die Hände noch nicht fort!" bemerkte die Daschkow. „Bekräftigt mir mit eurem Eide noch Folgendes: Sobald man euch überrascht, sobald man euch gefangen nehmen will, tödtet ihr euch selbst! Du, Alexei, und Du, Bibikow, ihr schwörct, im Augenblick, in dem ihr euch verloren seht, Maria Talizin zu erschießen. Dann schwöret ihr, euch gegenseitig niederzuschießen. Du, Maria Talizin, schwörst, daß Du damit einverstanden bist."

„Ich schwöre es!" sagte Maria Talizin, und dieselbe Formel sprachen ihr Alexei und Bibikow nach.

„Vergeßt nicht," erklärte die Daschkow, „daß jede Minute Gefahr bringt. Seid vorsichtig; der Weg von Petersburg nach Oranienbaum führt über Peterhof. Er wird gegen Morgen besonders belebt. Der Wagen, der in Peterhof für die Flucht der Kaiserin bereit steht, wird diese und Maria Talizin aufnehmen. Sorgt dafür, daß sie unterwegs Niemand erkennt."

Man hörte Pferdegetrappel vor dem Thor. Im nächsten Augenblick kam Orlow und rief: „Vorwärts, vorwärts! Es wird immer schlimmer. Es werden neue Verhaftungen in der Kaserne vorgenommen. Zum Glück hat man Leute ergriffen, welche von der ganzen Sache nichts wissen. Ich

selbst kehre nicht mehr nach der Kaserne zurück, sondern gehe zu Ueberkaempf."

Alexei, Bibikow und Maria Talizin eilten auf die Straße hinunter und fanden hier drei Pferde, die von Soldaten gehalten wurden. Sie schwangen sich in die Sättel und setzten sich sofort in scharfen Trab.

Eine Viertelstunde später waren sie auf der Landstraße, die nach Peterhof und darüber hinaus nach Oranienbaum führte. Die Drei mußten sich ganz und gar auf ihre Pferde verlassen, denn es herrschte undurchdringliche Finsterniß. Schweigend ritten sie nebeneinander. Schon aus Rücksicht auf ihre eigene Sicherheit mußten sie alle Unterhaltung lassen. Jeder gab sich seinen Gedanken hin, und diese waren besonders bei Maria Talizin auf die nächste Vergangenheit gerichtet. Ja, sie lebte; sie lebte noch, denn ihr Tod und ihre angebliche Bestattung waren nur Gaukelspiel gewesen, das die Verschworenen, insbesondere die kluge Fürstin Daschkow, veranstaltet hatten, um Maria aus dem Kerker zu befreien.

Das hitzige Fieber, das sich bei Maria im Gefängniß einstellte, erwies sich als eine Gehirnentzündung und allgemeine Nervenstörung. Miljutin, der Leibarzt des Kaisers, behandelte die Kranke nach allen Regeln der Kunst, vor Allem mit dem damals neu entdeckten Chinin, dem auch Friedrich der Große dadurch, daß er es in einem kritischen Augenblicke als Arznei verwendet hatte, in Europa Ansehen verschaffte. Miljutin war einer der stillen Verehrer der Fürstin Daschkow, und nicht wenig erstaunt, als er plötzlich bemerkte, daß sie sich ihm in auffallender Weise näherte und ihn fast mit Auszeichnungen und Liebenswürdigkeiten überschüttete. Nur wenige Tage, während welcher die Bewußtlosigkeit Maria's anhielt, hatte die Fürstin gebraucht, um den Leibarzt des Kaisers zu ihrem gefügigen Werkzeug zu machen. Eine große Geldsumme,

gespendet von der Kaiserin, und das Versprechen der immerwährenden Gunst der Kaiserin hatten Miljutin mit Leichtigkeit dazu gebracht, sich allen Vorschlägen der Fürstin zu fügen. Sie schlug dem Leibarzt vor, Maria ein Narkotikum zu geben, durch welches sie in einen todtenähnlichen Schlaf verfiel. Der Arzt sollte dann amtlich den Tod der Gefangenen konstatiren und ihre Leiche sollte der Familie, besonders dem Onkel Maria's, dem Admiral Talizin, der ebenfalls zu den Vertrauten der Kaiserin gehörte, ausgeliefert werden.

Miljutin wartete ab, bis sich die Krankheit Maria's so weit gebessert hatte, daß er es wagen konnte, das narkotische Mittel anzuwenden. Nach seiner Ansicht mußte ein mehrtägiger todtenähnlicher Schlaf erst recht dazu beitragen, das Fieber zu heben. Aus der Hand der Fürstin Daschkow und aus dem Vorrathe der Kaiserin empfing er das Mittel, das bei der Gefangenen wunderbar wirkte. Sie verfiel in einen vom Tode kaum zu unterscheidenden Schlaf; ihre Glieder wurden steif und kalt, und selbst die Auditoren, welche die Leiche besichtigten, ebenso wie die Schließer des Gefängnisses, waren überzeugt, daß der Tod eingetreten sei. Das Ableben der Gefangenen war ja auch bei dem schweren Fieber, das sie befallen, sicher zu erwarten gewesen.

Wenige Stunden nach dem angeblichen Tode Maria's machte ihr Onkel, der Admiral Talizin, vor Kaiser Peter einen Kniefall und bat ihn um Auslieferung der Leiche der Nichte. Auch bat er den Kaiser, ihn, den Onkel, nicht entgelten zu lassen, was die Nichte auch begangen haben möchte. Der Kaiser bewilligte gnädigst dem Admiral seine Bitte, erklärte ihm, daß er ihm wohlgewogen bleibe und ihm nichts von der Schuld Maria's nachtragen wolle. Er befahl die Auslieferung der Leiche Maria's an den Oheim, und wenige Stunden nach dem angeblichen Tode wurde

in einem einfachen Sarge, der wohlweislich so eingerichtet war, daß man darin athmen konnte, die angebliche Leiche der Maria Talizin nach Petersburg überführt. In später Abendstunde kam die „Leiche" in der Wohnung des Admirals Talizin an, um am nächsten Morgen von dort aus nach der Gruft übergeführt zu werden. In der Nacht wurde die immer noch bewußtlose Maria aus dem Sarge geholt und versteckt gehalten bis zu ihrer Genesung, welche nur noch wenige Tage auf sich warten ließ. Am anderen Morgen wurde dann in aller Stille der leere Sarg, den man mit Holz gefüllt hatte, um das nothwendige Gewicht herzustellen, beerdigt.

Als Maria Talizin so weit genesen war, daß sie das Haus verlassen konnte, veranlaßte die Daschkow Gregor Orlow, sie im Hause des Weinschenken Ueberkaempf unterzubringen, weil man dort am allerwenigsten die angeblich Verstorbene suchen würde. Und doch war gerade diese Unterbringung ein Fehler gewesen; denn die Anwesenheit Maria's, welche von dem tollen Passek endeckt wurde, hatte ja Anlaß zu der jetzigen Katastrophe gegeben.

— — — — — — — — — — — —

Bibikow ließ ein leises „Halt!" hören, und die Drei hielten ihre Pferde an.

„Was gibt es?" fragte Alexei.

„Ich höre Hufschlag hinter uns!" sagte Bibikow, die Hand an das Ohr haltend und gespannt nach rückwärts lauschend. „Der Hufschlag kommt näher."

„Ich höre ihn auch!" flüsterte Alexei. „Die Pistolen heraus! Wir werden verfolgt! Wendet die Pferde mit den Köpfen nach Petersburg zurück und vertheilen wir uns so über die Straße, daß wir sie sperren. Sie, Maria, in die Mitte, wir Beide rechts und links von Ihnen. Auf mein Kommando wird gefeuert, zuerst nach vorn. Sehen wir, daß unsere Gegner in der Uebermacht sind, dann fällt der

nächste Schuß auf Sie, Maria Talizin, und dann feuerst Du, Bibikow, auf mich und ich auf Dich."

Der Hufschlag näherte sich, wurde lauter und deutlicher.

„Es ist ein einzelner Reiter!" sagte Bibikow halblaut von dem Rande der Landstraße herüber.

„Ja," antwortete Alexei, „vielleicht ist ein Einzelner vorn; wer weiß, was hinter ihm ist."

Dicht vor den Verschworenen erklang jetzt der Hufschlag des Pferdes.

„Halt!" schrie Alexei Orlow.

„Platz!" antwortete eine Stimme aus der Dunkelheit; „Platz! Kurier an den Kaiser in Oranienbaum!"

In demselben Augenblick krachten zwei Schüsse, die Orlow und Bibikow abgegeben hatten. Man hörte einen Schrei, dann krachten nochmals zwei Schüsse und fünf Minuten später riß Orlow dem erschossenen Kurier die Ledertasche, die er umgeschnallt hatte, vom Körper.*)

Maria hatte die Pferde Orlow's und Bibikow's gehalten, während diese dem getödteten Kurier die Tasche abnahmen. Sein Pferd war verletzt, denn man sah Blutspuren, aber es war querfeldein geflüchtet.

Orlow und Bibikow schwangen sich wieder auf die Pferde.

„Welch' ein Glück!" sagte Orlow, „daß der Kurier nicht an den Zaren die Nachricht von der Verschwörung brachte! Wenn wir uns dazu halten und die Kaiserin zeitig nach Petersburg bringen, ist jetzt Alles gerettet." **)

Es war gegen zweieinhalb Uhr Morgens, als die drei Reiter endlich vor Peterhof anlangten.

---

*) Historisch, wie alle folgenden Scenen.

**) Wie sich später herausstellte, enthielten die Depeschen, die der Kurier nach Oranienbaum befördern sollte, in der That die detaillirte Beschreibung der Verschwörung, soweit sie entdeckt war. Die Sache Katharina's II. wäre verloren gewesen, hätten die Depeschen den Zaren noch während der Nacht in Oranienbaum erreicht.

„Sie, Maria,“ sagte Orlow, „dringen bis in das Schlafzimmer der Kaiserin, fordern sie auf, sich augenblicklich anzukleiden und sich zur Abfahrt bereit zu halten. Ich hole den bereitstehenden Wagen mit den Pferden. Ich werde selbst den Kutscher machen; Du, Bibikow, begleitest uns zu Pferde. Geben Sie mir Ihre Pistolen, Maria; wir werden sie auf dem Rückweg vielleicht nothwendig brauchen.“

Am Schloßthor von Peterhof stand ein russischer Gardist Wache.

„Halt! Steh!“ klang es Maria Talizin entgegen, als sie sich dem Schlosse näherte.

Sie sprang vom Pferde und rief dem Posten zu: „Rufe einen von der Dienerschaft, damit er zur Kammerfrau Katharina Iwanowna geht. Ich bin hier, ihr Neffe. Der Bruder der Katharina Iwanowna in Petersburg ist schwer erkrankt. Mach' rasch, es handelt sich um einen Sterbenden.“

Der Posten klopfte an die Hauptthür des Schlosses. Bald darauf erschien ein schlaftrunkener Diener mit einer Laterne und trat bis an das Gitterthor.

Maria Talizin erzählte rasch und sich möglichst im Schatten haltend, daß sie unter allen Umständen zu Katharina Iwanowna müsse; es handele sich um einen Sterbenden, der die Kammerfrau der Kaiserin noch einmal sehen wolle.

Vor Allem, was mit dem Tode zusammenhängt, empfindet der Russe eine große Pietät. Fünf Minuten nach ihrer Ankunft stand Maria Talizin vor Katharina Iwanowna, die einen Schreckensschrei ausstieß, als sie Maria erkannte.

„Ruhig, Katharina Iwanowna!“ sagte diese, „um des Himmels willen ruhig! Führe mich sofort zur Kaiserin!“

„Die Kaiserin schläft!“

„Ganz gleich, führe mich sofort an das Bett der Kaiserin! Es droht höchste Gefahr, und jede Minute kann

über ihr Schicksal entscheiden. Ich habe den Leuten unten gesagt, daß Dein Neffe krank sei und daß ich Dich an sein Sterbebett holen solle. Mach' einen Anzug von Dir für die Kaiserin zurecht, sie darf bei der Abfahrt nicht erkannt werden; wer sie sieht, muß glauben, Du seiest es. Mach' rasch, um Gottes willen!"

Katharina Iwanowna öffnete leise die Thür zum Schlafzimmer der Kaiserin und ließ Maria Talizin eintreten. Die Kaiserin lag in eine leichte Decke gehüllt fest schlafend auf ihrem Bett. Langsam näherte sich ihr Maria Talizin und berührte den Arm der Kaiserin. Katharina fuhr erschreckt auf und stieß einen Schrei aus, als sie einen Mann neben ihrem Bett stehen sah.

„Ich bin's, Maria Talizin!" sagte die junge Hofdame, am Bett der Kaiserin niederknieend und die Hand der Kaiserin küssend. „Majestät, stehen Sie auf! Sie müssen sofort nach Petersburg kommen, es ist Alles verrathen! Wir müssen in der frühesten Morgenstunde Alles gemacht haben, oder wir sind Alle verloren. Gregor Orlow und die Fürstin Daschkow senden mich. Alexei Orlow wird sofort mit dem Wagen vor der Thür sein!"

„Ich danke Dir," sagte die Kaiserin. „Sende mir Katharina Iwanowna!"

„Ich gehe hinunter, Majestät, nach dem Schloßgitter, um zu sehen, ob der Wagen vorfährt. Ich bitte Sie, sich zu beeilen, damit nicht Eurer Majestät Abfahrt bemerkt wird. Der Morgen beginnt bereits zu grauen; bevor die Sonne aufgeht, müssen wir fort sein."

Die Kaiserin war aus dem Bett gesprungen und hatte ihr Nachtgewand abgeworfen, sie begann sich hastig anzukleiden. Maria Talizin eilte hinaus und schickte Katharina Iwanowna der Kaiserin zur Dienstleistung. Maria huschte die Treppe hinunter, bei dem schlafenden Thürhüter vorbei, und sah vor dem geöffneten Gitterthor bereits

Alexei Orlow mit einem Bauernfuhrwerk, vor das ein mageres Pferd gespannt war, stehen.

„Rasch, rasch!“ rief ihr Alexei zu, „sage der Kammerfrau, sie soll sich beeilen! Vorwärts! Vorwärts!“

Maria stürmte die Treppe hinauf und in das Schlafzimmer der Kaiserin.

„Majestät müssen fort, Alexei Orlow drängt!“

„Unmöglich!“ erwiederte die Kaiserin, „ich bin kaum halb angekleidet!“

„Werfen Majestät nur die Kleider über, Sie werden unterwegs Zeit haben, die Toilette zu beenden. Nehmen Sie den Mantel der Katharina Iwanowna und ihre Haube, damit der Thürhüter unten und der Posten Sie für Katharina Iwanowna halten.“

Die Kaiserin konnte nur höchst mangelhaft ihre Kleider zuhaken. Sie warf den Mantel Iwanowna's über, setzte deren große braune Haube auf und eilte aus dem Zimmer. Sie küßte noch ihre Kammerfrau zum Abschied und sagte ihr: „Halte Dich bis zum Morgen versteckt, meine Liebe! Du siehst mich als Regentin wieder oder gar nicht mehr. Wenn es schief geht, weißt Du, wo meine Juwelen stehen, ich schenke sie Dir. Bringe Dich in Sicherheit, damit man nicht auch Dir den Prozeß macht.“

Die Kaiserin eilte die Treppe hinunter und hielt den Zipfel des Mantels vor ihr Gesicht, als ob sie die Thränen abwische. Der Thürhüter glaubte, daß Katharina Iwanowna die weinende Person sei, und daß die Kammerfrau weine, weil sie die Nachricht erhalten habe, daß ihr Bruder im Sterben liege. Alexei Orlow spielte seine Rolle auch ganz ausgezeichnet.

„Vorwärts! Vorwärts! In den Wagen, Katharina Iwanowna!“ rief er, „damit wir den armen Kranken noch lebend treffen. Vorwärts! Vorwärts!“

Alexei hatte sich unterdessen mit dem Soldaten unter-

halten und diesem das Märchen von der plötzlichen Erkrankung des Bruders der Kammerfrau mitgetheilt. Der Posten rief noch den Abfahrenden ein „Gott helfe euch!" zu, dann hieb Orlow auf das Pferd und jagte aus Peterhof hinaus. Hinter der Ecke des Schloßparkes hielt ein Reiter; es war Bibikow, der die Kaiserin begrüßte und sofort hinter den Wagen ritt, um als Eskorte zu dienen.

Die Kaiserin hatte wohl eine halbe Stunde zu thun, ehe es ihr gelang, unter dem Mantel der Kammerfrau ihre Toilette vollständig zu beendigen. Ihr prachtvolles langes blondes Haar war aufgelöst, und Maria Talizin band es ihr in einem Knoten auf, und steckte es unter die braune Haube. Es war ungefähr drei Uhr Morgens, als sich Katharina auf den Weg machte. Das Wetter war klar, im Osten röthete sich der Horizont, Zwielicht war bereits eingetreten. Maria Talizin erzählte jetzt in aller Eile der Kaiserin, was geschehen war. Die Kaiserin, die soeben selbst noch über die derangirte Toilette gescherzt hatte, wurde sehr ernst, sie sah ein, daß sie vor der Entscheidung stand.

„Haben wir Waffen?" fragte sie Alexei, der sich nur hin und wieder flüchtig zurückwenden konnte, da er ununterbrochen das Pferd antreiben mußte.

„Ich habe zwei Pistolen, Bibikow hat zwei Pistolen und unter dem Sitz liegen die beiden Pistolen der Talizin. Für Eure Majestät eine und für Maria eine für alle Fälle der Noth. Gott gebe, daß wir glücklich nach Petersburg kommen! Hier ist die Depesche, die ich dem Kurier abgenommen habe. Ich habe sie erbrochen, es steht darin die Anzeige von der Verschwörung. Dadurch, daß die Depesche abgefangen wurde, haben wir einen Vorsprung, und die Sache Eurer Majestät steht günstig."

Katharina las den Bericht über die Entdeckung der

Verschwörung und wurde immer ernster. Nach einer Pause des Nachdenkens sagte sie zu Alexei: „Kannst Du nicht schneller fahren, Alexei? Ich sehe ein, unser Aller Leben hängt an wenigen Minuten!“

„Ich bin außer mir, Majestät,“ entgegnete Alexei, „aber das Pferd kann nicht besser laufen; es dauert nur noch wenige Minuten und es wird lahm gehen; Bibikow, ist Dein Pferd gewöhnt, im Wagen zu gehen?“

„Nein,“ erklärte Bibikow, „es ist nicht einmal zugeritten; es ist ein ganz junges Pferd, wie es scheint, eine Remonte. Da es nicht einmal ordentlich zugeritten ist, wird es noch weniger den Wagen ziehen wollen.“

Orlow peitschte auf das Wagenpferd los, aber er hatte Recht gehabt, nach wenigen Minuten begann das Pferd zu lahmen, und sein Gang verlangsamte sich mehr und mehr. Die Kaiserin war außer sich, ebenso Alexei, Bibikow und Maria. Es lag auf dem Wege von Peterhof nach Petersburg kein Gehöft mehr; Strelna, ein Ort, der eine Meile hinter Peterhof auf dem Wege nach Petersburg liegt, war bereits passirt. Um ein frisches Pferd zu erhalten, hätte man Kehrt machen müssen, und das bedeutete einen Zeitverlust von vielleicht mehreren Stunden. Es blieb Orlow nichts anderes übrig, als das Pferd eine Zeitlang im Schritt gehen zu lassen. Für die Ungeduld der Kaiserin und ihrer Begleitung war dieser Zwischenfall eine fürchterliche Prüfung: das Lahmwerden eines Pferdes sollte anscheinend über die Zukunft Rußlands entscheiden. Gleichzeitig kostete es wahrscheinlich Hunderten von Menschen das Leben und der Kaiserin die Freiheit.

Immer wieder trieb Orlow den mageren Gaul an, das Thier versuchte auch einige Trab- und Galopsprünge, dann fiel es jedoch in seinen lahmen Gang zurück. Dreiviertel Stunden hatte man sich so im Schritt fortbewegt, als ihnen ein Bauer mit einem Heuwagen, der nach

Peterhof fuhr, entgegen kam.*) In Alexei's Augen blitzte es auf.

„Bibikow," rief er, „wir müssen das Pferd des Bauern haben, koste es, was es wolle, und wenn Du ihn niederschießen mußt!

Heda, guter Freund!" rief er den Bauern an, „haltet einmal! Wollt Ihr mir Euer Pferd verkaufen? Ich gebe Euch hundert Rubel. Wie Ihr seht, ist mein Pferd lahm, und wir fahren zu einem Sterbenden, den wir noch einmal sehen wollen. Ich bitte Euch um der Liebe Christi willen, verkauft mir das Pferd! Hier habt Ihr hundert Rubel."

„Laßt mich in Ruh!" sagte der Bauer, „ich mache mit fremden Leuten auf der Straße keinen Pferdehandel; wer weiß, wozu ihr mein Pferd braucht. Vielleicht seid ihr Flüchtlinge, habt gestohlen und werdet verfolgt. Ich will nichts mit euch und der Polizei zu thun haben. Auch brauche ich mein Pferd. Was soll ich mit dem lahmen Gaul? Ich muß meine Heuladung nach Peterhof bringen, ich habe sie im Marstall der Kaiserin abzuliefern."

„Sei kein Narr! Ueberlaß uns das Pferd! Du kriegst ein Pferd für fünfzig Rubel, und ich gebe Dir hundert Rubel, hier siehst Du sie in Gold und Silber."

„Fahr' zum Teufel!" rief der Bauer. „Ich sage noch einmal, ich mache mit Dieben keinen Pferdehandel auf offener Straße."

Orlow gab Bibikow einen Wink. Er übergab auf einen Augenblick die Zügel des lahmen Pferdes der Kaiserin, dann sprang er vom Wagen und ging direkt auf das Pferd des Bauern los, um es vom Wagen zu spannen.

„Willst Du zurück, Lümmel!" schrie der Bauer. „Seid ihr Straßenräuber, daß ihr mit Gewalt ehrlichen Leuten die Pferde wegnehmt?"

---

*) Auch die folgende Scene ist streng historisch.

„Halte das Maul!" sagte Bibikow, „gib uns das Pferd oder ich prügele Dich, daß Du liegen bleibst."

Er ließ sich von Orlow die Peitsche geben, drehte sie um und begann mit dem dicken Stiele den Bauern in einer barbarischen Weise zu bearbeiten. Der Bauer suchte sich zur Wehr zu setzen, da aber Bibikow auf dem Pferde sitzend von oben auf ihn herunterhauen konnte, gelang ihm die Abwehr nicht, und innerhalb weniger Minuten war der Bauer so durchgeprügelt, daß er heulend und schreiend querfeldein lief, während ihm Bibikow nachsetzte, um ihn ununterbrochen mit dem Peitschenstiel zu bearbeiten.

Orlow hatte das Pferd des Bauern ausgespannt, und Maria Talizin sprang vom Wagen, um dabei behilflich zu sein, das lahme Pferd von dem Wagen abzuspannen, auf dem die Kaiserin saß. Das lahme Pferd wurde an die Wagendeichsel des Heuwagens gebunden, Orlow spannte das sehr kräftige und frische Bauernpferd ein, und da Bibikow es aufgab, dem unter fortwährendem Geschrei querfeldein flüchtenden Bauern weiter nachzusetzen, kehrte er gerade in dem Augenblick zurück, als Orlow und Maria wieder den Wagen bestiegen hatten und nun in schnellerer Gangart weiterfuhren.

Das größte Hinderniß war vorläufig überwunden, vor dem Wagen befand sich ein kräftiges frisches Pferd, und in zweieinhalb Stunden konnte man ungefähr in Petersburg sein. Die Kaiserin gewann ihre gute Laune wieder.

„Ich will," sagte sie zu Maria, „den Bauern für seine Prügel genügend entschädigen, wenn Alles gut geht. Zwei Pferde soll er aus meinem Marstall haben, die besten, die er sich selber aussuchen mag. Ich glaube, wir haben heute noch Glück. Ich war ganz verzweifelt, als es mit dem Pferde nicht mehr vorwärts gehen wollte."

Orlow fuhr scharf, aber vorsichtig, er ließ dem Pferde hin und wieder Zeit, zu verschnaufen, indem er es eine

kurze Strecke Schritt gehen ließ, und erst, wenn es etwas ausgeruht war, forderte er es wieder mit der Peitsche zu energischem Laufe auf. Es war vollständig Tag geworden, man näherte sich Petersburg, aber damit war die Gefahr einer Begegnung mit uneingeweihten Mitgliedern der Hofgesellschaft, die vielleicht nach Oranienbaum zum Kaiser hinausfuhren, immer größer geworden. Gerade, als Alexei das Pferd wieder einen Augenblick im Schritt gehen ließ, kam ihnen ein Wagen entgegen, auf dem ein Gastwirth Namens Neumann saß, ein Deutscher, bei welchem die Gebrüder Orlow häufig verkehrten. Er hielt seinen Wagen an und begann mit Alexei ein Gespräch.

„Heda, Bruder," sagte er, „wo kommst Du so zeitig her und wo hast Du das alte Weib aufgeladen, das mit Dir fährt? Seit wann ist es bei Dir Sitte, Dich mit alten Weibern abzugeben?"

„Laß mich in Ruhe!" schrie Alexei, „mach' daß Du weiter kommst! Heute Nachmittag komme ich zu Dir und werde Dir Alles erzählen."

Dann hieb er auf das Pferd und jagte weiter. Es war ungefähr ein halbe Meile vor Petersburg, als sie auf der Straße vor sich eine Staubwolke sahen. Wieder wurden die Wageninsassen sehr unruhig, denn sie vermutheten, es käme Kavallerie; es stellte sich indeß bald heraus, daß es ein Wagen war, in dem Gregor Orlow saß.

Laut jubelte er, als er das Gefährt mit der Kaiserin erblickte. Er sprang aus seinem Wagen, küßte der Kaiserin rasch die Hand und rief: „Es ist Alles vorbereitet; wir haben die Sekunden gezählt und waren außer uns über die Verspätung. Nun ist Alles gut."

Er warf sich in seinen Wagen, ließ Kehrt machen und fuhr dem Wagen der Kaiserin voran nach der Stadt.

(Fortsetzung folgt.)

Kapitän Isenkopp.

Charakterbild aus dem Seemannsleben einer vergangenen Zeit.

Von

Josef Hinteregger.

Mit Illustrationen von W. Stöwer.

(Nachdruck verboten.)

Am Tage der Ausfahrt herrscht auf dem Schiffe immer eine förmlich fieberhafte Thätigkeit. Es ist kaum glaublich, was in den letzten Stunden vor der Ankerlichtung noch Alles an Bord gebracht wird.

Seitlängs des schwerbeladenen Fahrzeuges liegt ein Wasserewer und hat seinen Schlauch über die Schanzverkleidung geworfen. Die zwei Mann an seiner Pumpe treiben das Trinkwasser Schlag um Schlag hinauf, direkt in die hellgrün bemalten Tonnen, die, sobald sie gefüllt, im Nu in der Vorderluke verschwinden, um im Proviantraum weggestaut zu werden.

Der Koch, dem die Schlüssel zur Vorrathskammer anvertraut sind, ist heute der geplagteste Mensch und verwünscht sich und alle Welt. Kaum hat er ein halbdutzend Schinken für den Kapitänstisch in Empfang genommen, so bringt ihm ein zweiter Bote ein paar Körbe mit Eiern und drei Säcke Kartoffeln, während zwei Matrosen unter der Last eines frischgeschlachteten Schweines herankeuchen. Daß jetzt noch obendrein mehrere Käfige mit lebendem

Geflügel seiner Obhut übergeben werden, versetzt ihn in eine gelinde Raserei. Er weiß für den Augenblick gar nicht, wo er sie unterbringen soll und flucht wieder herzhaft, aber leise, denn der Kapitän ist eben herangetreten, um sich nach dem Verbleiben der bestellten Weinsendung zu erkundigen, und mit dem Alten ist heute nicht zu spaßen. . . .

Kapitän „Issenkopp“,*) wie ihn seine Leute nennen, ist ein großer, hünenhaft gebauter Mann mit von der Sonne dunkelbraun gebeiztem Gesichte, eisengrauem Haar und Bart, der Wangen und das kantige Kinn bedeckt, die Oberlippe indeß frei läßt. Die hellblauen Augen schauen jetzt suchend nach der einen Reihe alter, vielfensteriger Häuser hinüber, die sich dem Niederhafen entlang zieht, und die scharfgezeichnete Falte über der Nasenwurzel vertieft sich noch mehr, als von dem Erwarteten nichts zu sehen ist. Ungeduldig klopft er mit der Fußspitze ein-, zweimal die Planken und geht dann verdrießlich auf das Achterdeck, über dem in der Gaffel die Hamburger Flagge schwebt.

Dort steht er jetzt, scheinbar müßig und theilnahmslos, in Wirklichkeit aber das Ganze scharf überwachend.

Ein Theil der Leute ist in den Wanten aufgeentert und knüpft die Segel los, ein anderer ist beschäftigt, das Deck halbwegs klar zu machen. Sie arbeiten mit einer gewissen verdrossenen Lässigkeit, doch das beachtet der Kapitän nicht weiter. Er weiß sehr gut, daß den strammen Burschen halb der Abschied, halb die in vollen Zügen genossene Freiheit in den Gliedern steckt. Das gibt sich in den nächsten Tagen, wenn der Kiel des Fahrzeuges erst Salzwasser pflügt. Das begreift er ganz gut, was er aber nicht begreifen kann . . .

Die Gedanken haben sich unwillkürlich zu Worten ge-

*) Issenkopp = Eisenkopf.

wandelt, denn hinter dem Schiffsführer frägt eine Stimme, aus der etwas wie verhaltenes Lachen klingt: „Nun, Kapitän Jessen, was ist es, das Sie nicht begreifen können?“

„Wo mein Wein bleibt,“ erwiedert der Kapitän und dreht sich nach dem Frager um, der in Statur und Gebahren das reine Gegentheil des Anderen ist.

„Der wird wohl kaum ausbleiben.“

„Davon ist keine Rede, aber wo bleibt die Pünktlichkeit?“

Der Schiffer wirft bei diesem Satze einen Blick auf das mächtige Zifferblatt unter der säulengetragenen Kuppel des Michaelisthurmes und murmelt eine Verwünschung, ehe er fortfährt: „Um elf Uhr habe ich den Wein bestellt, und jetzt ist's halb zwölf. Ist das nicht eine Sünde und Schande?“

„Wer weiß, was dazwischen gekommen ist!“ entschuldigt der kleine Herr lachend die Versäumniß und streicht sich offenbar behaglich über die hochgeschlossene Weste, von der ein Ding wie ein dünner Gummischlauch mit Mundstück niederhängt.

Der Schiffer brummt etwas, aus dem der Andere entnehmen kann, was er will, dann fragt er: „Was haben Sie denn da für 'ne Weste an, Herr Foges? Ist wohl die neueste Mode?“

„Das Allerneueste in der That, allein nicht in Bezug auf Mode, sondern auf dem Gebiete der Rettungswerkzeuge.“

„Rettungswerkzeuge? Was ist denn das?“ fragt der Kapitän, unzweifelhaft nicht wenig erstaunt.

„Nun, wenn der ‚Nordstern‘ zum Beispiel strandet oder sinkt, vielleicht leck springt oder mit einem anderen Fahrzeug zusammenstößt, in all' diesen Fällen ist mir diese allerneueste Erfindung englischen Scharfsinnes von unschätzbarem Werthe.“

Des Kapitäns Miene hat sich mehr und mehr verdüstert. Welcher Schiffsführer hört wohl auch gerne eine Aufzählung der Gefahren, die sein Fahrzeug immerhin bei jeder Reise bedrohen?

„Und was dann weiter?“ forscht er, trotzdem neugierig.

„Dann drehe ich die Schraube an diesem Schlauch hier auf und blase so viel Luft hinein, bis mich diese an der Oberfläche hält.“

„Wenn Sie inzwischen nicht neunundneunzigmal ersoffen sind,“ erwiedert der Kapitän, geringschätzig lächelnd, und wendet sich zur Fallreep, wo eben der Lootse auftaucht.

Herr Foges zuckt mitleidig die Achseln. Er kennt diese Seebären vom alten Korn zu gut, und ihre ostentative Verachtung aller Neuerungen.

Kapitän und Steuermann des „Nordsterns“ gehören zu den Allerältesten im Dienste seines Hauses, der auch ihn jetzt nach Australien führt. Wo mochte der alte Schwensen denn nur stecken? Da mußte er doch den Kapitän fragen.

Dieser kam mit dem Lootsen gerade wieder die paar Stufen zum Achterdeck herauf und Foges stellte seine Frage.

„Der alte Schwensen?“ wiederholte der Schiffer. „Ja, das ist eine verdammte Geschichte. Der Doktor bestand darauf, Schwensen müsse wenigstens drei Wochen liegen. Der Alte ist nämlich gestern beim Uebernehmen von Stückgut mit dem linken Bein zwischen eine schwere Kiste und die Schanzverkleidung gerathen, da war natürlich die Bescheerung fertig und der Knochen ab.“

„Und der neue Steuermann?“ fragte der Lootse.

„Kommt um zwölf Uhr an Bord. Hab' ihn beim Heuerbaas Becker heut früh geheuert.“

„Nordstern ahoi!“ klang es in diesem Augenblick vom Lande herüber.

„Wenn man den Wolf nennt, ist er nicht weit,“ sagte Foges lachend.

„Sie können Recht haben,“ pflichtet der Kapitän bei, nachdem er den Rufer am Lande einen Moment prüfend gemustert hatte. „Chrischan, nimm' de Joll, un hol' den Stüermann an Bord,“ befahl er dem Jungen.

„Nun, es ist ein stattlicher Bursch', der Ihnen den alten Schwensen ersetzen soll,“ bemerkte Foges, während sich der Schiffsjunge nach den Vorsetzen wrickte.

„Wenn er so tüchtig ist, wie er lang ist, will ich mit ihm zufrieden sein,“ äußerte der Kapitän, indeß der Lootse augenscheinlich erstaunt die Gestalt dort drüben neben dem kleinen Krahn anstarrte und dann leicht die Achseln hob, als wolle er sagen: „Was geht es mich schließlich an?“

Es war ein stattlicher junger Mann, der nach kaum zehn Minuten an die kleine Gruppe auf dem Achterdeck herantrat. Sein kraftstrotzender Körper gab dem des Schiffsführers nichts nach, und das offene, ehrliche Gesicht mit den blauen Augen und dem dichten, hellblonden Haarwuchs nahm für sich ein.

Er lüftete die Mütze und sagte: „Guten Tag, Kapitän Jessen.“

„Guten Tag, min Jung',“ antwortete dieser. „Du bist pünktlich, das lob' ich. Wie steht es mit Deiner Ausrüstung? Alles komplett und an Bord?“

„Alles bis auf das Oelzeug, das der Junge vom Heuerbaas noch an Bord bringen und sich Zahlung dafür wie auch für Quartier ausbitten wird.“

„Dann sind wir klar,“ erwiederte der Schiffer, offenbar durch die Auskunft befriedigt. „Das hier ist Herr Foges, Buchhalter unseres Rheders und einziger Passagier des ‚Nordstern‘,“ stellte er mit einer gewissen trockenen

Feierlichkeit vor, die seltsam genug anmuthete. „Und nun komm', min Jung', daß Du Schiff und Leute kennen lernst."

Der Kapitän und Fritz Bartels, der neue Steuermann, gingen nach dem Vorderdeck, während die Thätigkeit auf Deck eifrig fortdauerte, bis endlich der „Nordstern" von dem Schleppdampfer behutsam in das freie Fahrwasser bugsirt wurde. Der leise Ost legte sich in die gelösten Segel und allmälig trieb das Schiff vor Wind und Ebbe stromabwärts, vorbei an dem Stintfang mit seinen Bastionen und drohenden Kanonen, vorbei an dem Hamburger Berge, diesem Eldorado abgemusterter Matrosen, und dem damals noch dänischen Altona. Der Strom wurde hier breiter, und der Mastenwald des verlassenen Hafens verschwamm zu einem dunklen Gewirr sich vielfach kreuzender Linien, über dem die Thürme der Michaelis- und der Katharinenkirche, die einzigen, die der große Brand vor fünf Jahren*) verschont hatte, zum herbstlich grauen Himmel emporragten.

Joges spürte ein ganz eigenartiges Gefühl in seiner Brust aufkeimen und hörte nur mit halbem Ohr auf das verdrießliche: „Sehen Sie, wie schmierig der Horizont dareinschaut?" des inzwischen herangetretenen Kapitäns.

„Ja," ließ sich der Lootse vernehmen, „wir werden Nebel haben, noch ehe wir Blankenese erreichen."

„Das fehlte mir gerade noch," brummte der Schiffsführer.

„Müssen dort an und für sich vor Anker gehen, um das nächste Hochwasser abzuwarten, anders kommen wir mit Ihrem tiefgehenden Fahrzeug doch nicht über die Bänke."

Kapitän Isenkopp nickte bestätigend und schaute dann

*) Vom 5. bis 8. Mai 1842.

zum holsteinischen Ufer hinüber, wo eine Reihe kleiner Ortschaften mit schmucken, gartenumgebenen Häusern am Strande sichtbar wurde. An dem Mast in einem der Vorgärten flatterte gleichfalls die Hamburger Flagge und senkte und hob sich jetzt dreimal, ein Gruß, den der Kapitän mit der Schiffsflagge eigenhändig und in gleicher Weise erwiederte. Es war der letzte Abschiedsgruß an Frau und Tochter.

Auf der Back vorne stand der neue Steuermann und winkte mit einem Taschentuch ebenfalls zum Ufer hinüber, ein Umstand, der dem Lootsen nicht entging.

„Wie alt ist Ihre Tochter eigentlich, Kapitän?“ fragte er mit einem verdächtigen Schmunzeln um die Mundwinkel.

„Zu Ostern wird sie Zwanzig.“

„Da werden sich die Freier bald genug melden.“

„Sollen nur kommen.“

„So'n strammer Steuermann meinetwegen.“

„Eher geb' ich sie noch einem Schneidergesellen,“ brummte Kapitän Isenkopp unwirsch.

„Hoho!“ lachte der Lootse.

„Was hat denn so 'n armes Frauenzimmer von einem Seemann! Ich zum Beispiel bin acht Tage nach der Trauung an Bord gegangen und hab' mein Weib dann erst nach zweieinhalb Jahren wiedergesehen. Wir waren uns beinahe fremd geworden, und ich kann Ihnen versichern, mir war die ersten paar Tage ordentlich kurios zu Muthe. Als ich mich ein bischen eingewöhnt hatte, was war? Mein Fahrzeug lag wieder segelfertig, und als ich zurückkehrte, war ich zwei Jahre länger verheirathet und Vater einer dreijährigen Tochter. Auf diese Art ging es weiter, bald längere, bald kürzere Zeit draußen, nie aber länger wie vier Wochen im Hause.“

„Hätten sich längst zur Ruhe setzen können, Kapitän.“

„Zur Ruhe setzen? Schnacken Sie doch keinen Unsinn, Petersen! Nennen Sie das Ruhe, wenn ich wie Sie Lootse werde? Da liegt man auch das ganze Jahr auf dem Wasser, alle Wochen ist man einmal einen Tag zu Hause, höchstens wenn im Winter das Eis steht, tritt eine längere Rast ein. — Das wäre mir eine schöne Ruhe!“

Der Lootse kratzte sich nachdenklich hinter'm linken Ohr, indem er meinte: „Das Nichtsthun halte ich eben nicht aus.“

„Und ich ebenso wenig, deshalb bleib' ich meinem Fahrzeuge treu, bis die alten Knochen den Dienst versagen.“

„Nun, das wird hoffentlich noch recht lange auf sich warten lassen,“ warf Foges dazwischen.

„Das steht bei Gott,“ erwiederte Kapitän Isenkopp und ging nach dem Vorderschiff, um nach den Ankern zu sehen, denn schon tauchten in der Dämmerung die ersten beleuchteten Fenster Blankeneses empor.

Eine Viertelstunde später lag der „Nordstern“ mit brennenden Positionslichtern hinter dem Anker und von der Back aus schallten regelmäßige Glockenschläge in den dichter und dichter werdenden Nebel, zur Warnung für etwa in Fahrt befindliche Schiffe.

* * *

Langsam und träge rollten die langgestreckten Wogen der Nordsee eine nach der anderen heran, das Schiff mit stetiger Einförmigkeit hebend und senkend. Die Brise war lau, und ein feiner Sprühregen näßte die Decksplanken. Die Leute der Wache hatten ihre Oeljacken angezogen und den Südwester tief in die Stirne gedrückt. Mißmuthig lehnten sie in Lee der Kombüse, und der Mann am Steuer stand regungslos, den Blick gradaus gerichtet und die Hände auf den Speichen des Rades.

Kapitän Jessen stützte sich neben ihm auf die Regeling

und lugte kopfschüttelnd nach Westen, wo ein kaum wahrnehmbarer schmutzigrother Schein die untergehende Sonne verkündete. In der Frühe des vergangenen Tages hatte er bei Blankenese den Anker gelichtet und erst gegen Abend war der „Nordstern" in Cuxhaven angelangt, um dort wieder im dicksten Nebel bis zum anderen Mittag liegen zu bleiben. Jetzt trieb das Schiff etwa auf der Höhe von Helgoland und machte kaum drei Knoten die Stunde. Wäre die Luft nicht derart unsichtig, müßte noch der Neuwerker Feuerthurm zu bemerken sein, so langsam rückte das Schiff von der Stelle.

Der Kapitän schüttelte das Haupt und ging dann breitspurig zum Logis, den Steuermann zu rufen.

Bartels indessen kam ihm bereits auf halbem Wege entgegen, faßte grüßend an den Südwester und meinte: „Schlechte Aussichten für die Nacht, Kap'tän."

„Wohl, min Jung', wollt', wir wären erst aus dem verdammten Winkel zwischen Elbe und Weser heraus. Schaarhörn und Vogelsand*) haben einen unangenehmen Klang für das Ohr jedes rechtschaffenen Seemanns."

„Mit dem Landwind nach Sonnenuntergang wird die Brise hoffentlich auffrischen und soll dann voll ausgenützt werden."

„Will Gott danken, wenn es der Fall ist. Es geht mir nämlich dieses Mal Alles so grundverkehrt," antwortete der Schiffer, „daß ich mich gar nicht wundern will, wenn auch der Landwind**) ausbleibt. Na, das müssen wir abwarten und nehmen, wie's kommt. Ich will jetzt einen Bissen essen und darnach versuchen, eine Stunde zu schlafen; nach Eintritt der Dunkelheit wird's mir doch

*) Die zwei gefürchtetsten Sandbänke.

**) Der an fast allen Küstenstrichen mit ziemlicher Regelmäßigkeit von der Landseite her mit anbrechender Dunkelheit einsetzende, bis nach Sonnenaufgang währende Wind.

keine Ruhe lassen. Achte bei fallendem Nebel genau auf den Stand des Helgoländer Feuers, damit wir unsere Position auf den Grad festsetzen können, ich selbst bin bald genug wieder da."

„Wohl, Kapitän!"

In der Kajüte brannte bereits die Lampe und pendelte mit dem Schwanken des „Nordsterns" hin und her, als der Kapitän eintrat und das „Guten Abend" des Passagiers etwas einsilbig erwiederte.

Es war fünf Uhr, also die Stunde der Hauptmahlzeit in der Kajüte. Foges hatte geschrieben und räumte seine Siebensachen rasch zur Seite, denn bereits erschien der Junge, den Tisch zu decken. Das war bald geschehen, mußte dem Kapitän indeß wohl nicht völlig genügen, da er dem Jungen einige Weisungen ertheilte, von denen Foges kein Wort verstand, in solch' schauerlich breitem, friesischem Platt wurden sie gegeben, und dann aus einem der Wandschränke ein Gedeck nahm und sich zur Rechten auflegte, das Gedeck des Passagiers aber auf den entgegengesetzten Platz schob.

Foges schaute das dritte Gedeck mit großen Augen an. Die Teller aus feinstem Porzellan, das Besteck silbern wie der Trinkbecher daneben; allein Alles klein, wie für ein Kind.

Er that eben den Mund auf, um nach dem Zwecke dieser wunderlichen Vorkehrung zu fragen, als der Junge mit der Suppenschüssel dazwischen kam und ihn den schon auf den Lippen schwebenden Satz vorläufig verschlucken ließ.

Der Tisch in der Kajüte, besonders wenn das Schiff Passagiere mitführt, ist in der Regel nach Menge wie Beschaffenheit der Speisen ausgezeichnet bestellt; und von jedem Gerichte legte der Kapitän zuerst auf die kleinen Teller zu seiner Rechten, schenkte auch den Becher voll

Wein und verbeugte sich grüßend, das eigene Glas gefüllt in der Hand, gegen den leeren Platz, wie man wohl thut, wenn man einen besonders geschätzten Gast am Tische hat.

Das Alles geschah mit solchem Ernst, daß Foges unwillkürlich ganz betreten wurde. Des Kapitäns Gebahren war ihm förmlich unheimlich. Aber er wagte nicht zu fragen, und das Mahl verlief daher sehr schweigsam. Endlich stand der Schiffer auf, wünschte seinem Gaste eine gesegnete Mahlzeit und begab sich nach seiner Kabine.

Foges wußte nicht recht, wie er sich das sonderbare Gebahren des Schiffsführers erklären sollte. Er kannte ihn nur vom Lande aus und hatte im bisherigen Verkehr von diesen seltsamen Schrullen nie etwas bemerkt. Was sollte auch das räthselhafte dritte Besteck? — Foges beschäftigte sich sinnend mit dem Reste Wein in seiner Flasche. Plötzlich aber fuhr er in die Höhe und beugte den Kopf horchend vor. Er glaubte eben einen Ton gehört zu haben, leise und doch durchdringend, markerschütternd.

Was war das? . . . Da wieder! . . . Ein leises, winselndes Stöhnen wie aus weiter Ferne.

Foges wurde bleich und warf instinktiv einen ängstlichen Blick auf das dritte Besteck. Dann erhob er sich schnell und ging auf Deck hinauf.

Der Regen hatte aufgehört, und wie dünne Schleier lag es über See und Schiff. Weit vorn, halb über Steuerbord, ließ ein matter Schimmer das Feuer des Helgoländer Leuchtthurmes ahnen. Klatschend schlugen die Wogen gegen den Bug des „Nordsterns“ und riefen das Echo in den Masten wach, jenes monotone Geräusch, mit dem die Raaen der schlaffen Segel gegen das Rundholz schlagen, dem Seemanne der unwillkommenste Ton.

Foges schaute suchend das Deck entlang. Dort mittschiffs stand der Steuermann. Die Ellenbogen auf die Re-



Und er verbeugte sich grüßend gegen den leeren Platz. (S. 88)

geling und das Gesicht in die Hände gestützt, starrte er zu dem Leuchtfeuer hinüber.

„Guten Abend, Bartels!“ sagte Foges, herantretend.

„Guten Abend, Herr Foges.“

„Kennen Sie Ihren Kapitän näher?“ ging der Passagier völlig unvermittelt direkt auf das Ziel los.

Der Steuermann blickte den Frager etwas mißtrauisch von der Seite an. Es war ihm augenscheinlich nicht ganz klar, wo dieser hinaus wollte.

„Ich meine, ob Sie nicht gewisse Eigenheiten an ihm bemerkten?“

„Eigenheiten?“ Der Steuermann seufzte leise. „Weshalb hieße er sonst Kapitän Isenkopp?“

„Nun, daß er ein Starrkopf ist, davon wissen auch wir vom Komptoir ein Liedchen zu singen. Das ist es aber nicht, was mich beunruhigt, sondern andere Dinge.“

„Andere Dinge?“

„Nun, Schrullen meinetwegen. — Was wissen Sie darüber?“

Bartels schaute den Passagier unzweifelhaft verdutzt an. „Nichts. Ich weiß überhaupt nicht, was Sie meinen und rede nicht gerne hinter dem Rücken anderer Leute,“ erwiederte der Mann.

Foges biß sich auf die Lippen. Die Abweisung ärgerte ihn, um so mehr, da sie offenbar einem Mißverständniß entsprang.

„Ich sehe schon, ich muß mich Ihnen erst erklären, damit wir uns verstehen,“ sagte er und schilderte den merkwürdigen Vorgang bei Tische.

„Wenn's weiter nichts ist, so dürfen Sie ruhig schlafen,“ antwortete Bartels mit einem kurzen Lachen. „Haben Sie jemals vom Klabautermann gehört?“

„Von dem Schiffsgespenst?“

„Sie drücken sich zu derb aus. Von einem Gespenste

hat der Klabautermann nicht die Spur. Er ist der gute Geist des Schiffes, eine Art Wichtelmännchen, etwa so groß wie ein fünfjähriger Junge und in einem Exemplar auf jedem Fahrzeuge zu finden."

„Ganz schön; ein Seemannsaberglaube! Was aber hat das mit dem dritten Gedeck zu thun?"

„Kapitän Isenkopp ist ein Seefahrer der alten Schule und fühlt sich als solcher dem Klabautermann verpflichtet, denn so lange dieser an Bord weilt, wird dem Schiffe kein ernstlicher Unfall begegnen. Droht der unvermeidliche Untergang, so verläßt der Klabautermann das Fahrzeug, nicht ohne sich vorher einem besonders Begünstigten zu zeigen. Deshalb eben läßt unser Kapitän für ihn decken und bedient ihn wie jeden anderen Theilnehmer der Mahlzeiten am Kajütstische."

Jetzt war das Mißtrauen auf Seiten des Passagiers, der Bartels in Verdacht hatte, er wolle ihn zum Besten haben.

„Sind etwa auch Sie von der Existenz dieses Klabautermanns überzeugt?" fragte er spöttisch.

„Das will ich nicht gesagt haben. Betrachten Sie die ganze Sache als Schrulle des Kapitäns, mit der er Niemand schadet. Wenn Sie nun noch einen wohlgemeinten Rath annehmen wollen, fragen Sie den Alten auch nie darnach."

„Er macht mir an und für sich ein viel zu ernstes Gesicht bei seinen Faxen, als daß ich mich dazu versucht fühlte. Was aber halten Sie davon?"

Foges schilderte sein Erlebniß nach Tische und trug die Farben dabei unwillkürlich etwas kräftig auf.

„Hängt das auch mit dem Klabautermann zusammen?" forschte er zum Schlusse.

Bartels hatte gespannt zugehört, wobei sich seine Miene mehr und mehr verfinsterte, ja, einen geradezu drohenden Ausdruck annahm.

„Nein, das ist ein anderes Kapitel," antwortete er nach einer momentanen Pause. Er legte seine Hand schwer auf den Arm des Passagiers, während er sagte: „Auch mir war bereits mehrmals, als hätte ich etwas Aehnliches vernommen, ich kann daran aber nicht glauben und neige der Meinung zu, sowohl Sie als ich werden mit offenen Augen geträumt haben. Sollte das nicht der Fall sein, komme ich auch dahinter. Und nun noch Eines, Herr Foges. Wenn Ihnen die Sicherheit von Schiff und Mannschaft am Herzen liegt, so äußern Sie über diesen letzteren Umstand zu keiner Seele an Bord auch nur eine Silbe!"

Foges machte betreten einen Schritt zurück. Das ging denn doch über den Spaß; war er denn zwischen lauter Wahnsinnige gerathen? Er hätte gerne noch weiter geforscht. Die Warnung des Steuermanns hatte seine Neugier nicht befriedigt, sondern eher angestachelt, doch in Bartels' Antlitz herrschte ein undefinirbares Etwas, das ihm unwillkürlich ein gewisses Unbehagen einflößte. Vielleicht hätte er dieses Gefühl dennoch überwunden und sich nach den näheren Einzelheiten erkundigt, wenn nicht der Steuermann seinen Arm stärker gedrückt und geflüstert hätte: „Still, dort kommt der Alte."

Foges wurde sich jetzt erst bewußt, wie dicht der Nebel inzwischen geworden war, da der Schiffsführer förmlich schattenhaft auftauchte.

Bartels mußte wohl denselben Gedanken hegen, denn er blickte hastig nach Nordwest. Gleich darauf aber wurde ein Ausdruck des Schreckens auf seinem Antlitz sichtbar. Der Steuermann hatte im Gespräche nicht weiter auf das Feuer geachtet und suchte es jetzt vergebens. Seine Augen strengten sich krampfhaft an, das gleichmäßige Dunkel zu durchdringen — umsonst! Das Feuer, der einzigste Orientirungspunkt hier draußen in der gefährlichen Nähe von

Schaarhörn und Vogelsand, war im Nebel verschwunden, so spurlos ausgelöscht, als habe es nie gebrannt.

„Na, min Jung', Alles in Ordnung?" fragte der Kapitän.

„Alles!" erwiederte Bartels tonlos.

„Der verdammte Nebel!" schimpfte der Schiffsführer. „Noch eine Viertelstunde und wir tappen auf Deck umher wie mit einem Sack über dem Kopfe. Jetzt sind wir auf Deine Beobachtungen angewiesen," wandte er sich wieder an den Steuermann, nachdem er selbst eine Minute schweigend in die See hinausgestarrt hatte. „Wo stand das Feuer zuletzt?"

„West-Nord-West bei West, westlich, ungefähr drei Theilstriche," antwortete Bartels gepreßt. Das war die Position, bevor Foges ihn gestört hatte.

„Wird wohl stimmen," brummte der Schiffer. „Ahoi da vorn'!"

„Kapitän!" schallte es gedämpft zurück.

„Ein zweiter Mann auf die Back zur Glocke!"

Gleichmäßig tönten die Glockenschläge in die Nacht hinein.

„West-Nord-West bei West, westlich," wiederholte Kapitän Jessen. „Wir kommen demnach nicht vom Flecke, und der Landwind bleibt aus, wie ich es erwartet habe. Die Strömung kann uns versetzt haben um ..." Er rechnete die Formel halblaut ab und sagte dann zu Bartels: „Wir müssen an's Ruder und den Kurs Südwest halten."

„Wohl, Kap'tän," entgegnete der Steuermann.

Auch Foges folgte. Die Koje aufzusuchen, war es doch zu früh und überdieß fühlte er ein nervöses Unbehagen, halb durch die Erklärungen Bartels', halb durch das Geläute auf der Back wachgerufen, das ihn den Schlaf vergessen ließ.

Beim Steuer angelangt, überlegte der Schiffer einen

Moment, dann rief er seine Befehle den Leuten der Wache zu, die in das Takelwerk aufenterten, indeß Bartels in die Speichen des Rades griff. Nach kaum zehn Minuten fiel der Nordstern unter dem Drucke der veränderten Segelstellung und des Ruders vom bisherigen Kurse ab und kehrte den Bug scharf gen Südwest, hinein in die regungslosen Dunstmassen, die sich mittlerweile derart verdichtet hatten, daß vom Heck aus nicht einmal ein Schimmer der Positionslaternen wahrzunehmen war, während um das Kompaßhäuschen vor dem Rade ein matter Lichthof schwebte. Wortlos schritt der Kapitän das Achterdeck auf und nieder, wortlos schaute Bartels in die Nacht, wortlos und fröstelnd stand Foges daneben.

So verstrich wohl eine Stunde. Kein anderer Laut als die Schläge der Glocke, das murmelnde Anprallen der Wellen, das Scharren und Weben der Raaen und Taue war hörbar.

Plötzlich ein leiser, dumpfer Ton.

Weder Foges noch der Kapitän beachteten ihn, nur Bartels beugte sich lauschend vor. Da wieder! Bartels schob den Südwester in den Nacken und fuhr sich mit dem Handrücken beklommen über die Stirn. Sie war naß. Ob von Schweiß oder Nebel?

„Was ist?" fragte der Kapitän, dem die Geberde des Steuermanns auffiel.

Bartels winkte abwehrend mit der erhobenen Rechten und horchte gespannt über Bord hinaus.

„Was mag er nur haben?" dachte Foges.

Da wieder ein dumpfer Knall, scheinbar bereits näher. Jetzt hatte ihn auch der Kapitän gehört und drehte sich bestürzt um.

„Alle Teufel!" rief er halblaut. „Wo sind wir hingerathen? Das sind die Warnungsschüsse aus den Neuwerker Kanonen!"

Bartels neigte bejahend den Kopf und sagte: „Gehen Sie vor Anker, Kapitän."

„In dieser Nachbarschaft? — Nie!" erwiederte der Schiffer, mit dem Fuße zornig aufstampfend. „Wir müssen das freie Fahrwasser zu erreichen suchen."

„Alle Mann an Deck!" tönte im nächsten Moment seine mächtige Stimme und rief im Nu die dienstfreien Leute aus dem Logis.

Befehl nach Befehl klang nun gelassen von den Lippen des Schiffers und wurde von der Mannschaft mit jener Schnelligkeit und Pünktlichkeit vollführt, die eine Folge des erprobten Vertrauens zu dem Schiffsführer ist.

Der „Nordstern" wendete und hielt seewärts.

„Bleib' Du am Ruder und achte genau auf mein Kommando," sagte der Kapitän zum Steuermanne. „Ich werde lothen lassen."

Er ging nach der Back zu.

„Herr Foges," raunte Bartels dem Passagier zu, „begleiten Sie den Alten und suchen Sie ihn mit allen Mitteln zum Auswerfen eines Ankers zu bewegen, oder die Sache geht schief. Ich kenne diesen verwünschten Winkel und weiß seine Strömungen bei Windstille besser zu schätzen wie irgend Einer am Bord. Schnell! und thun Sie, was Sie vermögen!"

Foges begab sich zur Back, von welcher einer der Matrosen eben das Loth zum Wasserspiegel senkte.

„Es wäre am Ende doch besser, Sie gingen vor Anker, Kapitän Jessen."

Der schaute seinen Passagier beinahe verdutzt an und schüttelte endlich mitleidig den Kopf.

„Siebzehn Faden!" rief der Mann von der Back herunter und warf die Leine wieder aus, während sein Kamerad das zweite Loth einholte.

„Fünfzehn dreiviertel!"

„Vortrefflicher Ankergrund," drängte Foges.

„Kümmern Sie sich um Ihre Angelegenheiten, Herr!" brummte der Kapitän.

„Dreizehn!"

„Elf!"

„Gehen Sie vor Anker, Kapitän!"

„Lassen Sie mich ungeschoren, Herr!"

„Vierzehn!"

„Ich fordere Sie im Namen des Rheders auf, den Anker fallen zu lassen."

„Zwölf!"

„Hier bin ich allein Herr und schere mich den Teufel um Ihre Forderungen!" brauste der Kapitän auf, erbost über die unbegreifliche Hartnäckigkeit seines Passagiers.

„Neun!"

„Ruder halb Backbord!" schrie der Kapitän Bartels zu.

„Folgen Sie nur dies eine Mal meinem Rathe," bat Foges, dem allmälig ängstlich zu Muthe wurde. „Setzen Sie nicht durch Ihren unverantwortlichen Eisenkopf uns Alle in Gefahr!"

„Sie sind wohl pütscherig*) geworden! Legen Sie sich in die Koje oder pusten Sie meinetwegen Ihre Rettungsweste auf," schrie der Kapitän.

„Zwölf!"

„Gehen Sie vor Anker!"

„Fort, Herr, oder —"

„Acht!"

„Fünf!"

„Ruder hart Backbord!"

„Drei!"

Gleichzeitig ein Stoß und ein knirschendes Reiben.

„Da!" rief Foges, in dem augenblicklich der Zorn die

---

*) Pütscherig = nicht recht gescheidt, verrückt.

Besorgniß überwog. „Jetzt können Sie den Anker sparen, Sie Eisenkopf. Wir sitzen fest!"

Es war ein verhältnißmäßig sanfter Stoß, mit dem der „Nordstern" auf den Grund gelaufen war, dennoch pflanzte er sich durch das gesammte Schiff fort und ließ jede Planke erzittern.

„Ruder hart Steuerbord!" schrie der Kapitän und sprang mit einem wahrhaft grauenvollen Fluche nach dem Achterdeck, um das Steuer mit seiner Riesenkraft zu packen und herumzureißen, die einzigste Aussicht, den „Nordstern" womöglich abzubringen.

Vergebene Mühe! Das stattliche Schiff saß fest, und ein krachender Schlag im Ruderbalken kündete den Bruch desselben an. Er war unter Kapitän Jessen's Faust in Stücke gegangen.

„Refft die Segel!" ordnete dieser an.

Wie die Katzen kletterte die Mannschaft in den Wanten empor und holte alles Linnen ein.

„Seien Sie kein Kind!" herrschte der Schiffsführer Foges an, der bleich und zitternd nach dem Mundstück seiner Schwimmweste herumtastete, die indeß wohlbehalten in der Kabine hing. „Wir sitzen hier ganz sicher und werden mit der nächsten Fluth wieder abkommen. Inzwischen wird sich wohl auch dieser verdammte Nebel verziehen, damit wir wenigstens sehen können, wohin wir eigentlich gerathen sind."

„Aber wir sinken vielleicht," stammelte Foges.

„Möchte wissen, wohin wir sinken sollen, wenn das Fahrzeug an und für sich auf Grund sitzt," knurrte der Schiffer. „Was sagst Du, Bartels?"

„Vorläufig läßt sich gar nichts thun, als das Aufhellen der Luft abwarten."

„Ganz meine Meinung! Legen Sie sich auf's Ohr, Herr Foges," wendete er sich dann wieder an den Passagier.

Foges aber schüttelte ablehnend den Kopf. Die gelassenen Mienen der Schiffsmannschaft hatten ihn zwar beruhigt, doch war sein Glaube an die Gefahrlosigkeit der Situation nicht über jeden Zweifel erhaben. Und in der That! Nach etwa einer halben Stunde, als es auf Deck ruhig zu werden begann, trat der Zimmermann zu dem Kapitän und machte eine leise Meldung, die Letzterer mit einem offenbar erstaunten: „Aber das ist ja gar nicht möglich, wir sitzen doch auf purem Sande," beantwortete. Trotzdem begleitete er den Zimmermann — und Foges wurde kreidebleich —, sie gingen zur Pumpe.

„Stimmt!" sagte der Schiffer dort, mit der Faust auf die Regeling schlagend. „Der ‚Nordstern' macht Wasser. Und dabei liegen zu unterst im Raum Kisten mit farbigem Baumwollenzeuge. Das kann hübsch aussehen! — Es muß hier vor Zeiten ein Fahrzeug den Anker verloren haben, und wir sind jedenfalls beim Auflaufen mit einem seiner Haken in Berührung gekommen, anders könnte ich mir ein Leck nicht erklären. Arg ist die Havarie übrigens nicht, kaum zwei Fuß Wasser in ebensoviel Stunden, schlimmsten Falls zwingen wir's mit Pumpen. — Freilich sind wir nun genöthigt, nach Cuxhaven zurückzulaufen und eventuell zu docken."

Bartels zuckte schweigend die Achseln, während Foges nach dem Hinterdeck eilte, um aus seiner Kabine die Schwimmweste zu holen.

„Höher wie drei Fuß darf das Wasser im Raum nicht steigen, haben wir so viel hinnen, dann die Pumpen in Bewegung gesetzt, sonst ersaufen uns obendrein die Güter."

„Wohl, Kapitän," erwiederte der Zimmermann.

„Komm' hier herüber in's Licht," winkte der Kapitän Bartels und trat in den Schein der Backbordlaterne. „Ich möchte auf eine Stunde zur Koje gehen und Dir vorher noch Einiges sagen. Falls der Nebel ..."

Er brach mitten im Satze ab und schaute stier nach Steuerbord hinüber. In dem grünen Lichte der Positionslampe zeigte sein Antlitz eine förmliche Grabesfarbe und einen derartigen Ausdruck ungläubigen Entsetzens, daß es den Steuermann durchschauerte. Noch ehe er einen ausgeprägt klaren Gedanken zu fassen vermochte, schwebte ein leises, geisterhaftes Klagen vom Achterdeck aus durch die tiefe Stille, während zugleich Foges in Hose und Hemd aus dem Nebel tauchte und wie schutzsuchend Bartels' Arm umklammerte.*)

„Da ist es wieder, es hat mich aus meiner Kabine getrieben," flüsterte er mit bebenden Lippen.

Die Augen des Steuermanns flackerten unheildrohend auf. Er schüttelte die Hand des Passagiers von seinem Arm und fragte den Kapitän mit einer Stimme, in der Zorn und Trauer zu streiten schienen: „Was ist das, Kapitän?"

„Der Klabautermann! Es geht zu Ende," antwortete dieser wie aus zugeschnürter Kehle. „In vierundzwanzig Stunden haftet keine Planke des ‚Nordsterns' mehr an der anderen."

Foges stieß einen Schreckensruf aus und schaute hilfeflehend auf den Steuermann.

„Meine Rettungsweste!"

„Kommen Sie," sagte Bartels und ging entschlossen der Kajütenthüre zu.

Der Kapitän stöhnte tief und schmerzlich auf, während er sich mit der Rechten über die Augen fuhr, als wolle und könne er damit das Denken an eine furchtbare Gewißheit verscheuchen. Innerhalb vierundzwanzig Stunden! ... Er durfte seinen trüben Grübeleien nicht nachhängen und mußte Vorkehrungen treffen, wenigstens das

*) Siehe das Titelbild.

Leben der Leute zu retten. Sich ermannend, schritt er zur Kombüse und rief dort nach dem Koche.

„Kapitän!" sagte dieser und trat auf die Schwelle der Schiffsküche.

„Schaff' Proviant in die Boote und fülle die Wassertonnen."

Der Koch blickte den Alten verblüfft an. Ueber der See regte sich kein Hauch, und die Dunstmassen standen wie eine Mauer. Warum also diese Maßregel?

Doch die stramme Disziplin duldete keinen Widerspruch, mochte ein Befehl auch noch so sinnlos klingen.

„Wohl, Kapitän!"

Auch die Leute machten verwunderte Mienen, als sie den Koch am Werke sahen, nur der Zimmermann, dem schon die Winde aller Meere um die Nase geweht hatten, neigte beipflichtend das Haupt.

Kapitän Jessen blickte sich suchend nach dem Steuermanne um, ohne in dem Nebel mehr wie unbestimmte, schattenhaft verschwommene Umrisse wahrnehmen zu können. Langsam passirte er das Deck und trat an die Thür der Kajüte, um dort bestürzt innezuhalten, denn er hörte jetzt abermals dieses unheimliche Wimmern, das sich mit keinem Ton aus menschlicher Brust vergleichen ließ.

Und was war das? Ein Flüstern, Klappen und Klirren in der Kajüte! Rasch stieß er die angelehnte Thür völlig auf und starrte grenzenlos erstaunt die Gruppe an, wie sie sich seinem Auge bot. Eine schwere Brechstange in der Hand durchstöberte der Steuermann den mittleren Wandschrank, indeß der Passagier, ein Licht in der erhobenen Rechten, danebenstand. Des Kapitäns Antlitz färbte sich purpurn.

„Was soll das?" fragte er heftig.

Foges ließ einen Angstschrei hören und zog sich schleunigst in den Hintergrund zurück, während sich Bartels ge-

lassen umdrehte und dem drohenden Blicke des Schiffsführers fest begegnete.

„Ein Dieb bist Du nicht, denn hier gibt's nichts zum Stehlen, was also suchst Du?"

Der Steuermann athmete hoch auf, um dann leise zu erwiedern: „Das Kopfbrett einer Leichenkiste."

Kapitän Jessen mußte diese Antwort verstanden haben, so räthselhaft sie auch für Foges klang, denn er preßte die Lippen aufeinander. Nur für einen Moment, dann sagte er ungemein ausdrucksvoll „Esel" und schob den Steuermann derb zur Seite, um die Schrankthür wieder zu schließen.

„Halt, Kapitän! So haben wir nicht gewettet!" rief Bartels halblaut. „Ich will sehen, was an der Sache ist!"

„Du wirst gar nichts sehen, min Jung', sondern Dich sofort an Deck begeben und die Boote klar machen lassen!" versetzte der Schiffer energisch.

Der Steuermann besann sich. Mit Gewalt war hier nichts auszurichten. Es wäre ein Kampf Mann gegen Mann herausgekommen und davor schreckte er doch zurück.

„Kapitän, Sie kennen den finsteren Aberglauben an die Wirksamkeit des Kopfbrettes einer Leichenkiste, in der ein Kind beerdigt wurde?" *)

Der Kapitän neigte bejahend das Haupt.

---

*) Die Sage von dem Klabautermann ist wohl allgemein bekannt, nicht aber die fast verschollene von dem „Leichenbrett", die der Verfasser vor Jahren von dem Strandvogt der Insel Neuwerk erzählen hörte. Das Kopfbrett eines Kindersarges soll unter Beobachtung gewisser Ceremonien dem Grabe entnommen und in irgend einem Theile des Schiffes eingefügt werden, um im Allgemeinen Glück zu bringen; längere oder kürzere Zeit vor dem Verluste des Fahrzeuges aber durch bald lautere, bald leisere Töne zu warnen, welche die Sage der an das Brett gebannten Kindesseele zuschreibt.

„Können Sie mir an Eidesstatt versichern, daß sich auch nicht der Splitter eines solchen am Bord befindet?"

In Kapitän Isenkopp begann es zu kochen. „Doppelter und dreifacher Esel!" erwiederte er barsch. „Hinaus und an Deine Pflicht!"

Schweigend, aber hochaufgerichtet und mit übereinandergebissenen Zähnen verließ Bartels die Kajüte. Foges hatte sich längst davongeschlichen.

„Solche Dummköpfe!" knurrte der Schiffer noch einmal. — „Was willst Du hier?" herrschte er dann den Jungen an, der ängstlich und verlegen aus der Verbindungsthür zu den Kabinen trat.

„Ich bringe das Theertuch, Kap'tän!"

„Gut, gib her!"

Scheu drückte sich der Junge an dem Kapitän vorbei, der einen zweiten Wandschrank öffnete, die Schiffspapiere herausnahm, sie zusammenlegte und sorglich in dem dafür bestimmten Blechkasten barg.

Dieser Steuermann! Traute ihm der eine solche Nichtswürdigkeit zu, eine Grab- und Leichenschändung! „Solch' ein Esel!" dachte der Schiffsführer wieder. „Der Klabautermann ist's, natürlich! Er wehklagt, daß er das untergehende Schiff verlassen muß."

Vom Deck klang das Geräusch der arbeitenden Leute gedämpft herein in die Kajüte, in der der Kapitän den Inhalt der verschiedenen Schränke musterte, ab und zu ein Stück auf den Tisch legend, das er nicht zurücklassen wollte. Bereits hatte sich eine ziemliche Anzahl Sachen angesammelt, als er plötzlich aufhorchte. — Es berührt sonderbar, wie auffallend an Bord ein ungewöhnliches Geräusch wirkt, und ungewöhnlich klang, was der Schiffer eben gehört hatte, beinahe wie das Anstoßen eines Bootes an die Schiffswand. Was sollte das denn sein, dachte er und trat auf das Deck hinaus. Befriedigt nickte er mit dem

Kopfe, der Nebel war etwas dünner geworden, und es machte den Eindruck, als seien die Dunstmassen in Bewegung gerathen, als zögen sie brodelnd und kochend am „Nordstern" vorbei, gespensterhaft in der wahren Grabesstille, die über dem Schiffe lag. Aus der Entfernung tönte es wie Ruderschläge.

Den Kapitän beschlich das Vorgefühl einer bösen Ahnung. Sollten die Leute . . .? Allein das war ja gar nicht denkbar!

Ah, da schritt eben die hochgewachsene Gestalt des Steuermannes das Deck entlang, gerade auf ihn zu.

„Bartels!"

„Kap'tän?"

„Was ist das? Mir war eben, als hörte ich Ruderschläge?"

„Ich konnte es nicht verhindern."

„Was?" fragte der Schiffer hastig.

„Daß die Leute den ‚Nordstern' verließen," erwiederte der Steuermann trübe.

Der Kapitän starrte Bartels im ersten Moment fassungslos an, dann quoll ein furchtbarer Fluch aus seinem Munde, und er trat mit geballten Fäusten an den Steuermann heran.

„Das habe ich Dir zu verdanken!"

„Nicht doch, Kap'tän, dann wäre ich nicht an Bord geblieben," erwiederte Bartels ruhig.

„Was willst Du überhaupt noch hier? Das Leichenbrett suchen?" fragte der Schiffer, im wüthendsten Hohn hell auflachend.

„Nein, Kap'tän! Den Verdacht bitte ich Ihnen ab. Ich kann daran nicht glauben. Anders stand es bei den Leuten, sie waren von der Thatsache überzeugt, nachdem ihnen der Junge unser von ihm unabsichtlich belauschtes Gespräch mitgetheilt hatte. Sie setzten das Großboot aus

und gingen von Bord, um nicht mit Ihnen von Gottes Strafgericht ereilt zu werden."

„Und Du?"

„Ich wollte Sie nicht im Stiche lassen."

„Warum hast Du mich nicht gerufen?"

„Es hätte unnützes Blutvergießen gegeben und wäre doch beim einmal gefaßten Plan geblieben."

„So mögen die Narren zur Hölle fahren," brummte der Kapitän.

„Sie haben die Meinung der Leute selbst bekräftigt, Kap'tän."

„Ich?"

„Durch Ihre Aeußerung, daß in vierundzwanzig Stunden keine Planke mehr an der anderen sitzen würde, ein unglücklicher Ausspruch aus dem Munde des Schiffsführers, den obendrein noch Herr Foges, sowie der Zimmermann hörten, als ihnen das Ohr noch von dem räthselhaften Ton klang, dessen Vorhandensein sich doch nicht leugnen läßt."

„Ja!" murmelte Kapitän Isenkopp. „Der Klabautermann!"

Bartels blickte schweigend in den Nebel hinaus, der in förmlich flockigen Ballen durcheinanderwogte, ohne indeß einen freieren Gesichtskreis zu gewähren. Er schämte sich jetzt wahrhaftig seines Verdachtes und hätte wer weiß was darum gegeben, ihm nie Worte verliehen zu haben; das mußte er wieder gut machen!

Da war plötzlich wieder jenes unheimliche Klagen, dicht neben ihm und unzweifelhaft aus dem Schiffsinnern kommend.

Der Steuermann trat zur Mittelluke und lauschte. Er drehte die Schraube los und hob den schweren Deckel wie ein Spielzeug in die Höhe. Das klagende Wimmern kam schnell näher, es schwoll zu einem kreischenden Schreien an, wie man es wohl von kleinen Kindern hört.



Aus der Luke sprang eine große, gefleckte Katze. (S. 106)

Trotz allen Muthes sträubten sich Bartels die Haare. Es hallte zu schauerlich aus der Luke und schien das ganze Schiff zu erfüllen. Es war nicht anders möglich, die nächste Sekunde mußte etwas Entsetzliches, Undenkbares bringen. War es denn möglich, daß wirklich der Klabautermann —

Da brach Kapitän Isenkopp plötzlich in ein brüllendes Gelächter aus, und Bartels trat auf's Höchste enttäuscht einen Schritt zurück, denn aus der Luke sprang mit einem freudigen Miau eine große, gefleckte Katze.

„Da ... ist ... das ... Leichenbrett!" schrie der Schiffer stoßweise. „Eine Katze, die ... durch irgend einen Zufall ... in den Raum gesperrt ... nach Freiheit jammert, jagt eine ... ganze Mannschaft, achtzehn Leute ... in die Flucht!"

Er wischte sich die Thränen von den Wangen.

„Und der Klabautermann?" fragte Bartels.

Kapitän Isenkopp brummte etwas Unverständliches und wandte sich ab. Er wollte nicht zeigen, daß er sich schämte.

„Gib ihr zu fressen und zu saufen, denn ich will sie mir erhalten, und wenn sie einmal stirbt, lasse ich sie ausstopfen," sagte er dann. „Ich war auch ein Esel, Bartels. Wir haben uns nichts vorzuwerfen."

Der Nebel begann sich jetzt zu theilen, während ein sanftes Sausen in den Blöcken und Hölzern der Takelung das Erwachen des Windes ankündigte. Die Wellen rollten bereits wieder heran, allein nicht regelmäßig rauschend, sondern ungleichmäßig hüpfend und von allen Seiten. Ein tieferer Ton aus der Ferne mengte sich langsam darein.

Der Schiffer beobachtete die unruhige See, und als das tiefe, tönende Summen an sein Trommelfell schlug, sagte er: „Dünungen, Bartels. Wo mögen wir nur hingerathen sein?"

Der nächste Moment sollte die völlig unerwartete Antwort auf diese Frage geben. Ein jäher, heftiger Windstoß brauste daher und riß in die dünner werdenden Schleier eine Lücke, durch die ein mächtiges, thurmhohes Balkenbauwerk in Pyramidenform wahrzunehmen war.

„Schaarhörnbaak!" schrie der Kapitän. „Da ist freilich an eine Rettung nicht zu denken!"

„Wir haben die Jolle und müssen hinüber, ehe die Brandung beginnt. Die Brise hebt sich, und es hat den Anschein, als wolle sie stärker werden. Lassen Sie uns die Jolle aussetzen, Kap'tän, bergen, was irgend geht, und dann zur Baake hinüberrudern, ehe es zu spät ist."

Der Schiffer überlegte nicht lange. Es wäre Thorheit gewesen, in dieser Nachbarschaft länger auf dem unrettbar verlorenen Fahrzeuge zu bleiben. Der Steuermann hatte Recht; in einer Stunde stand hier vielleicht schon eine haushohe, Alles zermalmende Brandung. Dann konnte ihnen nur ein Wunder das Leben erhalten.

„Vorwärts!" sagte er lakonisch und legte Hand an, die Jolle zu Wasser zu bringen. In wenigen Gängen war hereingeschafft, was der Kapitän zurechtgelegt hatte, darunter auch das Barometer, bei dessen Anblick der Schiffsführer einen leisen Pfiff hören ließ. Die Quecksilbersäule war etwa zwanzig Millimeter unter die tägliche Periode gefallen. Auch die Katze wurde nicht vergessen.

Noch einen wehmüthigen Blick über Deck, und er kletterte die Fallreep hinab in die Jolle. Bartels stieß ab, und die beiden Männer griffen schweigend zu den Riemen, um schweigend die Richtung zur Baake einzuschlagen.

Das Bauwerk, aus starken Eichenbalken und Pfosten aufgeführt, stemmt der auf diesem Punkte oft förmlich rasenden See dennoch keine nennenswerthe Fläche, sondern nur die Kanten der gerüstartig aufgestellten Balken entgegen, an denen die wüthendste Brandung machtlos zerschellt.

Dieses Bauwerk also war bald erreicht. Zum Glück. Denn bereits rollten einzelne langgestreckte Dünungen heran und brachen auf dem flachen Wattengrunde rauschend in sich zusammen, ihren Gischt bis zu den beiden Schiffbrüchigen sendend, die in fieberhafter Eile den Bootsinhalt in Sicherheit brachten, hinauf in das kleine, kajütsähnliche Gemach der Baake, das noch zehn Fuß über dem höchsten Wasserstande liegt und in regelmäßigen Zwischenräumen mit Proviant, Spirituosen, Oel und wollenen Decken versehen wird.

Endlich war das letzte Stück geborgen. Die leere Jolle tanzte noch eine Weile auf dem unruhiger und aufgeregter werdenden Wasser, bis die erste See der auflaufenden Fluth donnernd heranbrauste und das leichte Boot wie eine Nußschale zwischen die Balken schleuderte, wo es zu Splittern zerbarst.

Der Kapitän hätte gern noch länger die Schiebthüre offen behalten, um das verlassene Fahrzeug zu beobachten, dessen Lage die Positionslaternen verriethen, es war indeß unmöglich. Ein erneuter Windstoß aus Nordwest drückte gerade in die Oeffnung und führte einen dichten Wirbel Schneeflocken mit sich. Hohl und schneidend brauste der Sturm herbei, hellleuchtend stach das Schäumen der Brandung von dem dunklen Grunde ab. Nicht ohne Anstrengung schloß der Schiffer die Thür und drückte dann dem Steuermann wortlos die Hand, da die See schon derart tobte, daß jeder andere Laut wirkungslos erstarb. Sich bei dem matten Scheine der Oellampe in eine wollene Decke hüllend, streckte er sich auf die Dielen nieder und war trotz allen Lärmens bald tief im besten, traumlosen Schlafe, während Bartels die sich an ihn schmiegende Katze streichelte und nachdenklich in die unsicher flackernde Lampenflamme schaute.

— — — — — — — — — — — —

Am Neumühlener Strande sah es öde und kahl aus.



Endlich war das letzte Stück geborgen. (S. 108)

Die Gärten und nicht minder die Häuser hatten ein winterliches Kleid angezogen. Durch die Dämmerung des Sonntagabends schritten zwei Männer den klinkerbelegten Weg nach Oevelgönne hinunter, zwei hochgewachsene Gestalten und von jener breitspurigen Gangart, die den Seemann verräth.

„Die Frauenzimmer werden schöne Augen machen," sagte der Aeltere schmunzelnd, vor einem kleinen Hause mit grünen, geschlossenen Jalousien stehen bleibend.

Der Andere antwortete nicht, sondern athmete so recht aus innerster Brust auf, als sei eine entscheidende Stunde nahe.

„In der Stube ist Licht, demnach sind sie auch drinnen," fuhr der Aeltere gedämpft fort, ohne der Erregung seines Begleiters weiter zu achten, und klopfte.

„Jesus, der Herr oder ein Geist!" kreischte das öffnende Dienstmädchen und prallte überrascht ein paar Schritte zurück.

Kapitän Isenkopp brummte eine Verwünschung. Er hatte völlig unangemeldet vor Frau und Tochter treten wollen, und nun verdarb ihm das dumme Ding da den ganzen Spaß. Richtig wurde auch schon die Stubenthür aufgerissen, und Frau Jessen erschien auf der Schwelle, um den Gatten einen Moment wie zweifelnd anzustarren und ihm dann freudig erregt beide Hände entgegenzustrecken.

Ein rasches Herüber und Hinüber von Fragen und Antworten entspann sich, das auch die Tochter in den Vorsaal lockte. Die Ueberraschung mußte wohl ihre Sinne etwas in Verwirrung gebracht haben — so dachte wenigstens der Kapitän —, denn Lisbeth fiel dem Steuermann ohne Weiteres schluchzend um den Hals.

Frau Jessen lächelte stillglücklich vor sich hin und zog den Gatten in die Stube. Während Bartels sanft und

beschwichtigend über das Haar des zitternden jungen Mädchens strich, hatte sich im Zimmer drinnen sein Schicksal entschieden.

Mit ernstem Antlitz trat der Kapitän in den Thürrahmen und sagte kurz: „Kommt 'mal herein! — So," meinte er, als sie in der Stube hoffnungsfreudig vor ihm standen. „Das ist ja recht niedlich! Hab' ich da den heimlichen Geliebten meiner Tochter an Bord gehabt, ohne ihn, den ich nur einmal von Ferne in der Dunkelheit im Garten gesehen habe, zu erkennen. Und der Duckmäuser von einem Lootsen, Dein Onkel Petersen, sagte auch nicht eine Silbe! Dem will ich's heimzahlen! Du aber, mein Jung', hast Glück. Ich hab' damals den beiden Frauenzimmern hier geschworen, nur in dem Falle meine Einwilligung zu geben, wenn ich den mir nicht genehmen Freier selbst in's Haus bringe. — Was soll ich jetzt machen? Geschworen ist geschworen, werdet so glücklich wie ich es mit meiner Alten war, bin und bleiben werde," endigte er, unwillkürlich etwas weich gestimmt.

Das wollte er aber keineswegs zeigen und trat deshalb zum Fenster, um gedankenvertieft gegen die Scheiben zu starren, ohne daß es ihm bewußt wurde, wie er direkt die geschlossenen Jalousien anblicke.

Das war seine fünfzigste Reise gewesen, die ein vorzeitiges Ende gefunden und von der er auch einen Schwiegersohn mitgebracht hatte. . . . Ob er überhaupt nochmals zur See ging? . . . Vier Tage waren Bartels und er in die Baake gebannt gewesen, bis sie es ohne Gefahr bei tiefer Ebbe wagen konnten, nach Neuwerk hinüber zu wandern. Am Strande der Insel hatten weit ausgestreut Güter und Schiffstheile gelegen, wie sie von der See herangespült werden nach einem Schiffbruch. Glücklicherweise hatte die Mannschaft des „Nordstern" noch vor Ausbruch des Sturmes Neuwerk erreicht und im Leuchtthurm Auf-

nahme gefunden. Niemand war umgekommen, nur Schiff und Ladung verloren.

Die fünfzigste Reise! Es sollte auch die letzte sein. Es war am Ende doch Zeit, sich zur Ruhe zu setzen! Einen Nachfolger hatte er ja jetzt. Und bei diesem Gedanken drehte sich Kapitän Isenkopp lächelnd dem Tische zu, wo der Steuermann glückstrahlend zwischen Mutter und Tochter saß.

Ein Geständniß.

Novelle von Reinhold Ortmann.

(Nachdruck verboten.)

1.

Nun war ich schon seit nahezu sechs Monaten als ordentlicher Lehrer am Johanneum zu H. angestellt, und noch immer wollte mir's nicht gelingen, mich in die neuen Verhältnisse einzuleben. Bald nach meiner Ankunft in der alten Handelsstadt hatte ich mehreren angesehenen Familien, an die ich empfohlen worden war, pflichtschuldigst meine Aufwartung gemacht, und auch einige verheirathete Kollegen waren freundlich genug gewesen, mich wiederholt zu sich einzuladen. Nirgends aber hatte ich gefunden, wonach es mich verlangte. Es wehte eine zu kühle und frostige Luft in all' diesen Häusern. Ich vermißte die wohlthuende Natürlichkeit, an die ich bei der Bevölkerung meiner Heimath gewöhnt worden war, und so zog ich mich denn auf gute Art wieder zurück, noch ehe sich irgendwo vertrautere Beziehungen hatten anspinnen können.

Es war ein rechtes Einsiedlerleben, das ich da über meinen Büchern und über den oft recht unerfreulichen Schreibheften meiner Tertianer führte. Der gelegentliche Verkehr mit einigen Hagestolzen, deren Bekanntschaft ich im Speisehause gemacht, brachte nur recht kümmerliche Abwechslung in das Einerlei meines Daseins, und meine Stimmung war demgemäß oft genug nicht von der rosigsten Art.

In einer solchen Stunde der Niedergeschlagenheit war es, als ich draußen auf dem Gange vor meinem Zimmer eine männliche Stimme nach dem Doktor Weltlinger fragen hörte. Der Besuch galt also mir, und mit einiger Neugier wandte ich mein Gesicht nach der Thür. Ein großer, hagerer Mann von ältlichem Aussehen war es, der eine Minute später über die Schwelle trat. Auf den ersten Blick erschien mir sein eingefallenes, von tiefen Furchen durchzogenes Antlitz völlig fremd, und ich erhob mich in jener gemessenen Haltung, die man unbekannten Besuchern gegenüber unwillkürlich annimmt. Er aber kam auf mich zu, und ein wehmüthiges Lächeln irrte um seine farblosen Lippen.

„Kennen Sie mich wirklich nicht mehr, Herr Doktor? Habe ich mich in den paar Jahren so sehr verändert?"

Nun wußte ich freilich, wen ich vor mir hatte, und meine erste Empfindung war die einer lebhaften Freude. Verband sich doch mit der Persönlichkeit dieses Mannes für mich die Erinnerung an die glücklichsten Jahre meines Lebens. Viele Monate lang war ich als Student in seinem gastlichen Hause ein und aus gegangen, und zahllose frohe Stunden wurden nun bei seinem Anblick wieder in meinem Gedächtniß lebendig. Wie sonnig und heiter war es doch allezeit in jenem Hause gewesen, wie herzlich hatte ich mich in diesen fünf Jahren gar manchmal nach ihm zurückgesehnt! Jedes einzelne Mitglied der kleinen Familie war mir damals werth und theuer gewesen — der Hausherr, der so lebhaft und geistvoll mit uns jungen Leuten zu plaudern wußte; seine stille, bescheidene Gattin, der die Seelengüte auf dem Gesicht geschrieben war, und wahrlich nicht am wenigsten die beiden Töchter Irene und Ilse, die nach meiner studentischen Ueberzeugung an Anmuth und Liebreiz überhaupt nicht ihres Gleichen hatten.

Zu Irenens strahlender Schönheit freilich hatte ich nur

voll scheuer Bewunderung emporgesehen, denn sie war etwa von demselben Alter wie ich, und es war bei aller Freundlichkeit in ihrem Wesen eine gewisse Hoheit, die sie für mich völlig unnahbar machte. Mit ihrer um vier Jahre jüngeren Schwester Ilse dagegen hatte ich auf dem lustigsten Neckfuße gestanden. Mit ihren sechzehn Lenzen hatte sie ja noch für ein Kind gegolten, und es war sicherlich Keinem in den Sinn gekommen, in ihrem übermüthigen Verkehr mit des Vaters jungen Hausfreunden etwas Bedenkliches zu finden. Noch lange, nachdem ich die schöne Universitätsstadt verlassen hatte, waren mir ihre sprühenden braunen Schelmenaugen und ihr glockenreines Lachen im Gedächtniß geblieben, und am Tage des Abschieds hatte ich Mühe gehabt, vor den Blicken der Anderen zu verbergen, wie sehr mir die Trennung zu Herzen ging.

Geschrieben hatten wir uns freilich niemals, und neue Eindrücke hatten allgemach die sonnigen Bilder ein wenig verbleichen lassen. Nun aber stand Alles mit einem Schlage wieder vor meiner Seele, wie wenn erst wenige Wochen darüber vergangen wären, und die Freude, mit der ich meinem Besucher die Hände schüttelte, kam wirklich von Herzen.

„Willkommen, mein lieber Herr Harders!“ rief ich. „Tausendmal willkommen! — Wahrhaftig, das nenne ich eine glückliche Ueberraschung!“

Seine Frage hatte ich nicht beantwortet, denn ich wäre in einen bedenklichen Konflikt mit meiner Wahrheitsliebe gerathen, wenn ich sie hätte verneinen sollen. Er hatte sich wirklich sehr verändert. Es war, als ob er in der kurzen Zeit um zwei Jahrzehnte gealtert sei, und ich wußte mir sein hinfälliges Aussehen nicht anders zu deuten, als damit, daß er inzwischen irgend eine schwere Krankheit durchgemacht haben müsse, der ein langes Siechthum gefolgt sei.

Auf meine Einladung hatte er sich in der Sophaecke niedergelassen; die Cigarre und das Glas Wein aber, womit ich ihn bewirthen wollte, lehnte er zu meiner Ueberraschung mit Entschiedenheit ab.

„Ich enthalte mich solcher überflüssigen Reizmittel vollständig," sagte er. „Sie beeinträchtigen die Arbeit des Gehirns und verwirren die Gedanken."

Dabei strich er sich mit der Hand über die Stirn, und ich bemerkte erst jetzt die nervöse Unruhe seiner Bewegungen, die mir von nun an nicht weniger auffällig schien, als die Veränderung in seinem Aussehen.

„Darf ich fragen, welches Ungefähr Sie nach H. geführt hat?" erkundigte ich mich. „Lediglich eine Vergnügungsreise wird es jetzt, mitten im Winter, ja schwerlich gewesen sein."

„Wir leben hier schon seit einem Vierteljahr. Aber erst gestern erfuhr Ilse durch einen Zufall von Ihrer Anstellung am Johanneum. Es ist merkwürdig, daß wir uns in diesen drei Monaten noch niemals begegnet sind."

„Wie? Sie haben Ihren Wohnsitz hierher verlegt?" fragte ich mit unverhohlener Freude. „Und mit Ihrer ganzen Familie?"

Harders nickte, und wieder irrte jenes schmerzliche Lächeln über sein Gesicht. „Ja — aber meine Familie ist inzwischen viel kleiner geworden, Herr Doktor! Vor vier Jahren starb meine Frau, und dreizehn Monate später habe ich meine Tochter Irene begraben. Vielleicht werden Sie sich ihrer noch erinnern, sie war ein gutes Kind."

Und ob ich mich ihrer erinnerte! Bis zum heutigen Tage hatte ich ja kein schöneres weibliches Wesen gesehen, als sie. Eiskalt war es mir bei der Mittheilung von ihrem Tode über den Rücken gerieselt, und der seltsame Ton, in welchem Harders gesprochen, hatte vielleicht noch

mehr Antheil daran gehabt, als der betrübende Inhalt seiner Worte.

„Welch' ein furchtbares Unglück!" sagte ich, in meinem ersten Schrecken vergebens nach passenderen Worten suchend. „Und ich hatte davon keine Ahnung! Wie schwer müssen Sie gelitten haben, mein armer, verehrter Freund!"

Er nickte wieder, aber sein unruhiger Blick war in's Leere gerichtet. „Ja, sie ist todt!" wiederholte er. „An einem Wintermorgen haben wir sie begraben. Sie hatte so sehr gewünscht, noch einmal den Frühling zu sehen. Und sogar das ist ihr versagt geblieben — sogar das."

Wohl verlangte es mich, etwas Näheres über die Ursache ihres Todes zu erfahren; aber ich fürchtete, damit nur tiefer in einer Wunde zu wühlen, die ersichtlich noch nicht vernarbt war, und so suchte ich denn nach einem kurzen peinlichen Schweigen das Gespräch auf andere, minder traurige Dinge zu lenken. Ich wußte, daß Harders, der zur Zeit unserer früheren Bekanntschaft für einen sehr reichen Mann gegolten hatte, sich ohne bestimmten Beruf mit allerlei wissenschaftlichen und schöngeistigen Studien zu beschäftigen pflegte, und ich glaubte, einen geeigneten Unterhaltungsstoff gefunden zu haben, indem ich ihn nach dem Schicksal eines Werkes fragte, welches er damals begonnen hatte.

„Ah, das habe ich längst aufgegeben," erwiederte er geringschätzig. „Es war eine thörichte Zeitvergeudung ohne jeden höheren Zweck. Seit einigen Jahren habe ich mich auf ganz andere Arbeiten geworfen."

„Darf man erfahren, von welcher Art diese Arbeiten sind?"

„Ich schreibe eine Geschichte genialer Verbrecher. Ein großartiger Gedanke — nicht wahr? Und eine sehr dankbare Aufgabe, dessen kann ich Sie versichern. Es hat von Alters her auf keinem Gebiete so viel verkannte Größen und so bedeutende Männer gegeben, als auf diesem."

Natürlich nahm ich diese Bemerkung trotz des Nachdrucks, mit dem er sie ausgesprochen hatte, nur für eine scherzhafte; aber ich kam nicht mehr dazu, ihm zu antworten, denn eben trat nach kurzem Anklopfen einer meiner Bekannten aus dem Speisehause in das Zimmer.

Es war der Polizeiarzt Doktor Langfeld, ein Mann von beiläufig fünfundvierzig Jahren, der mir wegen seines zugleich ernsthaften und offenen Wesens von vornherein besonders sympathisch gewesen war, und an den ich mich darum enger angeschlossen hatte, als an meine anderen Tischgenossen. Er entschuldigte sich wegen seines Eindringens, als er sah, daß ich Besuch hatte, und wollte sich sogleich wieder zurückziehen. Ich aber gab es natürlich nicht zu und machte die beiden Herren miteinander bekannt. Als er hörte, daß der Doktor in nahen Beziehungen zur Polizei stand, horchte Harders ersichtlich hoch auf.

„Sie haben also vermuthlich öfter Gelegenheit, mit Verbrechern in Berührung zu kommen?" fragte er. „Vielleicht sogar mit Todtschlägern und Mördern?"

„Zuweilen!" erwiederte Doktor Langfeld höflich. „Häufiger, als mit den Mördern, habe ich allerdings mit ihren Opfern zu schaffen. Und ich gestehe, daß dies nicht die angenehmsten Obliegenheiten meines Berufes sind. An diesem Vormittag erst hatte ich in Gemeinschaft mit dem Physikus die Sektion eines Ermordeten vorzunehmen."

Da ich ein sehr unaufmerksamer Zeitungsleser war, hatte ich nichts von einem neuerdings verübten Kapitalverbrechen vernommen, und der Arzt war über die Unkenntniß, welche ich durch eine Frage an den Tag legte, sehr verwundert.

„Die ganze Stadt spricht ja davon," sagte er. „Seit langer Zeit ist kein Mord mit ähnlicher Dreistigkeit verübt worden. Es ist fast unbegreiflich, daß die Polizei den Thäter noch nicht am Kragen hat."

Aus der Sophaecke, in welcher mein Freund Harders saß, kamen einige Laute, die fast wie ein unterdrücktes Lachen kamen. Doktor Langfeld sah sich erstaunt um; da das hagere Gesicht des Mannes unbeweglich blieb, fuhr er, gegen mich gewendet, fort:

„Denken Sie nur, da wird ein Mann am hellen Mittag in seinem Komptoir in einer der belebtesten Straßen der Altstadt durch drei Revolverschüsse getödtet, während er seinen Buchhalter auf eine Viertelstunde fortgeschickt hat. Der Mörder steckt in der größten Gemächlichkeit Alles zu sich, was der Geldschrank an Kassenscheinen und Werthpapieren enthält. Draußen auf dem schmalen Gange, an welchem das Komptoir liegt, begegnet er dem zurückkehrenden Buchhalter, weicht artig zur Seite, um ihn vorbei zu lassen, und zieht sogar noch grüßend seinen Hut. Als der entsetzte junge Mensch zwei Minuten später auf die Straße hinausstürzt, um Lärm zu schlagen, ist der höfliche Mörder natürlich verschwunden, als ob die Erde ihn verschluckt hätte. Zuvor aber ist er noch von einigen anderen Bewohnern des Hauses gesehen worden, und die Beschreibung, welche sie von seiner Persönlichkeit geben, stimmt mit der Schilderung des Buchhalters genau überein. Es ist also kaum daran zu zweifeln, daß er sich seiner reichen Beute nicht lange erfreuen wird."

„Und wer war der Ermordete?" fragte ich.

„Ein dunkler Ehrenmann, Namens Steinthal, einer der gefährlichsten und hartherzigsten Wucherer unserer Stadt."

„Sollte es dann nicht eines seiner Opfer gewesen sein, der sich auf solche Art an ihm gerächt hat?"

„Wohl möglich! Jedenfalls ist das Verbrechen von Jemand verübt worden, der eine sichere Hand hatte. Jeder einzelne der drei Schüsse, von denen der Kopf des alten Mannes durchbohrt war, würde hingereicht haben, ihn auf der Stelle zu tödten. Auch die sorfältige Aus-

wahl, die der Mörder trotz seiner knapp bemessenen Zeit unter dem Inhalt des offenen Geldschrankes getroffen hat, spricht für seine Kaltblütigkeit. Die werthlosen Aktien eines verkrachten Unternehmens und ein ganzes Bündel von Wechseln hat er ruhig liegen lassen, während er sich mit Konsols und Papiergeld alle Taschen vollgestopft haben muß. Denn nach der Erklärung des Buchhalters, die auch mit den Büchern übereinstimmt, fehlt in solchen Werthen die Summe von achtundsechzigtausend und fünfhundert Mark."

Wieder wurden jene eigenthümlichen Laute aus der Sophaecke vernehmlich, und diesmal hatte ich ganz deutlich gehört, daß es ein höchst sonderbares, knurrendes Lachen war. Verwundert blickten wir Beide gleichzeitig auf Harders, dessen hageres Gesicht einen unverkennbaren Ausdruck von spöttischer Genugthuung zeigte, und als hätte er die stumme Frage verstanden, sagte er: „Sie haben die Geschichte ganz richtig erzählt, Herr Doktor! In einem Punkte aber irren Sie sich vollständig. Man wird den Mörder dieses alten Gauners niemals entdecken — niemals."

„Und woraus schließen Sie das, mein Herr?"

„Sein Signalement ist zu ausführlich, und es sind zu viele auffällige Erkennungszeichen darin."

„Das verstehe ich nicht," meinte der Polizeiarzt kopfschüttelnd. „Je genauer die Beschreibung ist, welche die Behörden von ihm besitzen, desto leichter müssen sie ihn doch finden."

„Oder desto sicherer werden sie auf allerlei falsche Fährten gerathen. Erinnern Sie sich vielleicht der Angaben, welche jene Zeugen über sein Aussehen gemacht haben?"

„Gewiß! Erst heute habe ich mich mit dem Untersuchungsrichter darüber unterhalten."

„Nun wohl! Dann werden Sie mir nach einiger Ueber-

legung unzweifelhaft zugeben, daß ich Recht habe. Der Mörder war, wie es heißt, ein großer magerer Mann im Alter zwischen fünfunddreißig und fünfzig Jahren. Von seiner Gestalt war nicht viel zu erkennen, weil er sich in einen sehr langen und weiten grauen Havelock eingehüllt hatte. Alle aber haben genau gesehen, daß seine Haltung stark gebeugt war, und daß er beim Gehen das linke Bein in auffälliger Weise nachzog. Außerdem trug er eine Brille und hatte einen großen, rothblonden Vollbart. Glauben Sie nun wirklich, meine Herren, daß von all' diesen vermeintlichen Kennzeichen jetzt auch nur noch ein einziges auf den Verbrecher zutreffen wird?"

„Sie vermuthen, daß er vor Allem darauf bedacht gewesen sei, sich unkenntlich zu machen?"

„Nehmen Sie aus der Personalbeschreibung die Brille und den Vollbart hinweg — denn beides hat er sicherlich schon in dem ersten besten dunklen Winkel abgenommen; stellen Sie sich vor, daß aus der gebeugten Haltung an der nächsten Straßenecke eine militärisch straffe geworden sei, und daß er das Hinken aufgegeben habe, sobald er um hundert Schritte vom Thatorte entfernt war; bedenken Sie weiter, daß der graue Havelock jetzt vielleicht auf dem Grunde des Flusses liegt, und sagen Sie mir dann, wie es jene Zeugen anfangen sollten, den Mann wieder zu erkennen, wenn er ihnen jetzt gegenüber gestellt würde. Gerade weil sie sich seine äußeren Eigenthümlichkeiten so sicher eingeprägt zu haben glauben, würden sie heute vielleicht stundenlang mit dem Mörder plaudern können, ohne daß auch nur der Schatten eines Verdachtes in ihre Seele fiele."

Mit wachsender Aufmerksamkeit hatte Doktor Langfeld der Auseinandersetzung zugehört.

„Was Sie da sagen, mag wohl einiges Zutreffende enthalten," erwiederte er. „Aber es kommt ja schließlich

nicht allein auf die Uebereinstimmung jener äußeren Erkennungszeichen an. Schon mancher Verbrecher ist trotz der geschicktesten und erfinderischesten Verkleidungen entdeckt worden, und gerade ein Uebermaß von Raffinement pflegt vielen von ihnen verhängnißvoll zu werden."

„Wenn sie nebenher Tölpel sind — allerdings," fiel Harders mit einem geringschätzigen Achselzucken ein. „Dieser Mann aber, von dem Sie selber soeben sagten, daß er vom ersten bis zum letzten Augenblick mit bewundernswürdiger Kaltblütigkeit zu Werke gegangen sei, wird sicherlich keine Ungeschicklichkeit begehen, die ihm zum Verderben gereichen könnte. Ich halte jede beliebige Wette, daß man seinen Namen niemals erfahren wird."

„Man könnte es nur beklagen, wenn Sie Recht behielten," mischte auch ich mich endlich wieder in das Gespräch, das ich bis dahin mit einiger Verwunderung verfolgt hatte. „Mag der Ermordete auch ein Wucherer gewesen sein, um des Bestandes der menschlichen Gesellschaft und des Rechtes willen muß man doch dringend wünschen, daß der Verbrecher ergriffen werde."

Harders war aufgestanden und mit einem überlegenen Lächeln sah er auf mich herab. „Um des Rechtes willen?" wiederholte er sarkastisch. „Mein lieber junger Freund, wer von uns vermöchte mit Sicherheit zu sagen, was Recht und was Unrecht ist! Dieser Mensch, den wir jetzt kurzweg einen Verbrecher und einer Mörder nennen, war vielleicht noch vor Kurzem ebenso rechtschaffen und ehrenwerth wie Sie oder ich. Niemand von uns weiß, was ihn zu jener That getrieben hat, und da wir nicht daran zweifeln können, daß sein Opfer unser Mitleid nicht verdient, so haben wir wohl auch keine Veranlassung, seine Bestrafung zu wünschen."

Mit einer so wunderlichen Logik war ich nun zwar durchaus nicht einverstanden; aber ich widersprach nicht

weiter, denn Harders war ja mein Gast, und ich befand mich überdies noch so tief in seiner Schuld, daß ich ihn um keinen Preis erzürnen wollte. So verabschiedeten wir uns in der herzlichsten Weise, und ich gab ihm sehr bereitwillig das verlangte Versprechen, seinen Besuch bald zu erwiedern. Er bezeichnete mir seine Wohnung und verbeugte sich dann sehr höflich auch gegen den Polizeiarzt.

„Es soll mich freuen, wenn wir gelegentlich einmal weiter über den Gegenstand plaudern können,“ meinte er. „Sie werden bis dahin vielleicht erkannt haben, daß ich nicht ohne einigen Scharfblick in solchen Dingen bin.“

Er ging, und Doktor Langfeld blickte ihm mit erneutem Köpfschütteln nach.

„Ein sonderbarer Herr, Ihr Bekannter,“ sagte er. „Diese Mordgeschichte scheint ihn ja ganz außerordentlich zu interessiren.“

„Er befaßt sich aus Liebhaberei mit kriminalistischen Studien,“ glaubte ich zur Entschuldigung meines Freundes erklären zu müssen; aber es war mir doch sehr lieb, daß der Doktor keine weitere Bemerkung machte, denn ich wäre in Verlegenheit gewesen, wenn ich die soeben kundgegebenen Ansichten des sonst so verständigen Mannes hätte vertheidigen sollen.

Ich selbst hatte sie bald vergessen, denn in meinem Innern kämpfte die aufrichtige Betrübniß über Irenens frühen Tod mit der freudigen, erwartungsvollen Aufregung, in welche mich der Gedanke an das bevorstehende Wiedersehen mit ihrer Schwester versetzte, einen so seltsamen Kampf, daß mir kaum noch Interesse genug für etwas Anderes blieb. Dem Polizeiarzt mochte denn auch meine Zerstreutheit nicht entgehen; denn er empfahl sich bald, und so hatte ich Muße genug, mir die erste Begegnung mit der braunäugigen Ilse, dem neckischen, über-

müthigen Kobold von ehemals, in den lebhaftesten Farben auszumalen.

2.

Die Wohnung meines alten Freundes, die ich schon am nächsten Tage aufsuchte, lag an einer keineswegs vornehmen Straße und in einem recht unansehnlichen alten Miethhause von dürftigem Zuschnitt. Als ich die knarrende, eng gewundene Treppe emporstieg, konnte ich bei der Erinnerung an die schmucke, von wohlgepflegten Gartenanlagen umgebene Villa in der Universitätsstadt kaum begreifen, wie Harders und Ilse es jetzt in einer so häßlichen, licht- und luftarmen Behausung sollten aushalten können, und zum ersten Male regte sich in mir die Vermuthung, daß der Verlust der beiden geliebten Wesen vielleicht nicht das einzige Unglück gewesen sei, welches meinen armen Freund in diesen letzten fünf Jahren getroffen habe.

An einer Thür des dritten Stockwerks las ich seinen Namen, und mit einiger Beklommenheit setzte ich den Glockenzug in Bewegung. Von drinnen wurde ein Riegel zurückgeschoben, und im nächsten Augenblick sah ich mich einer schlanken jungen Dame gegenüber, in der ich an irgend einem anderen Orte das ausgelassene Backfischchen von früher wohl kaum wieder erkannt haben würde. Ilse Harders war viel schöner geworden, seitdem ich ihr zum letzten Male Abschied nehmend gegenüber gestanden, und sie erinnerte mich jetzt sehr lebhaft an das Bild, das ich von ihrer Schwester Irene in der Erinnerung bewahrte. Ihre Gestalt hatte an Fülle und an Ebenmaß der Formen gewonnen; selbst ihr Haar, auf das allerdings in diesem Moment das volle Sonnenlicht fiel, erschien mir reicher und goldiger als früher. Aber die Heiterkeit, die sie damals belebt hatte, suchte ich heute vergebens in ihren Zügen. Wohl glaubte ich ein flüchtiges Aufleuchten in ihren brau-

nen Augen wahrzunehmen, als sie mich erkannte, und ein feines Roth, das rasch wieder verschwand; doch ein Ausdruck tiefen Ernstes, der mich ganz eigenthümlich fremd anmuthete, wich nicht von ihrem Antlitz, und er klang bei aller Herzlichkeit auch aus der Begrüßung, welche sie mir zu Theil werden ließ.

„Mein Vater ist leider ausgegangen," sagte sie, als sie mir nach dem Austausch der ersten Reden und Gegenreden die Thür des Wohnzimmers geöffnet hatte, „aber ich erwarte ihn bald zurück und hoffe, daß Sie bis dahin mit meiner Gesellschaft vorlieb nehmen werden."

Wenn ich noch einen Zweifel daran gehabt hätte, daß die Vermögensverhältnisse der Familie Harders inzwischen ungünstig geworden seien, so wäre es mir jetzt durch den Anblick der bescheidenen Einrichtung genommen worden. Da gab es in dem kleinen, niedrigen Stübchen nichts mehr von all' den schönen und heiteren Dingen, welche die Räume der Villa geschmückt hatten. Einige billige Kupferstiche nach bekannten Meisterwerken waren an die Stelle der werthvollen Gemälde getreten, und Möbel von schlechter, kunstloser Arbeit, die noch dazu aus dem Magazin eines Tröblers zu stammen schienen, machten die Einrichtung des Zimmers aus.

Wohl verrieth sich überall deutlich genug das Bestreben, einen Schimmer von Anmuth und Behagen über diese Dürftigkeit zu verbreiten, aber der Unterschied zwischen der Wirklichkeit, die mich hier umgab, und dem Bilde, das in meinem Gedächtniß lebte, war doch ein zu gewaltiger, als daß sich beim Anblick der Veränderung nicht eine Empfindung schmerzlichsten Mitleids meiner hätte bemächtigen sollen. Nun glaubte ich freilich zu verstehen, warum sich Ilse's Kinderfröhlichkeit vorzeitig in einen so tiefen Ernst gewandelt hatte, wie ja auch ihres Vaters schlechtes Aussehen und seine seltsame Nervosität mir nicht länger ein

Räthsel blieb. Ich gab mir natürlich den Anschein, als hätte ich nichts Auffälliges bemerkt und bemühte mich, unbefangenen Tones von den alten Erinnerungen zu sprechen. Aber es war unvermeidlich, daß dabei sehr bald auch Irenens Name genannt wurde, und der Schatten herben Kummers, welcher sich bei der Erwähnung ihrer Schwester über Ilse's liebliches Antlitz legte, war Beweis genug dafür, wie frisch hier noch immer der Schmerz um die Dahingeschiedene sei.

„Sie haben sie ja gekannt," sagte sie leise, „und Sie wissen darum auch, was wir an ihr verloren haben. Es war eine furchtbare Zeit, die wir nach ihrem Tode verlebten."

„Und woran ist Ihre Schwester gestorben?" fragte ich.

„An der Auszehrung. Das Leiden stellte sich im Gefolge eines großen Kummers bei ihr ein, und keine ärztliche Kunst vermochte seinen raschen Verlauf aufzuhalten. Es war ein langsames Hinwelken, ein fast unmerkliches Erlöschen, und als wir sie dann sanft entschlummert in ihrem Lehnstuhl fanden, da mußten Wochen vergehen, ehe wir im Stande waren, das Schreckliche zu fassen."

Große Thränen zitterten an ihren Wimpern, und ihre Stimme bebte. Noch immer hatte diese Stimme ihren alten weichen Klang, und während ich sie sprechen hörte, ging mir's durch den Sinn, daß sicherlich auch ihr Lachen noch ebenso glockenhell und wohltönend sein würde, wie vor fünf Jahren, wenn es nur irgend einem Glücklichen gelänge, es noch einmal hervor zu zaubern. Und dabei dachte ich, wie schön es doch sein müßte, wenn ich selber vielleicht dieser Glückliche wäre. Eine dumpfe Atmosphäre von Trauer und Schwermuth schien mir diesen niederen Raum zu erfüllen — wahrhaftig, es mußte eine dankbare Aufgabe sein, sie zu zerstreuen und wieder den frischen, belebenden Hauch der Fröhlichkeit durch Thüren und Fenster hereinzulassen.

Und in der Stille meines Herzens faßte ich den Entschluß, von nun an meine ganze Kraft dafür einzusetzen.

Ich fragte nach den neuen Bekanntschaften, die Harders' in H. bereits geschlossen hätten, und erfuhr, daß sie sich damit ungefähr in der nämlichen oder in einer noch schlechteren Lage befänden, wie ich selbst.

„Wir verkehren hier mit keinem Menschen," sagte Ilse seufzend. „Einige Bekannte aus früheren Tagen, die im Anfang sehr freundlich gegen uns waren, hat sich mein Vater durch seine stete Gereiztheit bald entfremdet, so daß sie den Umgang mit uns völlig aufgegeben haben. Ich fühle mich inmitten all' des geräuschvollen Treibens mitunter so einsam, als ob ich mutterseelenallein auf einer wüsten Insel säße."

„Das wird hoffentlich nun anders werden, Fräulein Ilse," fuhr es mir heraus. „Es hat mich so glücklich gemacht, daß Ihr Vater mich aufsuchte, und ich denke, wir werden nun gute Freundschaft halten, wie in den alten Tagen — nicht wahr?"

Ich hatte eine freudige Zustimmung erwartet, und es machte mich einigermaßen betroffen, als Ilse statt dessen wie in trüber Muthlosigkeit den Kopf senkte.

„Auch Sie werden es bald den Anderen nachthun," erwiederte sie, ohne mich anzusehen. „Und Sie werden dann vielleicht mit Groll an uns zurückdenken. Wahrscheinlich hätte ich besser gethan, dem Vater gar nicht von Ihrem Hiersein zu sprechen."

„Wie? Sie bedauern es also, mich hier zu sehen?" rief ich, in tiefster Seele verletzt. „Es wäre Ihnen lieber gewesen, wenn ich auch weiter nichts davon geahnt hätte, wie nahe wir einander waren?"

Sie wurde roth und machte eine verneinende Bewegung. „Sie dürfen mich nicht mißverstehen, Herr Doktor! Gerade weil ich einen großen Werth auf Ihre Freundschaft lege,

möchte ich uns nicht der Gefahr aussetzen, sie zu verlieren, wie wir schon die Freundschaft manches anderen guten Menschen verloren haben."

Ich wollte sie durch eine stürmische Versicherung unterbrechen; Ilse aber sah mit einem bittenden Blick zu mir auf, der mich verstummen ließ, und fuhr — wenn auch in unverkennbarer Verlegenheit — fort: „Es ist bei uns nicht mehr so, wie es zur Zeit unseres früheren Verkehrs gewesen ist, und namentlich mein armer Vater hat sich sehr verändert. Die schweren Prüfungen, die das Schicksal über uns verhängte, haben ihn verbittert und einen argwöhnischen, leicht erregbaren Menschen aus ihm gemacht. Immer vermuthet er, daß man ihm mit Geringschätzung begegne, der leiseste Widerstand kann ihn trotz seiner Gutherzigkeit in heftigen Zorn versetzen, und in solchen Augenblicken ist er meist kaum vollständig Herr über das, was er spricht oder thut. Muß ich da nicht fürchten, daß er auch Sie sehr bald verscheucht haben wird, obwohl ich weiß, daß er von Ihnen viel mehr hält als von irgend Einem der Anderen, die sich so schnell zurückgezogen haben!"

„Vor einer solchen Gefahr, Fräulein Ilse, fürchte ich mich nicht. Ich habe in meinem Beruf gelernt, mich zu beherrschen, und werde dieser Fähigkeit im Verkehr mit Ihrem Vater nicht einmal bedürfen. Denn meine dankbare Hochachtung und die Ehrfurcht vor seinem Schmerz sichern ihn hinlänglich gegen meine Empfindlichkeit. Nur wenn ich besorgen müßte, Ihnen lästig zu fallen —"

„Mir?" Ihre braunen Augen erhoben sich zu mir mit vorwurfsvollem Blick. „Sie würden eine solche Vermuthung nicht aussprechen, wenn Sie ahnen könnten, wie unglücklich ich mich in dieser Vereinsamung fühle."

„Nun wohl, so werde ich Ihnen den Beweis liefern, daß meine Freundschaft denn doch von etwas festerem Bau ist, als die Ihrer zu empfindlichen hiesigen Bekannten."

Ich glaubte einen Schimmer der Freude über ihr schönes Gesichtchen dahingleiten zu sehen; aber schon im nächsten Augenblick schaute sie wieder so ernst und schwermüthig darein, daß ich meine Wahrnehmung wohl für eine Täuschung halten mußte, an der meine eigenen Wünsche den hauptsächlichsten Antheil gehabt. Und dann war mir zu weiteren Beobachtungen keine Gelegenheit mehr gegeben, denn draußen in der Wohnungsthür wurde ein Schlüssel gedreht, und mit dem mehr erschrockenen als fröhlichen Ausrufe: „Da ist der Vater!" sprang Ilse empor, um den Eintretenden zu begrüßen.

Harders erschien mir heute noch angegriffener und leidender als beim ersten Wiedersehen, aber er zeigte sich sehr erfreut über meinen Besuch.

„Hübsch von Ihnen, daß Sie sich schon so bald bei uns blicken lassen," meinte er, in seiner nervösen Art sogleich eine ruhelose Wanderung durch das Zimmer beginnend. „Vermuthlich waren Sie ein wenig erstaunt über das Quartier, das ich da für uns ausgesucht habe. Glänzend ist es ja gerade nicht, aber es ist leidlich ruhig und es hat außerdem für mich eine recht bequeme Lage. Sobald ich mit meinem Werke fertig bin, beziehen wir eine Villa draußen am Flusse."

Er sah mich bei den letzten Worten mißtrauisch an, als erwarte er einen Ausdruck des Zweifels in meinen Mienen zu finden. Da ich mich aber sehr wohl hütete, etwas derartiges zu zeigen, wurde er noch freundlicher und schickte trotz meines bescheidenen Widerspruches Ilse hinaus, damit sie uns einen Imbiß besorge.

„Wenn ich auch selber kein Weintrinker mehr bin," sagte er, „Sie wissen ja, aus welchen Gründen, so habe ich für meine Freunde doch immer noch ein Tröpfchen in Bereitschaft, das sich nicht gerade zu verstecken braucht."

Sobald seine Tochter das Zimmer verlassen hatte, zog

Harders einige Zeitungsblätter aus der Tasche und hielt sie mir mit triumphirender Miene entgegen.

„Nun, was habe ich Ihnen gestern gesagt? Man wird niemals erfahren, wer es gethan hat — niemals!“

Der Mord, von dem gestern die Rede gewesen, hatte meine Gedanken inzwischen so wenig beschäftigt, daß ich nicht sogleich wußte, was er meinte, und meine erstaunte, verständnißlose Miene schien Harders etwas ungeduldig zu machen.

„Sie erinnern sich doch wohl an unser gestriges Gespräch,“ fuhr er mit besonderem Nachdruck fort. „Ihr Freund, der Polizeiarzt, war ja so zuversichtlich, daß man den Mörder auf Grund des vorhandenen Signalements mit Leichtigkeit ausfindig machen würde. Er wird, wie ich denke, sehr bald zu der Erkenntniß gelangen, daß er sich recht gründlich geirrt hat. Da — lesen Sie nur! Was ich gestern vorausgesagt habe, trifft buchstäblich zu. In den letzten vierundzwanzig Stunden sind nicht weniger als drei Personen verhaftet worden, welche diesen findigen Polizisten verdächtig erschienen, weil das eine oder das andere Kennzeichen auf sie paßte. Der Eine trug einen großen rothblonden Vollbart, der Zweite erfreute sich eines krummen Rückens und eines hinkenden Ganges, der Dritte aber, von dessen äußerer Erscheinung in den Zeitungen nichts angegeben ist, hatte vermuthlich das Unglück, sich einer Brille bedienen zu müssen. Natürlich konnten alle Drei sehr bald nachweisen, daß sie mit der Sache nicht das Geringste zu schaffen haben, und die wohlweisen Behörden waren einfach um drei schmerzliche Enttäuschungen reicher geworden. Ich bin sicher, daß es noch lange nicht die letzten gewesen sind, welche sie in dieser Angelegenheit erleben.“

Er rieb sich die Hände wie Jemand, der ein sehr lebhaftes Vergnügen empfindet, und ich gab mir den Anschein, als ob ich eifrig die mit dicken Blaustiftstrichen bezeichneten

Zeitungsnotizen läse, weil ich mich bei der Verschiedenheit unserer Ansichten nicht gerne noch einmal in eine Auseinandersetzung über dies Thema mit ihm einlassen wollte. Harders setzte unterdessen seine Wanderung durch das Zimmer fort und brach nach Verlauf einiger Minuten noch einmal das Schweigen.

„Achtundsechzigtausend fünfhundert Mark in Banknoten und sicheren Papieren — ein hübsche Summe, nicht wahr? Und das Beste daran ist, daß man von den Konsols nicht einmal ein Nummernverzeichniß besitzt. Der Buchhalter behauptet zwar, es müsse vorhanden sein; aber man hat bis jetzt vergebens darnach gesucht. Wahrscheinlich war der Mann in dem grauen Havelock umsichtig genug, es ebenfalls an sich zu nehmen. Einer von den kopflosen Stümpern, die sich sonst wohl nicht auf solche Unternehmungen einlassen, ist er ja augenscheinlich nicht gewesen."

„Er müßte mit den Verhältnissen sehr genau vertraut gewesen sein, wenn Ihre Vermuthung zuträfe," bemerkte ich, um doch endlich irgend etwas zu sagen. Harders aber schüttelte mit überlegenem Lächeln den Kopf.

„So glauben die Meisten; ich aber sage Ihnen, daß es dessen für ihn ganz und gar nicht bedurfte. Er handelte nur nach einem wohlerwogenen Plane — und er verlor auch im Augenblick der Ausführung nicht seine ruhige Ueberlegung — das ist Alles! Wäre er ein gemeiner Dieb gewesen, einer von denen, die mit jeder beliebigen Beute zufrieden sind, so hätte er freilich in blinder Gier an sich gerafft, was ihm eben zuerst in die Hände fiel. Aber es war ohne Zweifel ein Mann, der mit kaltem Blute ganz bestimmte Absichten verfolgte. Und er nahm sich wohl in Acht, durch eine thörichte Uebereilung gerade im entscheidenden Augenblick Alles zu verderben. Vielleicht brauchte er das Geld, um seine Gläubiger zu bezahlen oder um eine Tochter auszustatten. Denn ein Mädchen ohne Geld ist

heutzutage ein wenig begehrter Artikel, wäre es auch schön und gut wie ein Engel. Glauben Sie mir das immerhin, lieber Freund, denn ich spreche dabei aus eigener, bitterster Erfahrung. Ich könnte — aber still — da ist Ilse! Kein Wort mehr von diesen Dingen!"

Ich athmete auf, und während Harders mit etwas unsicherer Hand die Gläser füllte, beeilte ich mich, ein Gespräch über das erste beste unverfängliche Thema zu beginnen, das mir eben in den Sinn kam. Wir stießen auf gute Freundschaft mit einander an, und das Blut strömte mir heiß zum Herzen, als mir Ilse's braune Augen mit ganz eigenem Glanze entgegen leuchteten, während unsere Gläser hell zusammenklangen. Harders, der in glücklicheren Tagen ein recht wackerer Zecher gewesen war, hatte, seinen neuerdings angenommenen Grundsätzen getreu, kaum die Lippen benetzt; aber es war, als ob schon der blumige Duft des Weines eine anregende Wirkung auf ihn ausübe, denn er nahm lebhaft den von mir angesponnenen Gesprächsfaden auf und führte die Unterhaltung bald mit derselben Schlagfertigkeit und Geistesschärfe, die mir früher so oft aufrichtige Bewunderung abgenöthigt hatten.

Zuweilen allerdings stellte er irgend eine wunderliche Behauptung auf, die mich unter anderen Umständen wohl zum Widerspruch gereizt haben würde. Aber ich blieb der bangen Warnungen Ilse's eingedenk und zog es vor, zu schweigen oder rasch auf ein anderes Thema überzugehen, wenn es mir unmöglich war, ihm zuzustimmen. So wurde glücklich jeder Mißton vermieden, obwohl wir beinahe zwei Stunden bei einander saßen, und als ich mich endlich zum Fortgehen anschickte, weil meine Berufspflichten mir ein längeres Verweilen nicht gestatteten, nöthigte mir Harders mit liebenswürdigster Wärme die Zusage ab, daß ich meinen Besuch recht bald und oft wiederholen würde. Ein solches Versprechen gab ich natürlich von Herzen gern und fühlte

mich vollends beglückt, als Ilse, die mich bis an die Ausgangsthür der Wohnung begleitet hatte, mit einem leisen Beben in ihrer lieben, weichen Stimme sagte: „Sie haben meinem armen Vater gegenüber viel Selbstüberwindung geübt, ich habe es wohl bemerkt, und danke Ihnen dafür von Herzen. Glauben Sie mir, Herr Doktor, es ist ein gutes Werk, das Sie damit verrichten."

In einer so fröhlichen und hoffnungsvollen Stimmung, wie sie mir seit meiner Ankunft in dieser trübseligen, nebelreichen Stadt nachgerade ganz unbekannt geworden war, kehrte ich nach Hause zurück, und die Aufsätze meiner Tertianer waren gewiß noch nie so nachsichtig korrigirt und beurtheilt worden, als an diesem Tage.

3.

Fast übereifrig pflegte ich von nun an den Verkehr mit den wieder gewonnenen Freunden; aber der günstige Einfluß, welchen ich mir davon auf Ilse's melancholischen Gemüthszustand versprochen hatte, trat zu meiner schmerzlichen Enttäuschung während der nächsten Zeit nur in geringem Maße zu Tage. Wohl konnte ich nicht mehr daran zweifeln, daß sie mich jedesmal gerne kommen und ungerne scheiden sah; aber das frohe Lachen, das ich so sehnlich zu vernehmen wünschte, hatte ich mit all' meinen Bemühungen noch nicht ein einziges Mal hervorzuzaubern vermocht; der tiefe Ernst lag noch immer wie etwas Fremdes und Unnatürliches auf ihrem schönen Gesicht, und zuweilen entdeckten meine von der innigsten Theilnahme geschärften Augen in diesem reizenden Gesichtchen sogar gewisse Spuren, die nur zu deutlich von vergossenen Thränen oder von schlaflosen Nächten sprachen.

Dafür, daß es mit den äußeren Glücksumständen meines armen Freundes recht schlecht bestellt sein mußte, erhielt ich beinahe täglich neue, unzweideutige Beweise. Bei der

Häufigkeit meiner Besuche hatte mir nicht lange mehr verborgen bleiben können, daß die Sorge für die Erhaltung des kleinen Hauswesens ganz allein auf Ilse's Schultern lag. Sie fertigte Handarbeiten an und ertheilte einige Klavierstunden, die ihr gewiß nur herzlich kargen Lohn brachten, da es vielleicht nirgends im deutschen Reiche einen so erschrecklichen Ueberfluß an Musiklehrern und -Lehrerinnen gibt, als in H. Harders selbst verdiente offenbar nicht einen Pfennig, und das große Werk, von dem er sich die Begründung eines bedeutenden literarischen Rufes versprach, rückte augenscheinlich nur sehr langsam vorwärts, da ich ihn niemals daran schreiben sah, und da er auch seiner eigenen Versicherung nach noch eine Fülle von schwierigen Studien zu bewältigen hatte.

Es berührte mich Angesichts dieser Wahrnehmung oft recht peinlich, ihn mit dem Tone der Ueberzeugung schon von der nächsten Zukunft als von einer sehr glänzenden und sonnigen sprechen zu hören. Für seine eigene Person zwar schien er nur noch sehr geringe Ansprüche an das Leben zu erheben; das Dasein seiner Tochter aber liebte er, soweit es sich um kommende Tage handelte, in den leuchtendsten Farben auszumalen, und es schnitt mir in die Seele, wenn Else dabei den Kopf tief auf ihre Arbeit niedersenkte, vielleicht um die Thränen zu verbergen, die ihr heiß in die Augen stiegen. ...

So sprach Harders eines Tages in großer Aufgeräumtheit von einer allerliebsten Villa am Flusse, die zum Verkauf gestellt sei, und die er wenige Stunden zuvor eingehend besichtigt habe.

„Sie ist wie für uns geschaffen," sagte er, „und der Kaufpreis ist lächerlich gering. Der Besitzer verlangt nur eine Anzahlung von zehntausend Mark, und er würde für weitere zehntausend bereitwillig auch die ganze Einrichtung verkaufen. Es ist eine Gelegenheit, wie sie sich nicht häufig

bietet. Was meinst Du, Liebling, wenn ich sie kurz entschlossen beim Schopfe faßte?"

Ilse, die mit flinken Fingern an einer Stickerei arbeitete, erhob das Gesicht, und ich sah, daß sie sehr blaß geworden war.

„Das ist natürlich nur ein Scherz, lieber Vater! Denn wie sollten wir es jetzt anfangen, eine Villa zu kaufen, und was sollten wir auch damit beginnen?"

In so bescheidenem Tone auch diese Antwort gegeben war, so lebhaft schien sie doch den Unwillen des Mannes zu reizen. Er runzelte die Stirn, und in seinen ruhelosen Augen sprühte es zornig auf.

„Was heißt das?" fuhr er empor. „Willst Du mich etwa vor unserem jungen Freunde hier als einen Aufschneider oder einen lächerlichen Windbeutel hinstellen? Wenn ich erkläre, daß es meine Absicht ist, eine Villa zu kaufen, so werde ich wohl auch die Mittel dazu besitzen. Man braucht ja nicht gleich zu leben wie ein Verschwender, wenn man einige Zehntausende im Kasten hat. Es hat sich schon Mancher plötzlich als wohlhabender Mann entpuppt, den bis dahin alle Welt geringschätzig für einen Bettler gehalten, und man könnte sich gewaltig irren, wenn man mich als einen Hungerleider taxirt, nur weil es mir gefällt, ein einfaches Leben zu führen."

Er schritt unter lebhaften Bewegungen auf und nieder. Seine Aufgeregtheit, die sich nur sehr langsam wieder besänftigte, stand in gar keinem Verhältniß zu der geringfügigen Ursache, und ich lernte in dieser Stunde zum ersten Male begreifen, wie berechtigt Ilse's Furcht vor der Reizbarkeit ihres Vaters gewesen war. An diesem Tage kostete es mich große Mühe, ihn wieder in leidlich gute Laune zu versetzen, denn er schien auch gegen mich einen gewissen Groll zu empfinden, obwohl ich ihm wahrlich nicht die geringste Veranlassung dazu geben hatte.

Den gewohnten herzlichen Ton fand er erst wieder, als er mich am nächsten Tage in meinem Junggesellenheim besuchte, wie er es in unbestimmten Zwischenräumen und zu den verschiedensten Tageszeiten zu thun pflegte. Da war der Zwischenfall vom verflossenen Tage offenbar ganz vergessen, und nach dem Austausch der ersten Begrüßungen begann er, wie stets, wenn wir in meiner Wohnung allein waren, von dem Morde zu sprechen, dessen Urheber man noch immer vergebens suchte.

Die Prophezeiungen meines Freundes hinsichtlich dieser Angelegenheit hatten sich in der That auf eine ganz überraschende Weise erfüllt. In den drei Wochen, welche jetzt bereits seit der Verübung des Verbrechens vergangen waren, hatte die Polizei zwar schon wiederholt mit ziemlicher Sicherheit geglaubt, die Spur des Mörders gefunden zu haben, immer aber hatte sich sehr bald herausgestellt, daß man abermals auf einer falschen Fährte gewesen sei, und weder in Bezug auf die Person des Thäters, noch auf den Verbleib des gestohlenen Geldes war man heute klüger als am ersten Tage.

Wahrscheinlich hätte ich das unglückliche Ende des alten Wucherers längst ebenso vergessen, wie es die meisten anderen Einwohner von H. bereits vergessen hatten, wenn ich nicht durch Harders immer von Neuem daran erinnert worden wäre. Er hatte eine geradezu unbegreifliche Vorliebe für die Erörterung dieses dunklen Kriminalfalles, und es war außer allem Zweifel, daß seine Sympathien nicht auf Seiten des Ermordeten, sondern lediglich bei dem Mörder waren, der sich allen Nachforschungen der Behörden mit einer so erstaunlichen Geschicklichkeit zu entziehen verstand.

Sonderbar schien es mir nur, daß er in Ilse's Gegenwart niemals auch nur mit einer einzigen Silbe auf sein Lieblingsthema zu sprechen kam. Wohl benutzte er zuweilen, wenn ich einen Abend in seiner bescheidenen Be-

hausung zubrachte, die gelegentliche Abwesenheit des jungen Mädchens, um mir hastig irgend eine auf den Fall Steinthal bezügliche Mittheilung zu machen; aber er brach sofort ab, wenn seine Tochter wieder über die Schwelle trat, und versäumte dabei nie, mir ein Zeichen zu machen, das auch mich zum Schweigen verpflichten sollte.

Mein sehnlicher Wunsch, unter vier Augen mit Ilse zu sprechen, war während dieser drei Wochen nicht ein einziges Mal in Erfüllung gegangen. Zu welcher Zeit auch immer ich mich einfinden mochte, stets traf ich ihren Vater, und Alles, was ich ihr so gerne gesagt hätte, mußte abermals ungesprochen bleiben. Daß ich aber mein großes Geheimniß nicht lange mehr würde auf dem Herzen behalten können, kam mir mit jedem neuen Tage deutlicher zum Bewußtsein, denn dies Geheimniß bestand ja in nichts Anderem, als in der Gewißheit, daß ich Ilse von ganzem Herzen liebte. Ich hatte in dieser kurzen Zeit gelernt, alle die herrlichen Eigenschaften ihres Herzens zu erkennen, die in einer Schule harter Prüfungen zu voller Entwickelung und Reife gebracht worden waren. Ich wußte, daß ich auf meinem Lebenswege niemals einem reineren und besseren Wesen begegnen würde, und daß ich mich für einen beneidenswerthen Menschen halten müßte, wenn es mir gelang, sie zu gewinnen.

Dafür, daß sie meine tiefe und innige Zuneigung in gleicher Weise erwiederte, hatte ich bisher freilich noch keinen vollgiltigen Beweis erhalten. Mancherlei kleine Anzeichen ließen es mich hoffen, und in den schönen braunen Augen glaubte ich zuweilen etwas wie ein beglückendes Geständniß zu lesen; aber dann kamen auch wieder Augenblicke der Entmuthigung, wo ihre schwermüthige Miene mir zu sagen schien, daß ich ihrem Herzen gleichgiltig geblieben sei, und daß sie nicht einmal ahnte, welche Hoffnungen und Wünsche meine Brust erfüllten. — — — — —

Endlich, nach langem vergeblichem Harren, zeigte sich mir eines Abends der Zufall günstig; ich traf Ilse allein zu Hause an. Mein Erscheinen hatte sie bei ihrer Arbeit, einer mühsamen, kunstvollen Stickerei, gestört, und sie bat mich um Entschuldigung, daß sie sogleich wieder zu derselben zurückkehren müsse, da sie versprochen habe, bis zum nächsten Morgen fertig zu sein. Ich ließ mich ihr gegenüber nieder und sah eine Weile dem geschickten Beginnen der flinken Fingerchen zu, ohne daß dabei von anderen, als gleichgiltigen Dingen zwischen uns die Rede gewesen wäre. Ich war zwar sogleich mit mir im Reinen darüber gewesen, daß diese Stunde die Entscheidung bringen müsse; aber es fehlte mir lange an Muth, die inhaltsschwere Frage an Ilse zu richten.

Da ließ ein tiefer Seufzer, der — ihr selber vielleicht unbewußt — während der anstrengenden Arbeit ihre Brust hob, mit einem Male all' meine zaghaften Bedenken schwinden. Ich stand auf und trat einen Schritt näher auf sie zu.

„Das ist keine angemessene Thätigkeit für Sie, Fräulein Ilse," sagte ich, „und Sie sollten sie aufgeben, bevor Sie damit Ihre Gesundheit ernstlich geschädigt haben. Ich kann da nicht länger ruhig zusehen."

Sie hatte erst ganz erschrocken den Kopf erhoben, und nun zuckte es um ihre Mundwinkel wie ein schmerzliches Lächeln.

„Sie meinen es gewiß sehr gut, Herr Doktor; aber Ihre Befürchtungen sind doch wohl übertrieben. Man wird nicht gleich krank vom Arbeiten, und außerdem — ich thue es ja auch nicht um des Vergnügens willen."

„Ich weiß es — und eben deshalb thut es mir weh, Sie so rastlos schaffen zu sehen. Niemand kann weniger für diesen harten Frohndienst gemacht sein, als Sie, und darum — darum möchte ich Sie um die Erlaubniß bitten,

Fräulein Ilse, Ihnen diese häßliche Nadel da ein- für allemale aus der Hand nehmen zu dürfen."

Gewiß war das eine recht ungeschickte Art der Werbung; aber ich sah an ihrem Erglühen, daß sie mich dennoch verstanden habe. Eine Antwort erhielt ich nicht sogleich; aber ich deutete mir ihr Schweigen als ein günstiges Zeichen und fuhr mit gesteigertem Selbstvertrauen fort:

„Daß ich Sie wahr und innig liebe, müssen Sie längst errathen haben, denn ich habe es niemals sehr weit gebracht in der Kunst, mich zu verstellen. Wenn Sie mir die Sorge für Ihr ferneres Schicksal anvertrauen wollen —"

Ich mußte mich unterbrechen, denn Ilse war ebenfalls aufgestanden, und nun fiel sie mir mit zitternder Stimme in die Rede.

„Sprechen Sie nicht weiter, Herr Doktor, Sie würden mir dadurch die Antwort nur noch schwerer machen, die ich Ihnen doch zu meinem Schmerz nicht ersparen könnte. Ich danke Ihnen aus tiefstem Herzen für Ihren Antrag, aber ich darf ihn nicht annehmen."

„Sie dürfen nicht?" fragte ich, mich gewaltsam zusammennehmend. „Und wer könnte es Ihnen verbieten, wenn nicht Ihr eigenes Herz?"

Ilse hatte den Kopf jetzt so tief gesenkt, daß es mir unmöglich war, in ihrem Gesicht zu lesen. Ein paar Sekunden vergingen, ehe sie antwortete:

„Es wird mir schwer, es auszusprechen, doch ich bin Ihnen rückhaltlose Offenheit schuldig. Nach den Aeußerungen meines Vaters könnten Sie glauben, daß er wenigstens einen kleinen Bruchtheil seines einstigen Vermögens gerettet hat. Aber es ist nicht so. Er hat bei dem Bankerott eines Verwandten, dem er volles Vertrauen geschenkt hatte, Alles verloren, was er besaß. Ein kleines Kapital aus dem Nachlaß meiner Mutter, das mir verblieben war, reichte noch für einige Jahre hin, unseren Unterhalt zu

bestreiten. Schon vor sechs Monaten aber hatten wir es völlig aufgezehrt, und wir waren bettelarm, als wir die Heimath verließen. Jetzt leben wir einzig von dem, was ich verdiene, und alle die hochfliegenden Pläne meines armen Vaters sind nichts als Selbsttäuschungen, mit denen er sich über die bittere Noth der Wirklichkeit hinweg zu helfen sucht."

„Weshalb aber sagen Sie mir das Alles, Fräulein Ilse?" fragte ich. „Halten Sie mich denn für so erbärmlich, daß Ihr größeres oder geringeres Vermögen irgend welche Bedeutung für mich haben könnte? Ich bin ja zum Glück nicht ausschließlich auf meine Besoldung angewiesen, und wenn mein Besitz auch nicht groß genug ist, daß ich mich einen wohlhabenden Mann nennen dürfte, so reicht er doch aus, uns Drei vor Entbehrungen und Sorge um das tägliche Brod zu bewahren."

Noch immer veränderte Ilse ihre Haltung nicht. Meine warme und eindringliche Versicherung hatte also die erhoffte Wirkung nicht geübt.

„Ihre großmüthige Absicht macht uns auf immer zu Ihren Schuldnern," kam es ganz leise von ihren Lippen. „Aber es muß trotzdem bei meiner ersten Antwort bleiben. Ich kann Ihnen ja keine andere geben."

„So nennen Sie mir wenigstens den Grund, damit ich weiß, ob ich jede Hoffnung zu begraben habe. Sagen Sie mir, ob es keine, auch nicht die kleinste Aussicht für mich gibt, jemals Ihre Liebe zu gewinnen."

Sie preßte die gefalteten Hände an die heftig wogende Brust, und eine Zeit, die mich in meiner schmerzlichen Spannung eine Ewigkeit dünkte, verging, bevor sie sagte:

„Es ist ja nicht das, Herr Doktor! Aber ich beschwöre Sie, dringen Sie nicht in mich, Ihnen den eigentlichen Grund zu nennen. Wie grenzenlos auch das Vertrauen

ist, das ich in Sie setze — gerade dies darf ich Ihnen doch nicht sagen."

Ich fühlte mich durch ihre Erwiederung tief gekränkt. Zwar suchte ich mich zu beherrschen, so gut es eben unter solchen Umständen möglich war, aber es mußte mir doch wohl nicht völlig gelungen sein, meine wahren Empfindungen zu verbergen, denn als ich mich nun nach einigen Worten, wie sie eben der Lage angemessen waren, zum Fortgehen wandte, erhob Ilse plötzlich wie flehend ihre Hände und sah aus todestraurigen, in Thränen schwimmenden Augen mit einem Blick zu mir empor, der all' meinen Groll auf der Stelle verschwinden machte.

„Gehen Sie nicht so fort!" bat sie mit fast erstickter Stimme. „Haben Sie Mitleid mit mir! Sie ahnen ja nicht, wie unglücklich, wie namenlos elend ich bin. Verlassen Sie uns nicht gleich all' den Anderen — nur jetzt verlassen Sie uns nicht!"

Und wenn es mein Leben gewesen wäre, das sie in solchem Tone von mir gefordert hätte, ich würde es ohne Besinnen hingegeben haben.

„Nein, Fräulein Ilse," sagte ich, „so lange meine Freundschaft für Sie noch von irgend welchem Werthe ist, werde ich Sie gewiß nicht verlassen."

Ohne ein Wort zu sprechen, reichte sie mir die Hand. Nur in ihren Augen las ich, wie dankbar sie mir für mein Versprechen war. Die nächsten Minuten unseres Beisammenseins aber würden sich wahrscheinlich trotz aller Selbstbeherrschung zu sehr peinvollen gestaltet haben, wenn uns nicht die Heimkehr ihres Vaters, die ich vorhin so sehr gefürchtet hatte, wie eine Erlösung gekommen wäre.

Harders hätte wahrlich kein scharfblickender Menschenkenner zu sein brauchen, um unsere Verstörtheit und Fassungslosigkeit zu bemerken. Aber seine Gedanken waren augenscheinlich zu sehr von anderen Dingen in Anspruch

genommen, als daß er dem Aussehen seiner Tochter und meinem Benehmen hätte eine besondere Beachtung schenken sollen. Wie vollständig ich mich auch nachgerade an seine rastlose Nervosität gewöhnt hatte, in einer ähnlichen fieberhaften Erregung hatte ich ihn bisher doch niemals gesehen. Er drückte mir flüchtig die Hand und fragte Ilse in heftig hervorgestoßenen Worten, ob während seiner Abwesenheit etwa Jemand nach ihm gefragt habe. Es erleichterte ihn sichtlich, als sie verneinte; aber sein Verhalten blieb auch weiter ein sehr auffälliges und eigenthümliches. Er begann mit großem Eifer von einer ganz bedeutungslosen und fernliegenden Sache zu sprechen, um dann, noch ehe ich seine Fragen hatte beantworten können, völlig unvermittelt auf etwas Anderes überzuspringen, und er mischte zuletzt die verschiedensten Dinge wirr durcheinander wie Jemand, dessen Gedanken weltenweit entfernt sind von dem, was seine Lippen sprechen. Das Bedrückende der Situation, in der ich mich da befand, mußte auch Ilse wohl bald zum Bewußtsein gekommen sein, denn als Harders uns auf seinem Sturmlauf durch das Zimmer einmal den Rücken gewendet hatte, machte sie mir ein Zeichen, das ich nur als eine Aufforderung deuten konnte, mich für jetzt zu verabschieden. Ich erfüllte ihren Wunsch, und Harders machte gegen seine Gewohnheit keinen Versuch, mich noch länger zurückzuhalten. Aber er überließ es diesmal nicht seiner Tochter, mir das Geleit zu geben, sondern er begleitete mich selbst auf den Gang hinaus. In der Thür erfaßte er meine Hand mit so heftigem Druck, daß es mich schmerzte.

„Wenn Sie in Wahrheit mein Freund sind," stieß er mit gedämpfter Stimme hervor, „möchte ich wohl einen großen Dienst von Ihnen erbitten. Aber es ist keine Kleinigkeit, das sage ich Ihnen im Voraus, und wenn Sie sich nicht stark genug fühlen, eine ernsthafte Probe zu

bestehen, so erklären Sie mir das lieber gleich jetzt auf der Stelle."

Natürlich versicherte ich ihm, daß er unbedingt auf mich zählen dürfe, und er nickte, als hätte er in Wahrheit auch gar keine andere Antwort erwartet.

„Gut — so werde ich morgen zu Ihnen kommen, um Sie mit meinem Anliegen bekannt zu machen. Wann treffe ich Sie mit Sicherheit zu Hause?"

„Ich habe bis zwei Uhr Mittags zu unterrichten. Von da an bin ich, wenn Sie es wünschen, jederzeit zu Ihrer Verfügung."

„Also um zwei Uhr, wenn es nicht früher sein kann! Und sorgen Sie gefälligst dafür, daß wir von keinem Menschen gestört oder belauscht werden können. Es ist ein Opfer, das Sie mir bringen müssen; aber Sie werden es nicht zu bereuen haben. — Auf Wiedersehen denn, mein lieber junger Freund!"

Noch ein ungestümer Händedruck, und er zog sich hastig zurück, während ich mit meinem schweren, kummervollen Herzen davonging wie Einer, der eben das Liebste hat hingeben müssen, was er auf Erden besessen.

4.

Es waren bitter-traurige Stunden, die ich während des nächsten Vormittags verlebte. Wie ich mich auch zusammennahm, alle meine Gedanken nur auf die ernsten Pflichten meines Berufes zu richten, ich vermochte damit doch nicht das Gefühl namenlosen Wehs zu ersticken, das an meinem Herzen nagte. Jetzt erst lernte ich erkennen, wie vollständig bereits mein ganzes Sein in der Liebe zu Ilse aufgegangen war — wie traurig und freudlos sich mein Leben gestalten würde ohne die Hoffnung, sie zu gewinnen.

Ich zweifelte daran, daß ich stark genug sein würde, ihr auch künftig mit der unbefangenen Miene des Freundes

gegenüber zu treten; ich sah voraus, daß jede neue Begegnung die brennende Wunde auch von Neuem bluten machen würde, und ich bereute fast, daß ich im entscheidenden Augenblick nicht hart genug gewesen war, mich trotz ihrer flehentlichen Bitten auf immer von ihr zu verabschieden.

In solcher Stimmung kehrte ich um zwei Uhr aus dem Gymnasium zurück. Ich hatte kaum meinen Ueberrock abgelegt, als es draußen klingelte, und ich Harders' Stimme auf dem Gange vernahm. Gewiß war ich von vornherein bereit, ihm jeden Wunsch zu erfüllen, dessen Gewährung in meine Macht gegeben war; aber ich wünschte in diesem Augenblick doch recht sehnlich, den Besuch schon überstanden zu haben, der in meiner jetzigen Gemüthsverfassung wahrlich eine harte Prüfung für mich war.

Bei seinem Eintritt sah ich, daß Harders heute trotz des verhältnißmäßig gelinden Wetters einen Pelzkragen angelegt hatte, wie er ihn sonst nie zu tragen pflegte, und daß dieser Kragen noch dazu bis über die Ohren hinaufgeschlagen war. Von seinem Gesicht ließ sich in dieser Umhüllung kaum etwas erkennen, und ich bemerkte zu meiner Verwunderung, daß er sehr aufmerksam in alle Winkel spähte, ehe er sich dazu entschloß, hier, im fast überheizten Zimmer, den wärmenden Schutz abzulegen.

„Ich habe mich um fünf Minuten verspätet," sagte er, „aber ich war genöthigt, einen Umweg zu machen. Gewisse Leute brauchten es ja nicht gleich zu erfahren, wohin ich mich begeben wollte. Ich sah es wohl, daß einer von den Kerlen immer zehn Schritte hinter mir war, aber ich war doch klüger als er und wußte es einzurichten, daß er mich im Gedränge aus den Augen verlor. Ah, wenn er gewußt hätte, was ich da unter dem Ueberzieher trug!"

Damit öffnete er einige Knöpfe seines Rockes und brachte ein viereckiges, flaches Packet zum Vorschein, das mit zahl-

reichen großen, rothen Siegeln verschlossen war. Eine gewisse Feierlichkeit offenbarte sich in der Art, wie er es auf den Tisch legte.

„Sie glauben, daß man Sie verfolgt habe?“ fragte ich verwundert. „Jetzt am hellen Tage und in den belebtesten Theilen der Stadt?“

Harders machte eine geringschätzig abwehrende Handbewegung. „Ach, es ist nicht der Mühe werth, sich darum aufzuregen. Diese Dummköpfe werden lange herumspioniren können, ehe sie einen Mann wie mich überlisten. Sie sehen, ich bin ganz ruhig. Reden wir also gar nicht weiter davon, wenn es Ihnen recht ist. Wie Sie bereits wissen, bin ich gekommen, einen kleinen Dienst von Ihnen zu erbitten.“

„Ich werde mich freuen, Herr Harders, wenn Sie mir Gelegenheit geben, Ihnen meine Dankbarkeit endlich auch durch die That zu beweisen.“

„Es handelt sich nur darum, daß Sie dies Packet hier für mich in Verwahrung nehmen.“

„Wie? Das wäre Alles?“

„Ja! Aber ich muß Sie schon bitten, einen sicheren Versteck dafür ausfindig zu machen. Denn es schließt mehr in sich ein, als sein unscheinbares Aussehen vermuthen läßt. Soll ich Ihnen sagen, was es enthält?“

„Wenn es nicht gerade ein Geheimniß ist —“

„Nicht für Sie, dem ich als meinem einzigen Freunde volles Vertrauen schenke. In diesem armseligen kleinen Packet hier befindet sich der Betrag von achtundsechzigtausend fünfhundert Mark in Banknoten und sicheren Staatspapieren — eine hübsche Summe, nicht wahr?“

„Ein ganzes Vermögen, Herr Harders! Und Sie wollen es mir zur Aufbewahrung übergeben? Ja, haben Sie denn die Absicht, zu verreisen?“

Er schüttelte den Kopf und sah mich mit einem pfiffigen

Augenzwinkern an, dessen Bedeutung ich aber nicht recht verstand.

„Es ist bei mir nicht mehr sicher genug — das ist der Grund, weshalb ich Sie damit belästigen muß, mein Lieber! Ich möchte nicht gern die ganze Arbeit umsonst gehabt haben — um meines armen Kindes willen; denn dies Geld hier ist ihre Mitgift, die einzige, die sie von mir erwarten darf.“

Mein Erstaunen wuchs von Minute zu Minute. Harders hatte also doch ganz ernsthaft gesprochen, als er uns neulich seine Absicht andeutete, eine Villa zu kaufen. Er besaß ein recht ansehnliches Kapital, von dessen Vorhandensein Ilse offenbar nicht das Geringste ahnte, und sie mußte durch übermäßige Arbeit ihre Gesundheit in Gefahr bringen, während er wie ein habsüchtiger Geizhals seine geheimen Schätze hütete! Ein solches Verhalten erschien mir ebenso lieblos als thöricht, so daß ich mich nicht enthalten konnte, meiner Verwunderung darüber offenen Ausdruck zu geben.

Harders hörte meine Worte, die trotz der Umschreibung einen recht schweren Vorwurf gegen ihn enthielten, ruhig an und sagte dann, indem er vertraulich seine Hand auf meine Schultern legte:

„Ilse's Mitgift darf nicht angegriffen werden, das ist die Hauptsache! Wenn Sie erlebt hätten, was ich erleben mußte, würden Sie auch begreifen, daß ich als Vater nicht anders handeln darf. Sehen Sie, die Aerzte sagten zwar, meine Tochter Irene sei an der Auszehrung gestorben; aber sie sagten das eben nur, weil sie's nicht besser wußten. Ihnen, als meinem einzigen Freunde, will ich anvertrauen, welches die wahre Ursache ihres Todes gewesen ist. Aus Kummer und Herzeleid ist sie gestorben — aus Gram über den schmählichen Verrath, den ein Elender an ihr verübt hatte! Sie war mit einem jungen Privatdozenten verlobt, einem Menschen, der sie zu ver-

göttern schien und der durch sein einschmeichelndes Wesen uns Alle ganz und gar gefangen genommen hatte. Fast mit Entrüstung hatte er es bei seiner Bewerbung abgelehnt, etwas über die Höhe der Mitgift zu vernehmen, die meine Tochter zu erwarten habe. Als ich dann aber wenige Monate später durch einen unglückseligen Bankbruch mein ganzes Vermögen verlor und meinem künftigen Schwiegersohne davon Mittheilung machte, lief als Antwort von ihm die mit Ausdrücken kühlen Bedauerns verbrämte Anzeige ein, daß er unter solchen Umständen genöthigt sei, von dem Verlöbniß zurückzutreten. Der Schlag traf mein beklagenswerthes Kind tief in's innerste Herz; sie hatte ihre reine junge Seele zu fest an den Erbärmlichen gehängt, und mit dem Tage, da er sie verrieth, begann auch die schleichende Krankheit, welche die Aerzte sehr mit Unrecht für Schwindsucht hielten. Sie welkte hin wie eine Pflanze, die man in den Schatten gestellt hat, und wir konnten ihr die Sonne nicht wiedergeben, wir konnten nicht, wie gerne wir's auch gethan hätten. Es hat einen alten Mann aus mir gemacht, daß ich sie vor meinen Augen dahinsterben sehen mußte, und manchmal — ich sage Ihnen das natürlich im tiefsten Vertrauen — manchmal fürchtete ich allen Ernstes, daß es mich meinen Verstand kosten würde. Aber, Gott sei Dank, ich bin bei gesunder Vernunft geblieben, und ich habe das Mittel gefunden, wenigstens meine Tochter Ilse vor einem ähnlichen Schicksal zu bewahren. Sie wird nicht verrathen und betrogen werden gleich ihrer unglücklichen Schwester, denn, wie Sie sehen, hat sie eine ganz anständige Mitgift."

Er schlug mit der flachen Hand auf das Packet; aber in dem Blick, mit welchem er mich dabei ansah, war etwas Scheues und Lauerndes, das mich noch peinlicher berührte, als seine letzten Worte. Und es war eine so grausame Ironie in seiner Idee, gerade mich zum Hüter von Ilse's

Mitgift zu bestellen, daß ich es trotz meiner bereits gegebenen Zusage nicht über mich gewinnen konnte, seinen seltsamen Wunsch zu erfüllen.

„Wenn Sie fürchten, daß dies Kapital in Ihrer Wohnung nicht sicher genug aufgehoben sei, warum geben Sie es dann nicht einfach einer Bank in Verwahrung? Auch ich könnte ja unmöglich eine Bürgschaft dafür übernehmen, daß es mir nicht eines Tages gestohlen würde."

Harders antwortete nicht sogleich, aber er sah mich an, als ob seine Augen bis auf den Grund meiner Seele dringen wollten.

„Bestehen Sie so die erste Probe, die ich auf Ihre Freundschaft mache?" sagte er nach Verlauf einer Minute. „Und ich war thöricht genug zu glauben, daß ich Ihnen mein ganzes Vertrauen schenken dürfe."

„Sie dürfen es in der That, aber ich verstehe nicht, wie Sie in einer an und für sich so geringfügigen Leistung überhaupt eine Freundschaftsprobe sehen konnten."

„Sie geben sich also noch immer den Anschein, als ob Sie wirklich nicht wüßten, um was es sich handelt?" fragte er, und seine Stimme war plötzlich zu einem heiseren, tonlosen Flüstern herabgedämpft. „Habe ich Ihnen nicht darum die Summe genannt, die sich in diesem Packet befindet, damit Sie es erriethen? Achtundsechzigtausend fünfhundert Mark — ich denke, es wäre zwischen uns schon öfter von diesem Betrage die Rede gewesen."

Seine flackernden Augen waren dicht vor den meinigen, und ich sah in ein fahles, unheimlich entstelltes Gesicht. In meiner Brust stieg etwas empor, das mir die Kehle zusammenschnürte und den Athem versetzte. Ich suchte umsonst das Fürchterliche abzuschütteln, das sich wie eine zermalmende Last über mich wälzte, ich wollte sprechen, aber ich brachte nicht ein einziges Wort über die Lippen.

„Sie wissen, woher das Geld kommt," fuhr Harders

fort, und ein gräßliches, verzerrtes Lächeln zuckte dabei um seine Lippen. „Ich fürchte nicht, daß Sie mich verrathen werden, denn es war ja auch Ihre Meinung, daß die menschliche Gesellschaft durch den Tod dieses elenden Wucherers keinen Verlust erlitten habe. Er hatte genug Unheil angerichtet; es war endlich an der Zeit, die Welt von ihm zu befreien."

Meine Kniee wankten — wie ein dunkler Nebel verschleierte es meinen Blick. Ich mußte nach einer Stuhllehne tasten, um mich aufrecht zu halten. Was ich ihm antwortete, weiß ich nicht mehr; aber er mußte dem Ausdruck meines fassungslosen Entsetzens wohl eine falsche Deutung gegeben haben, da er wie zu meiner Beruhigung sagte: „Sie brauchen nicht zu fürchten, daß Ihnen Ungelegenheiten daraus erwachsen werden. Ich bin vorsichtig zu Werke gegangen, Sie wissen es ja aus den Zeitungen. Es mag sein, daß die scharfsinnigen Herren von der Polizei seit einigen Tagen einen gewissen Verdacht auf mich haben; aber das braucht Sie nicht zu beunruhigen. Ich bin hundertmal klüger als Jene, und es wird mir ein ganz besonderes Vergnügen bereiten, sie am Narrenseil herum zu führen. Nur das Geld durfte ich unter solchen Umständen nicht länger im Hause behalten, und Sie verstehen nun wohl auch, warum ich es nicht bei einer Bank niederlegen kann. Hier bei Ihnen wird es sicherlich Niemand suchen, Sie sind durch Ihre Stellung hinlänglich vor jedem Argwohn gesichert."

Noch immer stand ich vor dem Unseligen wie in dumpfer Betäubung, unfähig, auch nur einen klaren Gedanken zu fassen. Und doch mußte etwas geschehen, etwas Entscheidendes — und zwar ohne Zögern, denn ich durfte ja keine Gemeinschaft haben mit einem Mörder. Da wurde an die Thür des Zimmers geklopft, und blitzschnell hatte Harders den Pelzkragen wieder umgelegt, der sein Gesicht unkenntlich

machte. Mechanisch rief ich „Herein!“ — aber es war nur meine Wirthin, die mir einige eben eingelaufene Postsachen übergeben wollte.

Während sie an den Tisch trat, eilte Harders mit einigen langen Schritten zur Thür. „Adieu, Herr Doktor!“ sagte er mit angenommener Förmlichkeit. „Es thut mir leid, daß wir trotz unserer wiederholten Besprechungen nicht zu einem Abschluß der Lebensversicherung gelangt sind, aber Sie kommen vielleicht später einmal auf die Angelegenheit zurück.“

Damit war er hinaus, ehe ich ihn hatte zurückhalten können. Und ich fühlte in diesem Augenblick auch gar kein Bedürfniß, es zu versuchen. Wie eine Erleichterung empfand ich es vielmehr, daß er wenigstens aus meinen Augen war, daß ich Zeit gewann, mich an den ungeheuerlichen Gedanken zu gewöhnen, den ich noch immer in seiner ganzen Furchtbarkeit gar nicht zu fassen vermochte.

Verzweifelter konnte selten die Lage eines Menschen sein, als es die meinige war. Das grauenhafte Geständniß, das ich soeben vernommen hatte, ließ mir nur noch die Wahl, entweder der Mitschuldige eines gemeinen Verbrechers, eines Raubmörders, zu werden, oder den Vater des unglücklichen Mädchens, das ich noch immer mit der ganzen Kraft meines Herzens liebte, den Gerichten, vielleicht dem Beile des Henkers auszuliefern.

Doch als ich mir die Einzelheiten der eben durchlebten Scene in's Gedächtniß zurückrief, kamen mir wieder Zweifel an der Wirklichkeit des Entsetzlichen. Meine jagenden Pulse und meine brennend heißen Schläfen waren ja Beweis genug dafür, daß ich fieberte. Vielleicht befand ich mich im Anfangsstadium einer schweren Erkrankung, und dies Alles war nur ein wüstes Spiel meiner Einbildungskraft. Aber wenn ich den schmerzenden Kopf erhob, traf mein Blick das zehnfach versiegelte Packet, welches Harders

auf dem Tische zurückgelassen hatte. Alles war also Wahrheit, furchtbare Wahrheit! ...

Wie lange ich so dagesessen habe, weiß ich nicht. Ein Pochen, das vielleicht schon wiederholt worden war, ließ mich endlich auffahren. Die frühe Dunkelheit des trüben Wintertages war längst hereingebrochen, und nur von den flackernden Laternen unten auf der Straße fiel ein schwacher, unsicherer Lichtschein durch die Fenster.

Mechanisch ließ ich eine Aufforderung zum Eintritt ergehen und fuhr erschrocken zusammen, als ich im nächsten Augenblick die wohlbekannte, frische Stimme des Doktor Langfeld vernahm.

„Wie es scheint, habe ich Sie in einer etwas lang ausgedehnten Siesta gestört," sagte er heiter. „Sie hausen ja hier im Finstern wie ein Maulwurf. Aber ich entschuldige mich nicht erst weiter, denn selbst zu einem ausgiebigen Mittagsschlaf haben Sie nachgerade Zeit genug gehabt."

„Ich habe nicht geschlafen," erwiederte ich. „Ich werde sogleich Licht anzünden. Wenn Sie sich nur wenige Augenblicke geduldem wollen."

„O bitte, machen Sie sich meinetwegen keine Umstände! Ich kam nur auf einen Sprung herauf, um Ihnen eine Neuigkeit mitzutheilen, die gewiß auch für Sie von einigem Interesse sein wird. Vor einer Stunde hat man den Mörder des Wucherers Steinthal verhaftet — und diesmal ist es ohne allen Zweifel der richtige."

„Den — Mörder!" stammelte ich. „Und vor einer Stunde? Sie wissen also bereits seinen Namen?"

„Nein, ich vergaß den Polizeiinspektor Huwald, der mir eben triumphirend von dem glücklichen Fang erzählte, darnach zu fragen. Der Kerl muß ja ein geriebener Bursche sein; aber es hat sich auch an ihm wieder einmal bewährt, daß es gerade die geschicktesten und vorsichtigsten Verbrecher

sind, die sich schließlich selber an's Messer liefern. Huwald sagte mir, daß man vielleicht nie einen Argwohn gerade auf diesen Menschen geworfen haben würde, wenn er sich nicht durch sein ungewöhnliches und auffälliges Interesse für den Fall verdächtig gemacht hätte. Ein Kriminalpolizist war zufällig zugegen, als er in einem Restaurant die Klugheit des unbekannten Mörders rühmte, dessen die Behörden niemals habhaft werden würden, und seine Genugthuung erschien dem Beamten so auffällig, daß er in der Stille weitere Nachforschungen anstellte, die nun zu einem so überraschenden Ergebniß geführt haben. Ihr wunderlicher Freund ist mit seiner Weissagung also doch im Unrecht geblieben."

Während er sprach, hatte ich mit zitternden Fingern die Lampe angezündet. Erst als ich damit fertig geworden war, wandte ich ihm mein Gesicht zu, und nun unterbrach sich der Polizeiarzt mitten in seiner Rede mit dem Ausruf: „Aber, lieber Freund, wie sehen Sie denn aus? Ist Ihnen ein Unglück widerfahren oder sind Sie krank?"

Ich schüttelte ungeduldig den Kopf, denn ich wollte gefaßt erscheinen, und sein ärztlicher Scharfblick war mir lästig.

„Vor einer Stunde, sagen Sie, sei die Verhaftung des Mörders erfolgt? Haben Sie vielleicht auch etwas über die näheren Umstände gehört?"

„Nicht viel, denn mich interessirte nur die Hauptsache. Wenn ich mich recht erinnere, wurde der Mann auf der Straße festgenommen, nachdem er schon seit mehreren Tagen durch Geheimpolizisten beobachtet worden war. Seine Ueberführung war eine so vollständige, daß er gar nicht erst versucht haben soll, zu leugnen."

Harders hatte also ganz richtig gesehen, als er sich auf seinem Wege zu mir verfolgt glaubte; aber er hatte seine eigene Verschlagenheit überschätzt. Mir schwindelte,

wenn ich daran dachte, in welchem Gemüthszustande sich jetzt seine unglückliche Tochter befinden mußte. Aber ich wollte stark sein, denn hier galt es, zu handeln und nicht zu verzweifeln.

„Wissen Sie auch, was aus dem gestohlenen Gelde geworden ist?" fragte ich, mich mit dem Aufgebot meiner ganzen Willenskraft zu einer gewissen äußeren Gelassenheit zwingend. Und als Doktor Langfeld verneinte, deutete ich auf das versiegelte Packet.

„Da ist es — und es fehlt nicht ein Pfennig daran. Sie sehen, der Mörder ist haushälterisch umgegangen mit seiner Beute."

Mein Bekannter glaubte in diesem Augenblick ohne Zweifel, daß ich den Verstand verloren habe. Er sah erst auf das Packet und dann auf mich, um zuletzt mit einem erzwungenen Lächeln zu sagen: „Seit wann haben Sie denn die Gewohnheit angenommen, so sonderbare Scherze zu machen, lieber Freund?"

„Ich war niemals weniger zum Scherzen aufgelegt, als in dieser Stunde. Wären Sie um wenige Stunden früher gekommen, so hätten Sie hier mit dem Mörder zusammentreffen können, wie Sie in diesem Zimmer schon einmal mit ihm zusammengetroffen sind. Dort auf dem Sopha saß er, als Sie sich mit ihm über die Bluthat unterhielten."

„Wie? Ihr Freund Harders? Und Sie sprechen im Ernst?"

Ich erzählte ihm statt aller Versicherungen, was sich vorhin hier zugetragen hatte und unter welchen Umständen ich zum Hüter des unheimlichen Schatzes bestellt worden war.

Auch ihn versetzten meine Mittheilungen in lebhafte Erregung, und es fiel ihm ersichtlich noch immer sehr schwer, an ihre Richtigkeit zu glauben.

„Das ist allerdings der wunderbarste Fall, der mir jemals vorgekommen ist,“ meinte er, als ich geendet hatte. „Ich habe den Mann ja nur ein einziges Mal gesehen, aber ich würde alles Andere eher von ihm geglaubt haben, als gerade das.“

„Sie würden dies fürchterliche Räthsel noch weniger verstehen, wenn Sie ihn kennen gelernt hätten, wie ich ihn kenne. Der edelste, selbstloseste, weichherzigste Mensch — und ein gemeiner Mörder, der mit geradezu raffinirter Berechnung und Kaltblütigkeit zu Werke geht!“

„Jedenfalls müssen Sie sich dieses unerfreulichen Depots da so rasch als möglich entledigen!“ mahnte der Arzt. „Ich bin mit dem Untersuchungsrichter Dielitz bekannt, und wenn es Ihnen genehm ist, werde ich Sie zu ihm begleiten, damit Ihnen alle unnützen Weiterungen erspart bleiben. Aber ich rathe Ihnen, keine Viertelstunde ohne zwingende Noth zu verlieren.“

„Ich nehme Ihr freundschaftliches Anerbieten dankbar an und bitte Sie, den Richter zu bewegen, daß er mir eine Unterredung mit dem Gefangenen gestattet. Sie kann ja in seiner Gegenwart stattfinden, denn es handelt sich dabei lediglich um das Schicksal eines unglücklichen jungen Mädchens.“

„Wir wollen es versuchen,“ meinte Doktor Langfeld, „obgleich ich wenig Hoffnung habe, daß sich Dielitz, der ein sehr pflichteifriger Beamter ist, schon heute dazu bereit finden werde. Sind Sie fertig? Wenn es Ihnen recht ist, werde ich die Beförderung dieses unglückseligen Päckchens übernehmen.“

Ich wußte ihm Dank für das Zartgefühl, das ihm diesen letzten Vorschlag eingegeben hatte; denn es hätte mich in der That schwere Selbstüberwindung gekostet, das Packet zu berühren, dessen große rothe Siegel mir jetzt wie ebenso viele Blutflecke erschienen.

Wir verließen das Zimmer und bestiegen unten eine Droschke, um möglichst schnell an das Ziel unseres Weges zu gelangen. Es wurde unterwegs nicht mehr viel zwischen uns gesprochen, aber als wir an dem hohen Justizgebäude hielten, in dessen lang gestreckten Seitenflügeln sich das Untersuchungsgefängniß befand, sagte mein Begleiter: „Ich werde mich zuerst bei dem Untersuchungsrichter melden lassen, um ihm den Fall vorzutragen. Eine ganze Anzahl lästiger Fragen wird Ihnen erspart bleiben, wenn ich zuvor mit Dielitz gesprochen habe."

Es lag für mich gewiß keine Veranlassung vor, einem so gut gemeinten Vorschlag zu widersprechen, und so wartete ich denn mit schmerzendem Kopf und stürmisch klopfendem Herzen in dem kahlen, überheizten Vorzimmer, in das man mich gewiesen hatte. Eine unerträglich lange Viertelstunde verging, ehe Doktor Langfeld wieder in der Thür des Nebengemaches erschien, um mich durch einen Wink zum Eintreten aufzufordern.

Der Untersuchungsrichter Dielitz, dem er mich vorstellte, begrüßte mich mit einer leichten Verbeugung. Er war ein älterer Mann mit ernstem und ziemlich strengem Gesicht, aus dessen Zügen sich nur schwer ein Schluß ziehen ließ auf das, was in seinem Innern vorging.

„Sie geben also an, daß der Mann, von welchem Sie das Packet empfangen, sich Ihnen als der Mörder des Kaufmanns Steinthal bezeichnet habe?" fragte er mich in richtigem Verhörston. „Und Sie sind seit längerer Zeit mit dem Manne bekannt?"

Ich erzählte ihm Alles, was ich von Harders wußte; denn bei der gegenwärtigen Lage der Dinge schien mir die vollste Offenheit auch im eigenen Interesse des Unglücklichen geboten. Schweigend hörte mich der richterliche Beamte an, und sein Gesicht blieb undurchdringlich wie zuvor.

„Außer diesem Geständniß also haben Sie keine Beweise dafür, daß er das Verbrechen begangen hat oder an seiner Ausführung betheiligt gewesen ist?"

Die Frage setzte mich einigermaßen in Erstaunen.

„Nein!" erwiederte ich. „Es sei denn, daß Ihnen das Packet hier als ein solcher Beweis erscheint."

„Ja, ganz recht, das Packet," meinte er. „Ich werde den Gerichtsschreiber rufen lassen, damit wir es in seiner Gegenwart sogleich öffnen können."

Er klingelte, und nach Verlauf einiger Minuten war Alles bereit.

„Ich bitte Sie, nahe heran zu treten, meine Herren," wandte er sich an Doktor Langfeld und mich, „denn ich habe einigen Grund zu der Annahme, daß Sie eine große Ueberraschung erleben werden."

Er zerschnitt den Bindfaden, mit dem das Ganze sorgfältig verschnürt war, und zerbrach die großen rothen Siegel. Unter der ersten Papierhülle kam eine zweite zum Vorschein und auf diese war in der mir wohlbekannten, etwas zitterigen Handschrift meines unglückseligen Freundes geschrieben:

„Achtundsechzigtausend fünfhundert Mark als Mitgift für meine geliebte Tochter Ilse."

Das Herz krampfte sich mir zusammen, während ich die inhaltsschweren Worte las. Nun aber war auch diese zweite Umhüllung gefallen. Ein lauter Ausruf der Ueberraschung kam von Doktor Langfeld's Lippen, und ich starrte auf den bloßgelegten Inhalt des Packets, ohne in meinem ersten, grenzenlosen Erstaunen sogleich eines Wortes mächtig zu sein.

Nicht die erwarteten Banknoten und Staatspapiere waren es ja, welche da vor uns lagen, sondern eine Anzahl von Dingen, wie man sie sonst wohl nur in den Fächern eines Damenschreibtisches findet: Briefe, getrocknete

Blumen, Tanzordnungen und eine Menge jener kleinen Nichtigkeiten, die durch ihre geheime Bedeutung für junge Mädchen zu theueren Erinnerungszeichen zu werden pflegen. Obenauf lag eine Photographie in Kabinetformat, die ich auf den ersten Blick als ein wohlgetroffenes Bildniß Irenens erkannte, und eine Zeitung, auf der eine bestimmte Stelle mit fingerdicken schwarzen Strichen bezeichnet war. Ich beugte mich tiefer herab und sah, daß es die in rührenden Worten abgefaßte Anzeige von dem Tode des unglücklichen jungen Mädchens war.

„Was in aller Welt bedeutet das?" brachte ich endlich hervor. „Von alledem kann doch nicht ein einziges Blatt aus dem Besitz des Ermordeten stammen!"

„Nein!" sagte der Untersuchungsrichter. „Und ich darf Ihnen nun wohl gestehen, daß Ihre vorige Mittheilung über den angeblichen Inhalt dieses Packets die wunderlichste Ueberraschung für mich war, die mir in meiner langen Praxis vorgekommen ist. Bis auf einen kleinen Betrag, den er seiner Erklärung nach bereits verausgabt hat, ist ja die gestohlene Summe im Besitz des Mörders vorgefunden worden. Und dieser Mörder ist nicht der von Ihnen bezeichnete Privatier Harders, sondern ein gewisser Griebenow, ein ganz heruntergekommener Mensch, der früher als Buchhalter bei dem Ermordeten beschäftigt war und die Gewohnheiten Steinthal's wie die örtlichen Verhältnisse auf das Genaueste kannte. Ihr Bekannter hat sich also entweder einen sehr schlechten Scherz mit Ihnen gemacht, oder er ist nicht mehr im Besitz seines gesunden Verstandes."

„Er ist nicht der Mörder?" schrie ich laut auf.

Doktor Langfeld aber, der die Aufschrift des Umschlages noch einmal genau betrachtet hatte, sagte mit ernstem Gesicht: „Ein Mörder ist dieser Unglückliche nicht, das unterliegt freilich wohl keinem Zweifel mehr. Doch es

erscheint mir nach allen vorliegenden Anzeichen als ebenso gewiß, daß die letzte Vermuthung des Herrn Untersuchungsrichters das Richtige trifft. Ihr armer Freund ist wahnsinnig, und man wird ihn, wenn auch nicht in's Gefängniß, so doch in's Irrenhaus bringen müssen."

Die voraufgegangenen Schrecknisse hatten mich soweit abgestumpft, daß mir eine Möglichkeit, die mich noch gestern mit dem höchsten Entsetzen erfüllt haben würde, jetzt fast wie ein geringfügiges Uebel erschien.

Ich vermag mich nicht zu erinnern, was in dem Amtszimmer des Untersuchungsrichters noch weiter gesprochen worden ist. Ich weiß nur, daß er erklärte, die Reliquien Irenens nicht sogleich wieder herausgeben zu können, weil er der Form wegen einige auf meine Anzeige bezüglichen Erhebungen anstellen müsse, und ich gelangte erst wieder zu einigermaßen klarer Ueberlegung, als wir draußen in der kalten Winterluft standen, und Doktor Langfeld sagte:

„Ich will gewiß nicht indiskret sein, lieber Freund, aber wenn ich Ihr Benehmen in dieser seltsamen Angelegenheit richtig beurtheilt habe, so interessiren Sie sich für die Tochter dieses bedauernswerthen Mannes. Die junge Dame hat von dem unzweifelhaft vorhandenen Irrsinn ihres Vaters entweder keine Ahnung, oder sie ist in falsch verstandener kindlicher Pietät bemüht, ihn vor der Welt zu verheimlichen. In dem einen wie in dem anderen Falle aber ist sie selber dadurch möglicherweise einer nicht geringen Gefahr ausgesetzt, und es wäre darum vielleicht gut, ihrer bedenklichen Lage so rasch, als es nur immer geschehen kann, ein Ende zu machen."

Die bloße Andeutung, daß Ilse von Gefahren bedroht sei, war natürlich hinreichend, meine Phantasie mit den schwärzesten Vorstellungen zu erfüllen. Um keinen Preis hätte ich jetzt noch eine ganze Nacht verstreichen lassen, ehe ich mich von ihrem Wohlergehen überzeugt und etwas

für ihre Sicherheit gethan hätte, wie vollständig ich mich auch hinsichtlich der Maßregeln, die zu diesem Zweck etwa getroffen werden konnten, noch im Dunkeln befand. Es war inzwischen acht Uhr Abends geworden, und ich theilte meinem Begleiter, der mir bisher so wacker beigestanden hatte, ohne Zögern mit, daß ich mich auf der Stelle zu Harders begeben werde.

„Das ist ein sehr vernünftiger Entschluß," stimmte er zu, „aber Sie sollten mir gestatten, mit Ihnen zu gehen. In meiner Eigenschaft als Arzt kann ich da doch vielleicht von Nutzen sein, und es wird sich schon ein Vorwand finden lassen, mein Erscheinen zu motiviren."

Es wäre sehr undankbar gewesen, dies freundschaftliche Erbieten abzulehnen, und ich nahm es an, wenngleich ich im Stillen einige sehr ernste Bedenken hinsichtlich des Empfanges hegte, den wir zu erwarten haben würden. Als wir die knarrende Treppe empor stiegen, konnte ich nicht umhin, meiner Besorgniß Ausdruck zu geben; Doktor Langfeld aber legte jene ruhige und zuversichtliche Sicherheit an den Tag, die wohl eine Errungenschaft seiner eigenartigen und nicht dornenlosen Praxis sein mochte.

„Lassen Sie uns nur erst drinnen sein und vertrauen Sie ganz auf meine Kaltblütigkeit!" meinte er. „Nach einem bestimmten Plane läßt sich hier freilich nicht handeln, aber im entscheidenden Augenblick wird mir schon das Rechte einfallen."

Er selber war es denn auch, der die Glocke zog. Wie eine Bergeslast fiel mir's vom Herzen, als ich hörte, wie sich Ilse's leichter Schritt von drinnen der Thür näherte, und als ich sie in der nächsten Minute heil und gesund vor mir sah. Sie war unverkennbar sehr erstaunt, da sie mich in der Gesellschaft eines völlig fremden Mannes erblickte, aber sie neigte zustimmend den Kopf, nachdem ich

ihr gesagt hatte, daß mein Begleiter ihren Vater in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen wünsche.

Harders saß lesend am Tische des Wohnzimmers; er heftete bei unserem Eintritt einen durchdringenden Blick auf den Doktor Langfeld und richtete sich dann kerzengerade in die Höhe.

„Sie haben mich verrathen," wandte er sich gegen mich. „Sie sind falsch wie die Anderen. Auch in Ihnen habe ich mich getäuscht."

Ich war in tödtlichster Verlegenheit um eine angemessene Antwort; denn ich wußte ja, daß Ilse unmittelbar hinter mir stand. Der Polizeiarzt aber ließ mich eine Probe seiner Kaltblütigkeit sehen, die mir aufrichtige Bewunderung abnöthigte. Ohne Besinnen ging er gemessenen Schrittes auf Harders zu und flüsterte ihm einige Worte in's Ohr, die zu meinem Erstaunen von einer geradezu verblüffenden Wirkung waren.

Die finstere Miene des Unglücklichen erhellte sich, er machte eine bejahende Kopfbewegung und deutete auf die in das Nebenzimmer führende Thür:

„Lassen Sie uns dort eintreten, Herr Doktor! Wenn es so steht, bin ich natürlich gerne zu Ihrer Verfügung."

Langfeld machte mir ein Zeichen mit den Augen, daß ich zurückbleiben möge, und ich sah mich gleich darauf mit Ilse allein. Sie mußte den stummen Wink des Doktors bemerkt haben und gab sich keine Mühe, ihr Mißtrauen zu verbergen.

„Wer ist dieser Herr?" fragte sie. „Und welche Absichten hat er mit meinem Vater?"

All' meinen Muth zusammen nehmend, erwiederte ich: „Es ist ein Arzt, Fräulein Ilse, und ich habe ihn mitgebracht, weil ich glaube, daß Ihr Vater recht dringend eines Arztes bedarf."

Mein Blick begegnete dem ihrigen, und nun wußte ich, daß ich ihr keine Neuigkeit würde zu erzählen haben.

„Das hätten Sie nicht thun sollen,“ sagte sie mehr traurig, als vorwurfsvoll. „Warum sprachen Sie darüber nicht erst mit mir?“

„Weil ich keine Zeit mehr dazu hatte. Sie aber — Sie wußten bereits seit längerer Zeit, wie es um Ihren armen Vater bestellt ist?“

„Wie hätte es mir wohl verborgen bleiben können?“ fragte sie voll tiefen Schmerzes. „Es begann ja schon während Irenens Krankheit, und es hat nach ihrem Tode immer mehr Besitz von ihm ergriffen. Aber es wird ja keinem Menschen ein Schaden dadurch zugefügt. Und es wird jetzt erst zu einem wirklichen Unglück für uns werden, denn nun muß es natürlich alle Welt erfahren.“

„Ich verdiene es nicht, daß Sie mir zürnen, denn nicht bei mir liegt die Schuld, wenn auch Andere von der Krankheit meines unglücklichen Freundes Kenntniß erhielten. Er selbst hat es verrathen, und je früher er jetzt in ärztliche Behandlung kommt, desto sicherer dürfte auf seine Heilung zu hoffen sein. Was aber müssen Sie in dieser langen Zeit unter einer so schrecklichen Erkenntniß gelitten haben!“

Ilse bejahte stumm; dann aber schien sie mit einem Male das heiße Verlangen zu überkommen, sich mir rückhaltlos anzuvertrauen und endlich all' dem namenlosen Jammer Luft zu machen, den sie seit Jahren in den Tiefen ihres Herzens hatte verschließen müssen. Sie erzählte mir die Krankheitsgeschichte ihres unglücklichen Vaters, soweit sie eben ihr selber zur Erkenntniß gekommen war; sie schilderte mir den unsäglichen Kummer, den ihr die ersten Aeußerungen seines beginnenden Wahnsinns bereitet hatten. Aber es war auch jetzt noch ihre Ueberzeugung, daß seine Geistesstörung von harmloser Art sei, und daß es keines

Eingreifens durch Fremde bedurft hätte. Von seiner fürchterlichen Einbildung, daß er der Mörder Steinthal's sei, wußte sie offenbar nichts. Harders war in seinem Wahn zu dem Schluß gekommen, daß sie niemals etwas davon erfahren dürfe, und er hatte die Rolle des Unbefangenen ihr gegenüber denn auch mit vollkommenem Gelingen gespielt. Es ist begreiflich, daß ich unter solchen Umständen nicht das Herz hatte, sie über die letzten Geschehnisse aufzuklären, um so weniger, als sie durch die lange Dauer der Unterhaltung, die ihr Vater im Nebenzimmer mit dem Arzte führte, ohnedies von Minute zu Minute mehr beunruhigt wurde. Nur mit Mühe konnte ich sie daran hindern, die Thür zu öffnen, und auch ich athmete erleichtert auf, als endlich Langfeld und Harders wieder sichtbar wurden.

Der Letztere befand sich augenscheinlich in der allerbesten Laune. Seine Augen leuchteten, und als er über die Schwelle trat, rieb er sich die Hände wie Jemand, der soeben eine sehr angenehme Neuigkeit erfahren hat. Er kam auf mich zu und klopfte mir freundschaftlich auf die Schulter.

„Seien Sie mir nicht böse, lieber Doktor! Ich habe Ihnen vorhin schweres Unrecht gethan, und ich bitte Sie deshalb um Verzeihung. Sie begreifen wohl, daß man in meiner Lage leichter zum Mißtrauen geneigt ist. Nun aber werde ich nie mehr an Ihnen zweifeln. Der Vorschlag, den mir Ihr Freund da gemacht hat, ist ja wahrhaft großartig. Ich begreife kaum, daß ich selber bisher nicht darauf verfallen bin."

Doktor Langfeld war an meine Seite getreten und machte mir ein Zeichen, nicht zu fragen oder zu widersprechen. Harders aber wartete auch gar nicht erst auf meine Antwort, sondern wandte sich sogleich in seiner lebhaften Weise an Ilse.

„Wir werden uns auf kurze Zeit trennen müssen, mein Kind! Ich habe in wichtigen Angelegenheiten eine Reise zu machen, die mich vielleicht mehrere Wochen fernhalten wird; aber ich gebe Dir das Versprechen, daß ich Dir etwas sehr Schönes mitbringen werde."

Natürlich mußte eine so unerwartete Ankündigung das junge Mädchen in die äußerste Bestürzung versetzen, und sie erwiederte denn auch mit großer Entschiedenheit: „Wenn Du verreisen mußt, lieber Vater, so werde ich Dich begleiten. Es kann unmöglich Deine Absicht sein, mich allein und schutzlos hier in der fremden Stadt zurückzulassen."

„Es liegt im Interesse Ihres Herrn Vaters, für eine kurze Zeit allein zu bleiben," kam Doktor Langfeld einer Antwort meines armen Freundes zuvor; und mit sehr bedeutsamer Betonung, die sie unmöglich mißverstehen konnte, fügte er hinzu: „Ich verbürge mich Ihnen dafür, daß Sie ihn in nicht zu langer Frist gesund und wohl wiedersehen werden."

„Da hörst Du, daß es nicht anders geht!" rief Harders eifrig. „Und im Uebrigen wirst Du auch keineswegs schutzlos und verlassen sein, mein Liebling. Haben wir denn nicht in dem Doktor Weltlinger den treuesten und zuverlässigsten Freund, den man sich nur wünschen kann? Wenn ich Dich seinem Schutze anvertraue, habe ich keine Sorge mehr, daß Dir irgend ein Ungemach widerfahren könnte. Und Sie werden sie doch beschützen, nicht wahr, mein lieber Doktor?"

Er streckte mir seine Hand entgegen, und ich ergriff sie mit festem Druck. Die stumme Bestätigung mußte ihm wohl genügen, denn er nickte mir dankbar zu und wandte sich dann in seiner sprunghaften Art sogleich wieder an den Arzt, um ihn zu einer Flasche Wein einzuladen. Mit freundlicher Bestimmtheit lehnte Doktor Langfeld, zugleich auch in meinem Namen, die Aufforderung ab.

„Da wir übereingekommen sind, unsere gemeinschaftliche Reise schon morgen in aller Frühe anzutreten," sagte er, „so halte ich es für besser, daß wir uns so bald als möglich zur Ruhe begeben. Für die Aufgabe, welche Ihnen da bevorsteht, Herr Harders, werden Sie ja Ihre ganze Elastizität und Frische nöthig haben."

Er war mit dem Vorschlage ohne Weiteres einverstanden und versuchte nicht, meinen Begleiter, dem ich mich wohl oder übel anschließen mußte, länger zurückzuhalten. Er verabschiedete sich von ihm fast noch wärmer und herzlicher als von mir, und ich brannte darauf, zu erfahren, durch welche Zaubermittel es Langfeld gelungen sei, sich so rasch und so vollständig das Vertrauen des Kranken zu gewinnen.

Ilse geleitete uns hinaus, und draußen auf dem Gange, wo Harders uns nicht mehr hören konnte, flüsterte der Arzt ihr zu: „Ich beschwöre Sie dringend, mein Fräulein, keinen Widerspruch gegen die Absicht Ihres Vaters zu erheben. Seine Krankheit, die nur durch schweren Kummer verursacht wurde, ist meiner Ueberzeugung nach nicht unheilbar. Aber es ist allerdings nur dann Aussicht vorhanden, die bestehenden Wahnideen zu beseitigen, wenn der Patient einer sachgemäßen Anstaltsbehandlung unterworfen wird. Unter einem Vorwande habe ich ihn veranlaßt, sich für die nächste Zeit einer Heilanstalt anzuvertrauen, die ich mit gutem Gewissen als vorzüglich empfehlen kann, und Sie würden wahrlich nicht zu seinem Besten handeln, wenn Sie irgend etwas thäten, das ihn in dem einmal gefaßten Entschluß wieder irre machen könnte."

Seine offene und eindringliche Sprache verfehlte ihre Wirkung auf Ilse nicht. Sie erhob keine Einwendungen mehr; aber über ihre Wangen rollten große Thränen.

„Ich will ja gerne Alles auf mich nehmen, was zu seinem Besten dienen kann," sagte sie leise, „aber Sie

wissen wohl nicht, daß wir ganz arm sind, und daß es mir vielleicht trotz allen Fleißes nicht möglich sein wird, die Kosten einer solchen Behandlung für längere Zeit hinaus zu tragen."

„Hat Ihr Vater mich nicht seinen Freund genannt? Und bin ich nicht noch von altersher tief in seiner Schuld?" fragte ich vorwurfsvoll. „Wollen Sie weniger Vertrauen zu mir haben, als er, indem Sie mir verbieten, die Sorge für Ihre und seine nächste Zukunft zu übernehmen?"

Mit einer heißen Glücksempfindung erfüllte es mein Herz, als sich ihre kleine Hand sacht in die meinige stahl und als ihre Lippen dicht an meinem Ohr mit kaum vernehmlichem Hauche flüsterten: „Ja, ich vertraue Ihnen und glaube an Sie, wie an keinen Menschen sonst auf der Welt. Was Sie für Recht halten, das werde ich thun."

In diesem Augenblick näherte sich der Schritt des Kranken drinnen der auf den Gang hinausführenden Thür, und wohl aus Furcht, daß sein Mißtrauen rege gemacht werden könnte, wenn er uns hier noch im Gespräch mit seiner Tochter fände, zog Doktor Langfeld mich so rasch hinaus, daß mir kaum noch Zeit zu einem flüchtigen Abschiedsgruß blieb.

Meine erste Frage, als wir allein waren, lautete natürlich: „Sie glauben also, daß es keine Gefahr habe, die junge Dame noch bis morgen mit ihm allein zu lassen?"

„Ich bin davon überzeugt, denn sein Wahnsinn ist vor der Hand nicht von gemeingefährlicher Art. Auch hat er ganz unverkennbar eine sehr zärtliche Liebe für diese Tochter, und gerade sie würde darum wohl unter allen Umständen vor etwaigen Wuthausbrüchen gesichert sein."

„Und es war Ihnen voller Ernst mit der Versicherung, daß Sie auf seine Wiederherstellung hoffen?"

„Ja, ich halte seine fixen Ideen für vollständig heilbar. Eine gewisse Disposition mag ja von jeher vorhanden

gewesen sein, in der Hauptsache aber war es doch der Verlust seines Vermögens im Verein mit dem tiefen Gram über den Tod eines geliebten Kindes, der jene seltsame Art des Irrsinns bei ihm gezeitigt hat, und solche Fälle liegen erfahrungsgemäß für die Prognose am günstigsten. Da er mir sogleich volles Vertrauen schenkte, wurde es mir nicht schwer, die eigentliche Wurzel des Leidens zu erkennen."

„Wie in aller Welt haben Sie sich innerhalb weniger Minuten dies Vertrauen gewonnen? Schon die ersten Worte, die Sie ihm in unserer Gegenwart zuflüsterten, hatten ja eine geradezu wunderbare Wirkung."

„Und doch hatte ich mich eines ziemlich gewagten Mittels bedient, um seinen Argwohn zu zerstreuen. Ich sagte ihm nämlich geradezu, daß ich durch Sie von Allem unterrichtet sei, daß ich ihm aber aus Freundschaft für Sie trotz meiner Beziehungen zur Polizei ein Mittel angeben wolle, jeden Verdacht, der sich etwa schon gegen ihn erhoben habe, zu beseitigen."

„Darauf ging er ein? Und Sie riethen ihm dann, in eine Heilanstalt zu gehen?"

„Ja! Ich befolgte dabei eben nur die bewährte Praxis, durch Bestimmtheit und Zuversichtlichkeit des Tones zu ersetzen, was meiner Beweisführung an Logik und innerer Ueberzeugungskraft abging. Er nahm es ohne Weiteres als eine ausgemachte Thatsache hin, daß jeder Argwohn gegen ihn schwinden müsse, sobald er der Pflegling einer Heilanstalt für Geisteskranke geworden sei, und es bereitete ihm besonderes Vergnügen, zu erfahren, daß er es dort nicht einmal nöthig haben werde, sich wahnsinnig zu stellen. Ich log ihm vor, der leitende Arzt der Anstalt sei bereits mit uns im Einverständniß und habe aus alter Abneigung gegen die Polizei zugestimmt, der wohlweisen Behörde eine Nase zu drehen. Selbstverständlich muß der Kollege da-

von unterrichtet werden, ehe ihm der Kranke morgen zugeführt wird."

„Aber Sie haben den Unglücklichen ja, wie ich sehe, nur noch fester in seiner Wahnvorstellung bestärkt. Wäre es denn nicht besser gewesen, ihm dieselbe zu nehmen?"

„Man sieht, daß Sie sehr unvollkommene Vorstellungen von der Behandlung Geisteskranker haben, lieber Freund! Harders würde mich einfach zur Thür hinausgeworfen haben, wenn ich etwas derartiges versucht hätte, oder mein Widerspruch wäre vielleicht sogar hinreichend gewesen, einen richtigen Tobsuchtsanfall herbeizuführen. Nein, mein Bester, ganz so einfach liegen die Sachen denn doch nicht! Wohl wird er von seinen Wahnideen geheilt werden, aber nicht innerhalb einer Stunde oder eines Tages, und nicht durch einfachen Widerspruch, der eine ganz andere als die beabsichtigte Wirkung haben würde. Vorläufig kann es sich einzig darum handeln, sein Vertrauen zu gewinnen, und ich bin herzlich froh, daß mir das für meine Person so bald gelungen ist. Obwohl es natürlich nicht seine Absicht war, mir eine Krankengeschichte zu erzählen, gewann doch die Schilderung, die er mir von den Beweggründen seines eingebildeten Verbrechens und von der vermeintlichen Ausführung desselben entwarf, für mich ganz den Charakter einer solchen. Irgend ein gewissenloser Geselle hat die älteste Tochter Ihres Freundes sitzen lassen, weil die erwartete Mitgift infolge unglücklicher Zufälle nicht mehr gegeben werden konnte. Das junge Mädchen ist nach der Ueberzeugung des Vaters aus Kummer darüber gestorben, und von da an hat den bedauernswerthen Mann, dessen seelisches Gleichgewicht durch so harte Schicksalsschläge stark erschüttert worden war, unablässig die Furcht gequält, daß auch seiner zweiten Tochter das gleiche Loos beschieden sein könnte. Nur um sie angemessen ausstatten zu können, war all' sein Dichten und Trachten darauf gerichtet, ein

neues Vermögen zu erwerben, und weil er sich sagen mochte, daß dies bei seinem Alter und bei dem Mangel an gründlicher Ausbildung für irgend einen praktischen Beruf auf gewöhnlichem Wege kaum noch möglich sein werde, verfiel er — vielleicht infolge einer ganz zufälligen, äußeren Anregung — auf den Gedanken, wie leicht sein Ziel mit Hilfe eines Verbrechens zu erreichen sein würde. Dieser Gedanke ließ ihn dann nicht mehr los, und er machte ihn zum Gegenstand eines richtigen wissenschaftlichen Studiums. Mit Heißhunger nahm er Alles in sich auf, was er an Berichten über das Leben und die Thaten berüchtigter Verbrecher auftreiben konnte, und er ist heute vielleicht der belesenste Mann auf diesem eigenartigen Gebiete. Obwohl es meine unerschütterliche Ueberzeugung ist, daß er außer Stande sein würde, auch nur eine Katze zu tödten, entwarf er doch eine Unzahl von sorgfältig ausgearbeiteten Plänen zur Begehung der schrecklichsten Verbrechen, deren Ausführung, wie er mir sagte, immer nur an dem Umstande gescheitert sei, daß die zu Opfern ausersehenen Kapitalisten — denn nur um solche konnte es sich ja handeln — ihm noch in der letzten Stunde ein sehr thörichtes Mitleid eingeflößt hätten. Unaufhaltsam aber mußte er auf diesem Wege dem Abgrund des Wahnsinns zutreiben, und es brauchte nur noch einen geringfügigen Anlaß, um das ungestüm arbeitende Räderwerk dieses armen Gehirns vollends in Verwirrung zu bringen. Die ausführlichen Berichte, welche die Zeitungen über die Ermordung des Wucherers Steinthal brachten, haben dann schließlich diesen Anlaß gegeben. Anfänglich mag es nur brennender Neid auf den glücklichen Mörder gewesen sein, der den Geisteskranken erfüllte; eine sehr naheliegende Gedankenverbindung brachte ihn dahin, sich in die Lage desselben zu versetzen und an seine Stelle zu denken. Hier traf ja Alles zusammen, was er selber nun seit so langer Zeit vergebens gesucht hatte

— eine reiche Beute und ein Opfer, das keinen Anspruch auf Mitleid erheben durfte. Die Kaltblütigkeit und Geschicklichkeit des Mörders imponirten ihm. Gerade so hatte er sich ja die Ausführung der von ihm geplanten Verbrechen gedacht, bei denen gleichfalls die Gefahr einer Entdeckung stets völlig ausgeschlossen sein sollte, und das tiefe Geheimniß, welches den merkwürdigen Fall umgab, reizte ihn, den Mitteln nachzuspüren, deren sich der Mörder bedient haben konnte, um einen so großartigen Erfolg zu erzielen. Wann er auf diesem Wege dahin gelangt ist, sich endlich vollständig mit dem Verbrecher zu identifiziren, wird sich wohl kaum jemals feststellen lassen. Ich glaube nicht, daß es schon damals der Fall gewesen sei, als ich mich in Ihrem Zimmer mit ihm über den Mord unterhielt; aber man kann darüber, wie gesagt, jetzt nur Vermuthungen anstellen, die überdies ziemlich zwecklos sind. Thatsache ist nur, daß er seit einer Reihe von Tagen felsenfest davon überzeugt ist, den Wucherer umgebracht zu haben und sich im Besitz der gestohlenen Werthpapiere zu befinden. Es gewährt einen tiefen und ergreifenden Einblick in die Wirrnisse dieser zerrissenen Menschenseele, daß gerade die sorgfältig gehüteten Reliquien seines todten Kindes für ihn die Gestalt jener großen Geldsumme annahmen. Er handelte ohne jeden Zweifel im besten Glauben, als er das Packet anfertigte und es Ihnen dann zur Aufbewahrung überbrachte. Die Gewißheit, daß diese Beute ihm nicht mehr genommen werden könne, seitdem sie sich in Ihren Händen befindet, hilft ihm jetzt leicht über alle Sorgen und Befürchtungen für seine eigene Sicherheit hinweg!"

Die Darlegung des Arztes war von so einleuchtender Klarheit, und er wußte die Zweifel, die mir noch bezüglich einzelner Punkte kamen, so kurz und überzeugend zu beseitigen, daß ich mich wohl zu der Ansicht bekennen mußte, er habe mit bewundernswürdigem Scharfblick in Allem das

Rechte getroffen. Wir verabredeten noch, in welcher Weise die Ueberführung des Kranken in die Heilanstalt vor sich gehen solle. Dann beeilte sich Doktor Langfeld, von mir loszukommen, weil er noch verschiedene Patienten zu besuchen hatte; ich aber eilte nach Hause, voll Dankgefühl gegen das Schicksal.

— — — — — — — — — — — —

Wenige Tage, nachdem ihr Vater sich in die Heilanstalt begeben hatte, nahm Ilse einen Platz als Gesellschafterin an, zu dem sie sich auf ein Zeitungsinserat hin gemeldet hatte, und es war mir während der nächsten Monate nur sehr selten vergönnt, sie zu sehen. Auch meinen armen Freund Harders durfte ich in dieser langen Zeit nicht ein einziges Mal besuchen. Der behandelnde Arzt fürchtete von solchem Wiedersehen eine ungünstige Wirkung.

Bei den spärlichen, zumeist rein zufälligen Begegnungen, die ich in diesen Monaten mit Ilse hatte, war zwischen uns nie von etwas Anderem die Rede, als von dem Ergehen ihres Vaters. Meiner verunglückten Werbung geschah mit keinem Worte Erwähnung und ich durfte aus mancherlei sicheren Anzeichen schließen, daß Ilse mir für diese unbefangene Haltung von Herzen dankbar war....

An einem der ersten sonnigen Frühlingstage war es, als ich ein Billet empfing, das mich wohl mit lebhafter Freude erfüllen mußte. Es war von Ilse's Hand geschrieben und theilte mir mit, daß ihr Vater nach der Anzeige des Anstaltsdirektors, vor Allem aber nach seinen eigenen Briefen, als völlig genesen zu betrachten sei und den dringenden Wunsch hege, wieder mit ihr vereinigt zu sein. Sie habe darum die sofortige Entlassung aus ihrer Stellung durchgesetzt und werde morgen nach S., seinem gegenwärtigen Aufenthaltsorte, fahren, um ihren Vater dort in Empfang zu nehmen. Eine Aufforderung, sie zu

begleiten, war in dem Briefe nicht enthalten; aber ich konnte zwischen den Zeilen lesen, daß sie meine Gesellschaft nicht zurückweisen würde, und ich hatte mich in dieser Annahme nicht getäuscht.

An einem herrlichen Lenzmorgen fuhren wir unserem nur um wenige Meilen von H. entfernten Ziele zu. Ein glücklicher Zufall hatte es gefügt, daß wir im Eisenbahnwagen allein blieben, und jetzt, wo das furchtbare Geschick ihres Vaters nicht mehr wie ein drohender Schatten zwischen uns stand, fiel auch von Ilse's Lippen das beseligende Wort, auf das ich vor einigen Monaten umsonst gehofft hatte. Sie gestand mir ein, daß sie mich schon damals geliebt hatte, und wie furchtbar hart es sie angekommen sei, meine Werbung zurückzuweisen. Aber sie hatte ihrer Ueberzeugung nach nicht anders handeln dürfen; denn die Erkenntniß von der Krankheit ihres Vaters legte ihr ja die Pflicht auf, ihn nie zu verlassen, ohne daß sie sich doch berechtigt geglaubt hätte, mir diesen einzigen, wahren Beweggrund ihrer Weigerung zu nennen.

Als eine glückliche Braut sah Harders seine Tochter wieder und voll tiefer Rührung schloß er sie und mich in die Arme. Die finsteren Gespenster des Wahnsinns waren in der That völlig aus seiner Seele gewichen, und die Erinnerung an die schrecklichen Vorstellungen, die vor wenigen Monaten so ganz Besitz von ihm ergriffen hatten, lag hinter ihm wie ein schwerer Traum, dessen er mir gegenüber nur ein einziges Mal und mit unverkennbarer Scheu Erwähnung that, wie wenn es ihn schwere Ueberwindung koste, daran zu rühren.

Nach H. aber wollte er unter keinen Umständen zurück, und so mußte ich denn schweren Herzens einwilligen, mich von Ilse zu trennen, bis es mir gelungen sein würde, meine Versetzung in eine andere Stadt zu bewirken. Fast ein ganzes Jahr noch verging, ehe ich endlich unseren klei-

nen Haushalt in einer freundlichen, von grünen Rebenhügeln umkränzten rheinischen Stadt einrichten und das geliebte Mädchen heimführen konnte. Wir feierten die Hochzeit in aller Stille; denn mein Schwiegervater, der nach seiner Entlassung aus der Heilanstalt trotz der völlig wiedergewonnenen geistigen Gesundheit immer ernster und schweigsamer geworden war, legte eine unüberwindliche Abneigung gegen alles laute und gesellige Treiben an den Tag. Er theilte unverkennbar in tiefster Seele unser junges Glück, aber er sprach nicht viel darüber und nur, als er sich am Abend von uns verabschiedete, sagte er:

„Jetzt erst ist die große Sorge meines Lebens mir vom Herzen genommen. Ilse ist vor dem Schicksal ihrer Schwester bewahrt geblieben — nun werde ich ruhig sterben können."

Wir waren natürlich nach Kräften bemüht, ihm alle Todesgedanken auszureden; aber seine dunklen Ahnungen hatten ihn nicht betrogen. Noch im ersten Jahre unserer jungen Ehe mußten wir ihn begraben. Er war ohne voraufgegangene wahrnehmbare Krankheit eines Tages nach dem Mittagessen in seinem Lehnstuhl sanft entschlummert, um nie mehr zu erwachen.

Wir legten ihm Irenens Bild und die kleinen Andenken, die er mir einst als Ilse's Mitgift hatte in Verwahrung geben wollen, in seinen Sarg. Er hatte bis an das Ende seines Lebens nie nach dem Verbleib dieser Dinge gefragt, aber ich war sicher, ihm einen Herzenswunsch zu erfüllen, indem ich sie ihm jetzt mitgab auf seine Reise in das ferne, unbekannte Land.

Wie die Biscuits gemacht werden.

Technisch-industrielle Skizze von **Kurt Lassen.**

Mit 10 Illustrationen.

Ohne Zweifel bezeichnen die ersten, weit in die vorgeschichtliche Zeit zurückreichenden Versuche der Menschen, aus den Getreidekörnern ein schmackhaftes und haltbares Brod herzustellen, einen wichtigen Schritt in ihrer Kulturentwickelung. Zuerst zermalmte man die Körner zwischen Steinen, mischte sie mit Wasser und kochte diese Mischung, um sie als eine Art Suppe zu genießen. Nachher verdickte man die Suppe zu Brei, aus dem dann der noch steifere Teig wurde, den man in der Sonne dörrte, am Feuer, zwischen heißer Asche, röstete oder auf heißen Steinen backte.

Aus dem Morgenlande stammt die erste Kunde von in Oefen gebackenem Brod, das bei den germanischen Völkern erst im Beginn des Mittelalters allgemein in Gebrauch kam. Seitdem hat die Civilisation mit ihrer steten Verfeinerung aller Lebensgewohnheiten auch auf diesem Gebiete ihren fortschreitenden Einfluß geübt. Das beweisen in der heute so hoch entwickelten Industrie der Brodbereitung namentlich die zahlreichen Luxusbäckereien, die sich uns in den mannigfachsten Formen und Sorten und unter den verschiedenartigsten Namen darbieten.

Dem gesteigerten Luxusbedürfniß der Neuzeit haben

auch die sogenannten englischen Biscuits oder Cakes ihren Ursprung zu danken, die einen wichtigen Handelsartikel bilden und eine neue Industrie in's Leben gerufen haben. Zuerst wurde dieses Gebäck nur in England hergestellt,



Teigmischmaschinen.

gegenwärtig bestehen aber auch in anderen Ländern und besonders in Deutschland zahlreiche Fabriken, welche Biscuits oder Cakes massenhaft anfertigen, und seit der Zeit ist auch der Verbrauch derselben in den verschiedenen Klassen der Bevölkerung ungemein gestiegen.

Auf Reisen, wie für die Haushaltung, zum Genuß für



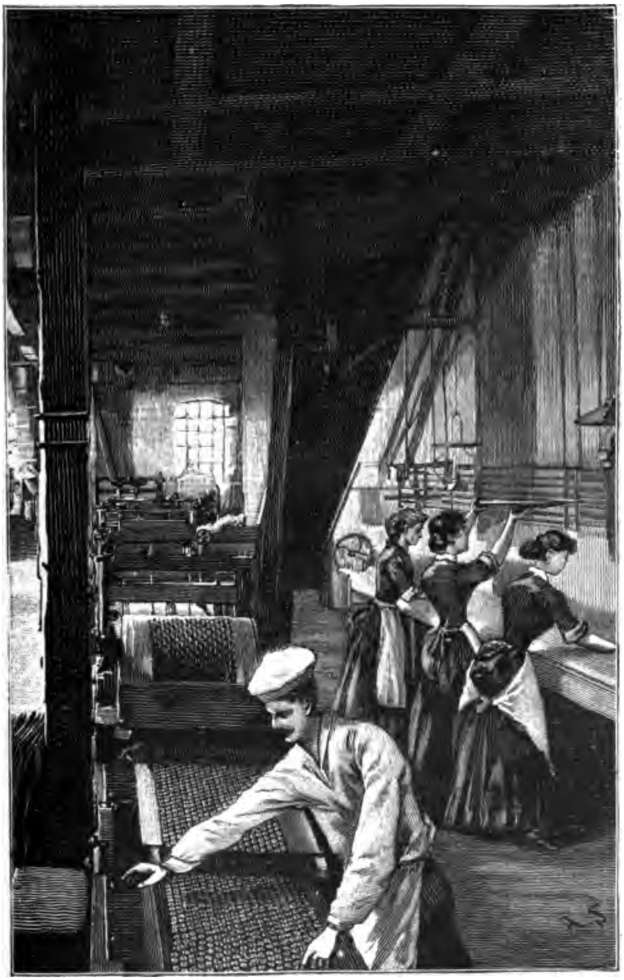
Walzmaschine und Teigausstechmaschine.

Kranke und Kinder sind die Biscuits höchst empfehlenswerth, da sie mit gefälliger Form einen hohen Nährwerth und leichte Verdaulichkeit verbinden, sich auch lange aufbewahren lassen, ohne daß ihr Wohlgeschmack beeinträchtigt wird.

Das Wort Biscuit (italienisch: Biscotto) kommt von dem mittellateinischen biscoctus, zweimal gebacken, und bedeutet daher eigentlich soviel wie Zwieback, während das englische Cake = Kuchen ist. Das Gebäck wird aus Mehl, Eiern, Butter, Zucker und Gewürzen bereitet, und die verschiedenen Sorten, deren Anzahl sich gegenwärtig bereits auf mehrere Hundert beläuft, unterscheiden sich nur durch den Prozentsatz der einzelnen Bestandtheile im Teig und durch die zugesetzten Gewürzsorten. Es gibt Biscuits oder Cakes zum Frühstück, wie zum Nachtisch und zu Kaffee, Thee, Chokolade, für die Reise und für Kinder, wie gewisse Spezialitäten für Kranke, insbesondere für Magenleidende u. s. w.

Die dem heutigen Stande der Technik entsprechende Benutzung äußerst sinnreicher Maschinen bei der Fabrikation ermöglicht eine Massenherstellung, und dadurch ist der Preis der minder feinen Sorten schon jetzt ein verhältnißmäßig niedriger, so daß dieses Gebäck mit der Zeit sicherlich ein wirklicher Bedarfsartikel werden dürfte. Es ist somit wohl auch für weitere Kreise von Interesse, etwas Genaueres über seine Herstellung zu erfahren, und wir fordern daher unsere Leser auf, mit uns im Geiste durch eine deutsche Biscuitfabrik zu wandern, unter denen es sehr bedeutende Etablissements gibt, deren Erzeugnisse im In- und Auslande mit Recht geschätzt werden.

Eine solche Fabrik ersten Ranges beschäftigt über 200 Arbeiter, welche täglich gegen 4000 Kilogramm Biscuits herstellen, wozu außer den Zuthaten jedesmal etwa 50 Centner Mehl, 3 bis 4 Centner Butter, 8 bis 10 Centner



Teigausstechmaschine (andere Konstruktion).

Zucker und 500 bis 600 Liter Milch verbraucht werden. Dabei geschieht die Herstellung, wie schon erwähnt, fast ausschließlich auf mechanischem Wege, durch eigens für diesen Zweck konstruirte Maschinen, was diesen Fabrikationsprozeß zu einem der interessantesten in unserer gesammten Industrie macht.

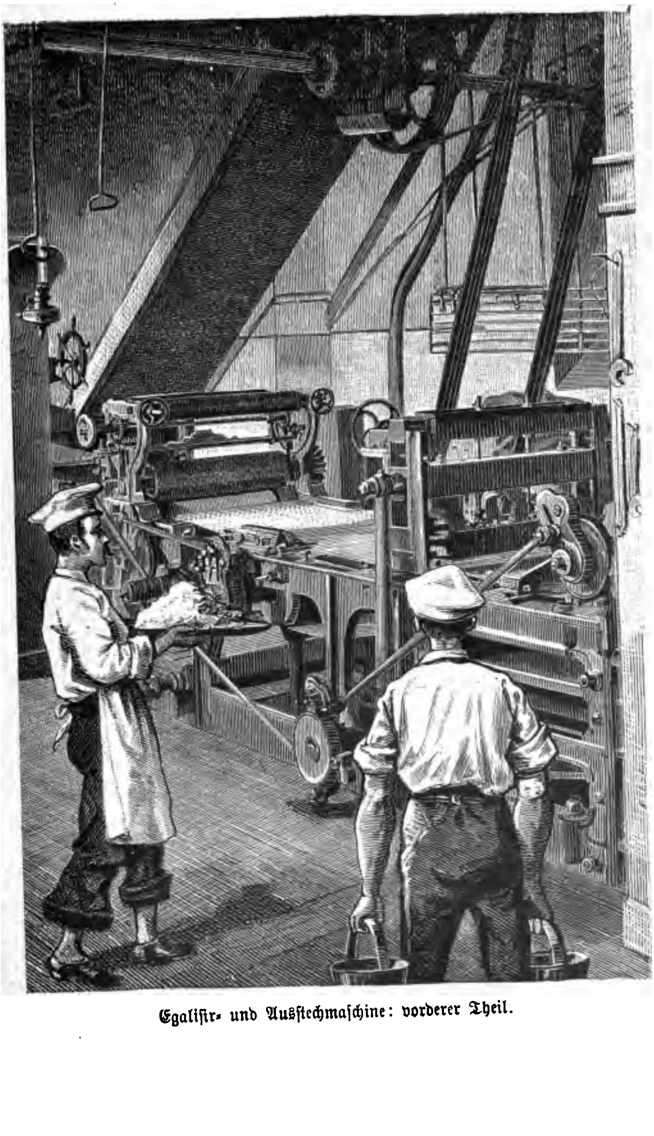
Wir erhalten bereitwillig die Erlaubniß zur Besichtigung des Etablissements und bekommen zugleich einen sachkundigen Führer zugetheilt, der uns zunächst einen Blick in die Räume werfen läßt, wo die Rohmaterialien lagern. Diese Räume befinden sich in den oberen Stockwerken, und alles Material wird in mit Dampf betriebenen Aufzügen dorthin geschafft.

Hier gibt man nun zunächst Mehl, Butter, Milch und Zucker nebst den erforderlichen Zuthaten in dem für die herzustellende Biscuitsorte vorgeschriebenen Verhältniß zusammen und schüttet das Alles in kastenartige Trichter. Leitungsröhren befördern dann die Rohmaterialien nach den unteren Räumen, wo sich die zur Fabrikation dienenden Maschinen befinden.

Wir sehen uns zuerst die Teigmischmaschinen an, deren Leistungsfähigkeit zwischen 2000 und 5000 Kilogramm wechselt, und deren Aufgabe es ist, aus den verschiedenen Substanzen einen steifen, durchaus gleichartigen Teig herzustellen. Dies besorgt ein kräftiges Rührwerk in den rings geschlossenen Trögen, in welche die von oben kommenden Röhrenleitungen ausmünden.

Ist der Teig genügend durchgearbeitet und hat er den erforderlichen Grad von Dichtigkeit bekommen, so öffnet der dazu angestellte Arbeiter einen an dem Troge befindlichen Schieber, worauf die Masse auf den vor der Maschine stehenden Tisch fällt.

Von hier kommt der Teig in die Walzmaschine, in der er nochmals in wechselnder Richtung schwere, gußeiserne

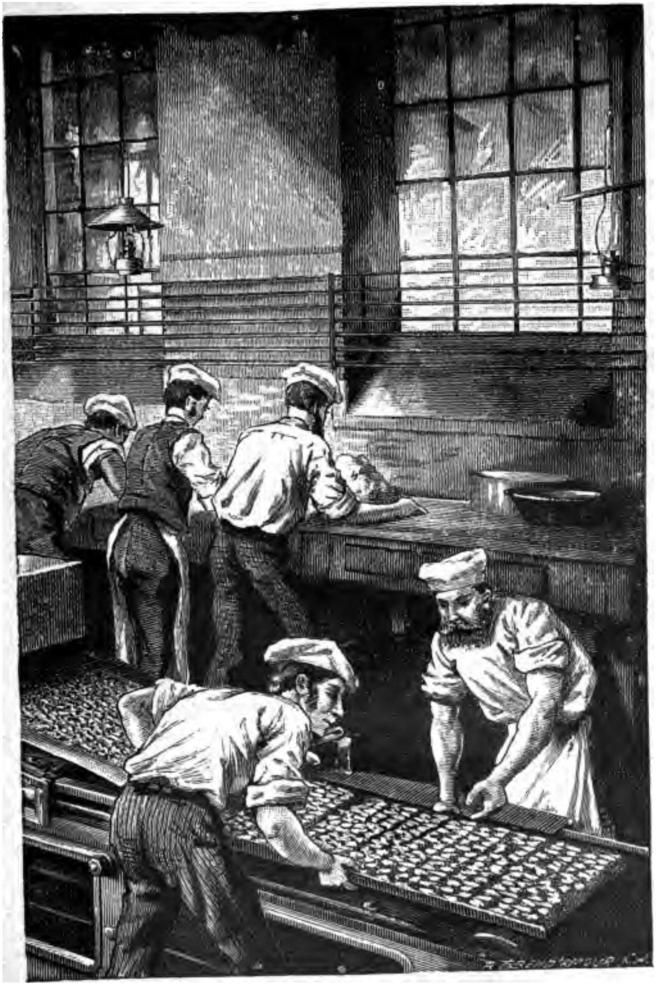


Egalisir- und Ausstechmaschine: vorderer Theil.

Walzen passirt, welche die Knetarbeit noch weiterführen und dann aus dem fertigen Teige Platten von 60 bis 80 Centimeter Breite und entsprechender Länge formen, die eine gummiartige Konsistenz zeigen. Diese Maschine besorgt somit die Arbeit des Wellholzes, nur in erheblich vollkommenerer Weise, da sie den Teig besser durcharbeitet und auch größere Platten daraus bildet, als dies mit jenem Holze geschehen kann.

Diese Teigplatten müssen nun auch in der Dicke ganz gleichmäßig gemacht werden. Dies geschieht in der sogenannten Egalisir- und Ausstechmaschine, indem man sie abermals dem Druck zweier Walzen unterwirft, wobei sie gleichzeitig zu einem fortlaufenden Bande vereinigt werden. Letzteres leiten nun endlose Tücher, die über Walzen laufen, unter einen gleichmäßig auf und nieder gehenden Apparat, der die Biscuitformen trägt. Jedesmal, wenn er sich senkt, sticht er eine bestimmte Anzahl, gewöhnlich mehrere Dutzend, Biscuits aus, wobei ihnen zugleich etwaige Verzierungen nebst Bezeichnung der Sorte und der Name der Firma aufgeprägt werden. Wir bringen auf S. 175 eine Teigausstechmaschine, die in unmittelbarer Verbindung mit der Walzmaschine im Hintergrunde steht, und auf S. 177 eine Ausstechmaschine etwas veränderter Konstruktion. Die beiden Bilder auf S. 179 und 181 lassen uns dann den ganzen Mechanismus einer Egalisir- und Ausstechmaschine in seinen Einzelheiten erkennen und zeigen, wie dieselbe bedient wird.

Die ausgestochenen Biscuits fallen auf ein endloses Tuch, das sie weiter bis zu den Blechen trägt, worauf sie abgelegt werden. Der zurückbleibende Theil des Teigbandes dagegen, der nach dem Ausstechen netzförmig aussieht, wird ebenfalls von einem endlosen Tuche erfaßt und in anderer Richtung aus der Maschine herausgeschafft. Man schüttet diese Reste wieder in die Mischmaschine, wo



Egalisir- und Ausstechmaschine: hinterer Theil.

sie mit frischem Teig vermengt und dann auf's Neue weiter verarbeitet werden.

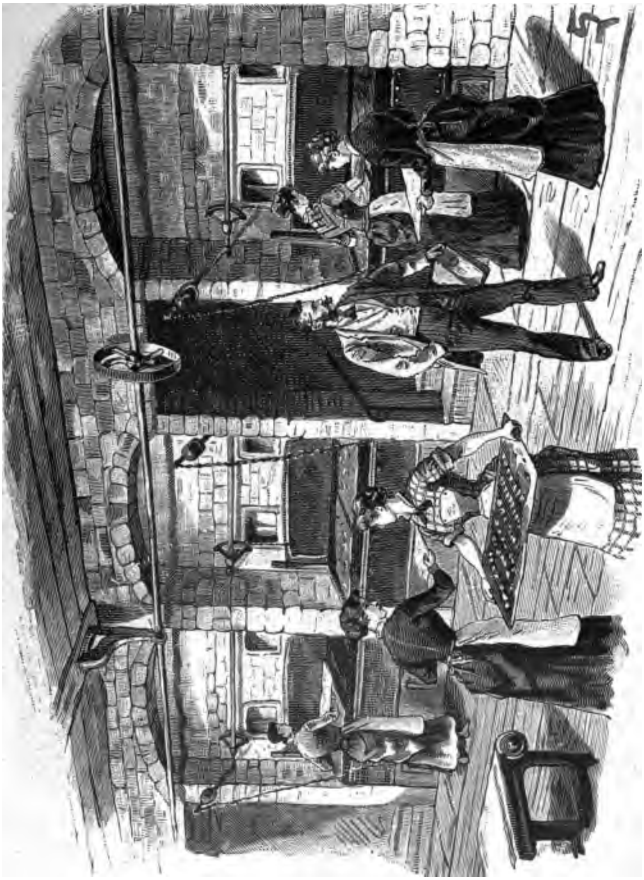
Auch für den Laien ist es höchst interessant, die Thätigkeit dieser sinnreichen Egalisir- und Ausstechmaschine sich anzusehen, bei welcher der bedienende Arbeiter weiter nichts zu thun hat, als auf der einen Seite die Teigplatten zwischen die Egalisirwalzen zu leiten, um dann auf der anderen Seite die mit den zierlich ausgestochenen und fertig geprägten Biscuits belegten Bleche abzunehmen. In zehnstündiger Arbeitszeit liefert eine solche Maschine zwischen 500 bis 2000 Kilogramm Biscuits, je nach deren Form und Größe.

Jetzt kommt die wichtigste Operation, das Backen, das wiederum ganz besondere, von der sonstigen Methode abweichende Verfahrungsweisen erheischt, da die Dauer des Backens bei den einzelnen Sorten immer verschieden ist.

Gewöhnlich hat jede Ausstechmaschine auch ihren besonderen Backofen, dessen Mündung vor der Kopfseite der Maschine angebracht ist. Arbeiterinnen befördern die mit den ausgestochenen Biscuits belegten Bleche direkt aus der Maschine in den 12 bis 15 Meter langen Ofen, der eine besondere Vorrichtung zum Hindurchbewegen der Bleche besitzt. Zu dem Zwecke befinden sich beiderseits Kettentrommeln, wovon eine von der Transmission aus in Umdrehung versetzt wird, und über die vier endlose Ketten durch den ganzen Backraum laufen. Die Arbeiterin braucht also nur ihr Blech jedesmal auf die Ketten zu setzen, welche dann selbstthätig die Weiterführung besorgen.

Den Stadien, die der Backprozeß bis zur Fertigstellung der Waare durchlaufen muß, entsprechend, ist der Backofen innen in drei Kammern abgetheilt. Die erste ist zugleich die am wenigsten lange; in ihr wird der Teig einer sehr heißen und dabei ganz trockenen Temperatur ausgesetzt, wodurch auf der Oberfläche der Biscuits eine dünne Kruste

entsteht. Ein Vertikalschieber, der fast bis zu den Ketten hinabgeht, worauf die Bleche laufen, und nur eben den



Beschickung der Backöfen.

Weg offen läßt, den die Biscuits zum Passiren brauchen, trennt diese Kammer von der nächsten, in der der Hauptprozeß des Backens erfolgt. Hier wirkt auf das Backwerk

eine feuchte Wärme, indem in einem Blechtroge, der durch eine Röhrenleitung von außen Wasser erhält, Dampf erzeugt wird.



Ausmündung zweier kontinuirlicher Backöfen.

Zur dritten Kammer führt eine um ein Scharnier drehbare Klappe, die bis zu der für das Passiren der Biscuits nöthigen Höhe von diesen selbst emporgehoben wird. In dieser Abtheilung befindet sich eine besondere Feuerungsanlage, wodurch eine etwas trockenere Hitze als in der

vorherigen Abtheilung erzeugt wird und der Backprozeß sein Ende erreicht. Die Zeit, in der die Bleche diese drei Kammern durchlaufen, entspricht jedesmal ganz genau der für das Ausbacken der betreffenden Sorte erforderlichen Frist, und demgemäß kann die Geschwindigkeit der Ketten durch einen besonderen Mechanismus regulirt werden.

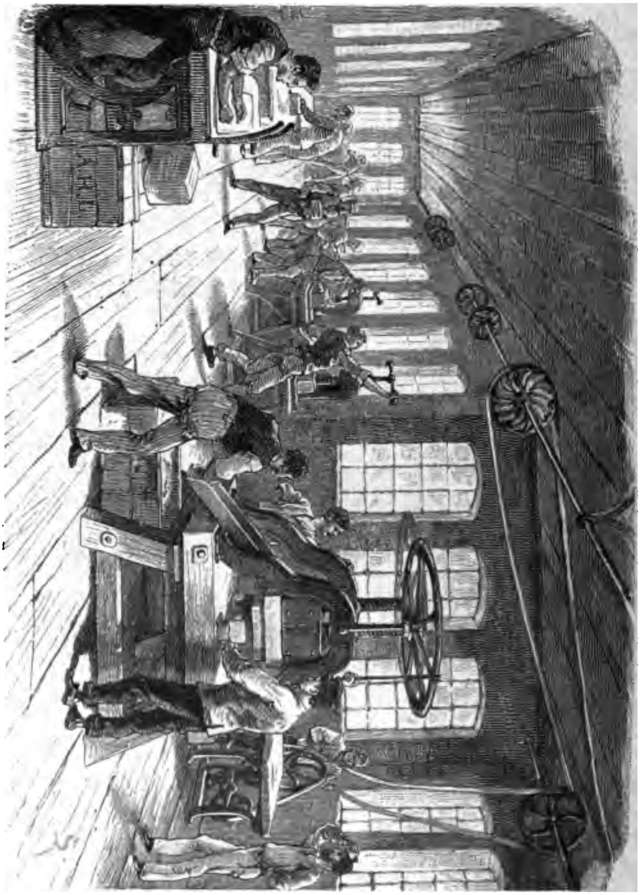


Saal zum Dekoriren.

Der Betrieb dieser Backöfen ist ein kontinuirlicher, wodurch die Fabriken in den Stand gesetzt werden, ihre Leistungsfähigkeit auf eine sehr hohe Stufe zu bringen. Vor jeder Mündung eines Ofens, durch welche die Bleche ihn wieder verlassen, steht ein Arbeiter, um diese abzunehmen und das fertige Backwerk in die darunter stehenden Kisten zu schütten.

Die Oefen reichen oben bis zur Decke, man kann somit, wenn man vor dieser Mündung steht, von dem jenseitigen

Einschieben der Bleche nichts gewahren. Wir sehen daher hier nur immerfort die Bleche mit den fertigen Biscuits,



Raum zur Anfertigung der Emballage.

die äußerst appetitlich aussehen und lieblich duften, hervorkommen, was ein ganz überraschender Anblick ist.

In allen größeren Fabriken sind die vorstehend beschriebenen Maschinen in mehrfacher Anzahl vorhanden, so daß vollständige Serien gebildet werden, deren jede für sich allein zu arbeiten und fertige Waare zu liefern vermag. Eine Betriebsunterbrechung braucht auf diese Weise auch



Packraum.

bei etwa nöthig werdenden Reparaturen nicht einzutreten, da man alsdann ja nur jedesmal die betreffende Serie außer Betrieb zu setzen braucht.

Wir haben bisher nur harte Biscuits entstehen sehen. Für die Herstellung der weichen Biscuits, der sogenannten Queens u. s. w., sind besondere Räume bestimmt. Hier wird der Teig mittelst der Queensspritzen, die einer Wurst-

füllmaschine gleichen, in langen Strängen ausgepreßt und dann nach Erforderniß abgeschnitten. Weiche Biscuits werden jedoch nicht entfernt in solchen Massen hergestellt, wie die harten, da der Konsum ein viel geringerer ist.

Wieder in einem anderen Raume werden dann gewisse Biscuitsorten dekorirt, d. h. mit Zuckerguß und anderen Verzierungen versehen, was natürlich durch Handarbeit erfolgt, die geschickten Arbeiterinnen anvertraut ist.

Ganz besondere Sorgfalt widmen unsere Fabrikanten in neuerer Zeit mit Recht der Emballage, d. h. der Einpackung. Diese wird in einem großen Arbeitssaale mit Hilfe verschiedener Maschinen hergestellt, wobei man namentlich auf die Etiketten große Sorgfalt verwendet, um der Waare auch äußerlich eine gefällige und dem modernen Geschmack entsprechende Einpackung zu geben.

Wir beenden unsere interessante Wanderung in dem Packraume, wo die verschiedenen Sorten schließlich abgewogen und in die angefertigten Blechbehälter oder hölzerne Kasten und Fässer verpackt werden, um nun so in den Handel zu gelangen.

Die Biscuitfabrikation ist in Deutschland erst ein verhältnißmäßig neuer Industriezweig; um so erfreulicher wirkt es daher, wenn wir uns überzeugen können und durch Sachverständige es bestätigen hören, daß ihre Erzeugnisse dem ausländischen Gebäck durchaus gleichstehen und keinerlei Wettbewerb mehr zu scheuen brauchen.

Beludschistan und seine Zukunft.

Ethnographische Skizze von Hans Scharwerker.

Mit 3 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Unaufhaltsam schreitet die Eroberung der Erde durch die europäischen Völker und ihre amerikanischen Abkömmlinge vor. Dieser merkwürdige und interessante geschichtliche Prozeß hat schon im Zeitalter der Entdeckungen begonnen und seitdem in immer schnellerer Gangart sich vollzogen. Ganz Nord- und Südamerika ist der europäischen Civilisation unterworfen, ebenso Australien, Indien, die Südseeinseln; in unserem Jahrhundert wendete sich der europäische Eroberungstrieb zuerst besonders Asien, in jüngster Zeit dem dunklen Erdtheil, Afrika, zu, und die jetzt heranwachsende Generation wird wahrscheinlich die letzten Reste mohammedanischer Herrschaft in Asien und Afrika dahinsinken, und das Scepter der Europäer über die ganze Erde ausgebreitet sehen mit einer einzigen Ausnahme: der Koloß China dürfte allen Anstrengungen der europäischen Mächte, ihn zu zertrümmern, widerstehen, wenngleich auch dieser sich eine Verringerung seines Gebietes wird gefallen lassen müssen.

In Asien sind es besonders zwei Mächte, die von Süden und Norden her im unaufhaltsamen Fortschreiten die einheimischen Herrscher stürzen und Stück für Stück der Länder derselben ihrem Kolonialbesitz anfügen — England und Rußland. Als dritte ist in jüngster Zeit Frankreich hin-

zugekommen. Seit Frankreich Kambodscha unter sein Protektorat stellte, Tonkin eroberte und England ganz Birma in Besitz nahm, sind auch die Tage des letzten selbstständigen hinterindischen Staates, des Königreiches Siam, gezählt. Schon hat Frankreich sich eines bedeutenden, am oberen Mekong gelegenen Theiles desselben bemächtigt, und England wird nicht lange zögern, von Birma aus gleichfalls seine Grenzen auf Kosten Siams zu erweitern. Hier gibt es kein Halten, Einer drängt den Anderen, und wer nicht zu kurz kommen will, muß zugreifen.

Im Norden des Erdtheils hat Rußland seine Herrschaft bis zum Stillen Ocean ausgedehnt, und ist seit zwanzig Jahren in schnellem Vorrücken nach Süden begriffen. Schon sind die mittelasiatischen Khanate theils ganz unterworfen und dem russichen Staate einverleibt, theils unter das Protektorat Rußlands gestellt, und ein Protektorat ist bekanntlich stets nur die Uebergangsform zur völligen Besitznahme. Auf dem Pamirplateau, dem „Dach der Welt", stoßen Chinesen, Russen und Engländer bereits zusammen, in Afghanistan ringt englischer Einfluß hart mit dem russischen, und wie lange wird es dauern, so ist auch dieser „Pufferstaat" zwischen dem anglo-indischen Kaiserreiche und dem gewaltigen Reiche des „weißen Zaren" verschwunden.

Aehnlich steht es mit Persien. Dort gewinnt der russische Einfluß trotz aller Anstrengungen Englands beständig an Boden, und England beeilt sich daher in neuester Zeit, seine westliche Grenze von Indien aus so weit als möglich vorzuschieben, um nicht zu sehr in die Hinterhand zu gerathen. Da es nicht gewillt ist, zur Zeit den Kampf um Afghanistan mit Rußland aufzunehmen, schickt es sich vorläufig an, sich des einzigen außer Afghanistan noch zwischen Indien und Persien liegenden Staates zu bemächtigen, der ohne unliebsame Weiterungen in Besitz genommen werden kann: es ist dies Belutschistan.

Mit diesem in Europa noch wenig bekannten asiatischen Gebiete und seiner Bevölkerung wollen wir uns heute etwas näher beschäftigen.

Belutschistan ist eine Staatengruppe von sehr lockerem Gefüge, die im Norden von Afghanistan, im Süden vom Indischen Ocean, im Osten vom anglo-indischen Reiche, im Westen von Persien begrenzt, einen Flächeninhalt von 276,000 Quadratkilometer umfaßt. Das stark gebirgige Land, dem es auch an unfruchtbaren Steppen und Wüsten nicht mangelt, während die bewässerten Thäler gut angebaut sind, hat eine Bevölkerung, die man auf etwa 1½ bis 2 Millionen Köpfe schätzt, da von einer Volkszählung bisher keine Rede sein konnte. Sie zerfällt in die beiden Stämme der Belutschen und der Brahui, beide vorwiegend nomadische Hirtenvölker, erstere iranischer, letztere drawidischer Abkunft. Die Belutschen sind ein schöner Menschenschlag, tapfer, abgehärtet gegen das schroffe Uebergänge zeigende Klima, gastfrei, einfach in ihren Lebensgewohnheiten, fähig die größten Beschwerden zu ertragen, dabei aber roh, blutgierig, räuberisch. Die Brahui haben eine sanftere Gemüthsart und liefern die fleißigen und geschickten Ackerbauer des Landes.

Man unterscheidet als Landestheile die Khanate Sarawan, Kelat, Katscha, Dschalawan, Las, Mekran und Panschgar. Ueberall herrschen die Belutschen, der Khan von Kelat gilt als der Oberherrscher über die anderen Khane, und England hatte daher bereits seit längerer Zeit sich einen bestimmenden Einfluß auf diesen gesichert.

Freilich ist des Khans von Kelat Herrschaft von Belutschistan mehr nominell als wirklich. Seine Macht erstreckt sich eigentlich nur über den nordöstlichen und östlichen Theil des Landes, also jene Gebiete von Belutschistan, die an Indien grenzen. Da ein geregeltes Staatswesen nicht existirt, sind auch seine Einnahmen nur gering, man schätzt

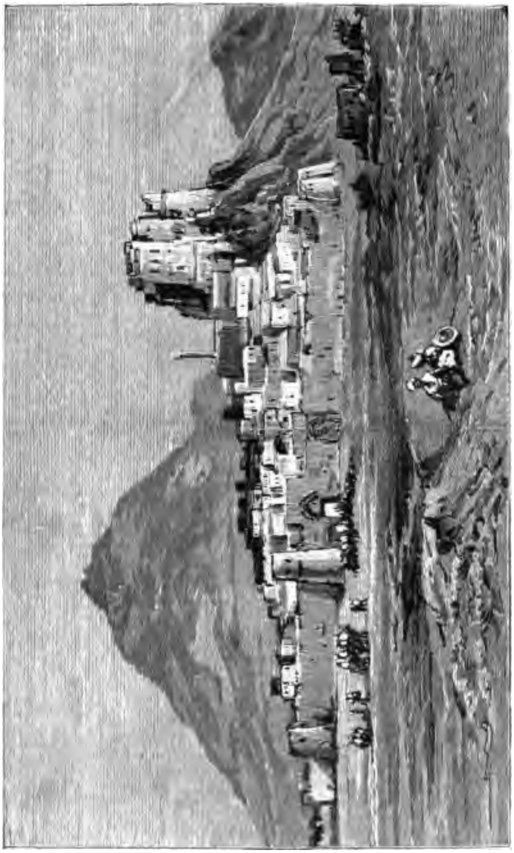
sie auf 600,000 Mark jährlich, und diese Summe wird nur von bestimmten Städten und Dörfern nach willkürlichen Schätzungen aufgebracht.

Die Residenz dieses Fürsten und die Hauptstadt des ganzen Landes ist das in 2057 Meter Meereshöhe gelegene und daher sehr rauhe Kelat. Die Stadt steigt terrassenförmig an einem Felsen empor und ist von Mauern und Bastionen aus Lehm umgeben, die jedoch modernen Geschützen gegenüber nicht den geringsten Werth besitzen. Auf der höchsten Spitze des Felsens thront die Burg, die eigentliche Residenz des Khans. Diese, äußerlich einem Räubernest gleichende alte Veste ist mit einigen alten Geschützen armirt, die den mit Flinten, Spießen, Schwertern, Dolchen und Schilden bewaffneten, zu Aufständen leicht geneigten Unterthanen immerhin Respekt einflößen mögen, aber für den Krieg mit einer europäischen Macht von ebenso geringem Nutzen sind, wie die dicken Lehmmauern der dreithorigen, als Festung geltenden Stadt. Auch das „stehende Heer" des Khans, eine schlecht ausgerüstete Leibwache von etwa 1000 Mann, hat mehr den Zweck, den ganz orientalisch-despotisch regierenden Herrscher gegen seine eigenen Unterthanen, als gegen einen auswärtigen Feind zu schützen.

Als Handelsstadt hat Kelat dagegen eine nicht zu unterschätzende Bedeutung. Die etwa 15,000 Köpfe betragende, stark mit Hindu und Afghanen gemischte Einwohnerschaft treibt lebhaften Handel mit Afghanistan und Indien, und der Bazar ist stets mit Waaren aller Art wohlversehen.

Der Einfluß Englands auf Kelat datirt bereits vom Jahre 1839 her. Damals unternahmen die Engländer einen Kriegszug über den Indus gegen den Khan von Kelat, um ihn für fortgesetzte Raubzüge in die indischen Gebiete zu bestrafen. Die Hauptstadt des Khanates wurde mit leichter Mühe erobert und im weiteren Verlaufe mit dem besiegten Khan ein Schutz- und Handelsvertrag geschlossen, der Eng-

land das Recht verlieh, in gewisse Städte des Landes, vor allen Kelat und Quetta, Garnisonen zu legen. Eng-



Kelat, Hauptstadt von Beludschistan.

land bewährte damit wieder seine weitsichtige und stets seinen Nutzen im Auge behaltende Politik. Denn obwohl damals dieser letztere Punkt des Vertrages nicht zur Aus-

führung kam, weil noch keine dringende Veranlassung dazu vorlag, hatte England dadurch doch eine rechtliche Handhabe gewonnen, um fortan auf den Khan einen stetigen Druck ausüben zu können. Als dann die Russen immer näher an Afghanistan heranrückten, machte England im Jahre 1876 von dem ihm im Vertrage von 1854 gewährten Rechte Gebrauch, und sandte, angeblich zur Schlichtung innerer Streitigkeiten, 1000 Mann Truppen in's Land. Diese vollführten ihre Aufgabe so gut, daß der Khan Chodabad unter dem Drucke der fremden Heeresmacht sich zu einem neuen, für England noch vortheilhafteren Vertrage bequemte. In diesem erhielt die anglo-indische Regierung das Recht, Truppen in beliebiger Stärke in jede Stadt des Landes legen, sowie nach Belieben Telegraphen und Eisenbahnen bauen und Befestigungen errichten zu dürfen. In Ausführung dieses Vertrages wurde eine „politische Agentur" in Kelat geschaffen, d. h. ein englischer Resident dort installirt, der den Khan zu überwachen hat, in die Hauptstadt sowie in Quetta eine Besatzung von je 400 Mann gelegt, Quetta zu einer förmlichen Festung umgewandelt und an wichtigen Wegknotenpunkten, wie z. B. am Fuße des Bolanpasses, englische Posten und Blockhäuser errichtet.

Die anglo-indische Regierung hatte also in der That bereits das Land und seinen Herrscher in der Hand. Um Letzteren für die verlorene Selbstständigkeit zu entschädigen, wurde ihm ein Jahrgehalt von 200,000 Mark ausgezahlt, und überdies für „Wegverbesserungen" monatlich 44,000 Mark. Die Wege zwar sind seitdem nicht erheblich besser geworden, aber der Khan konnte fortan seinen fürstlichen Hofhalt erweitern und sich im Scheinglanze seines Reichthums und seiner Herrlichkeit sonnen, während sein Wessir im Einverständniß mit dem englischen Residenten die Geschäfte des Landes leitete, wie es den Fremden am wünschens-

werthesten war. Und dies war ohne Zweifel für das Land ein Segen, denn wie die meisten mohammedanischen Herrscher der Gegenwart, war auch der Khan von Kelat nicht geeignet, sein Land einer besseren Zukunft, sein Volk einer höheren Civilisation entgegen zu führen. Sein Dasein bewegte sich zwischen großen Jagden und üppigen Gelagen hin und her; für das Wohl seines Landes und Volkes hatte er weder Sinn noch Verständniß, und äußerer Prunk und üppiges Leben war Alles, was er begehrte. Dazu hielt er sich kraft seiner Herrscherstellung für berechtigt; Pflichten im Sinne eines modernen Herrschers erkannte er nicht an, und konnte solche auf Grund seines islamitischen Glaubens und seiner Erziehung gar nicht anerkennen.



Der seitherige Khan von Kelat.

Auch sonst war er ein seltsamer Herr, dem das Räuberblut, dessen Wallungen die Engländer mit Erfolg gedämpft

hatten, ab und zu noch immer einen Possen spielte. So erzählten indische Blätter eine sehr hübsche Anekdote von der „Kleptomanie" seiner Hoheit, die sich bei verschiedenen Gelegenheiten in so unliebsamer Weise kund gab, daß man bei offiziellen Zusammenkünften mit dem Khan dem hohen Herrn stets scharf auf die Finger sah. Einmal weilte seine Hoheit mit seinen Ministern in Kalkutta und war zum Mahle bei dem Vicekönig von Indien eingeladen. Nach dem Mahle machten die Diener den Vicekönig darauf aufmerksam, daß mehrere goldene Eßbestecke und Salzfässer fehlten. Der englische Würdenträger wußte sofort, woran er war. Er ließ einfach die Thüren des Saales schließen und ersuchte die Gäste aus Kelat ebenso höflich als dringend, die gestohlenen Sachen wieder herauszugeben, was diese denn auch ohne Widerrede thaten.

Ländlich — sittlich! Es ist anzunehmen, daß sowohl der Khan wie seine Minister die Angelegenheit nicht so schwer nahmen, überhaupt dergleichen „Annexionen" von einem ganz anderen und harmloseren Standpunkte aus betrachteten, als der moralisch entrüstete Engländer. Immerhin möchte aber daraus so viel hervorgehen, daß die Engländer in Belutschistan eine civilisatorische Mission haben, und es daher im Interesse der Belutschen und Brahui selbst nur zu wünschen wäre, wenn das Land in Form Rechtens mit dem indischen Kaiserreiche vereinigt würde.

In jüngster Zeit ist wieder ein Schritt nach dieser Richtung hin geschehen. Der Khan nämlich, der entweder eine Palastintrigue witterte, oder von einer seiner zahlreichen Frauen aufgehetzt war, warf plötzlich einen Haß auf seinen bis dahin geschätzten Wessir Mustaffi. Möglich auch, daß er fürchtete, dieser wolle sich bei den Engländern einschmeicheln und ihn selbst verdrängen; möglich endlich, daß an Letzterem etwas Wahres war, denn wer kennt die Irrgänge orientalischer Hofintriguen — genug, der Khan

wurde im April 1893 plötzlich von einem bei asiatischen Herrschern zuweilen auftretenden Anfall von Jähzorn befallen und erledigte die Sache in seiner, nach seinen Ansichten jedenfalls durchaus berechtigten Weise, indem er



Der Weſſir Muſtaffi.

seinen Weſſir einfach niederhieb und einige andere Hofbeamte, die nach seiner Annahme mit dem Getödteten im Einverständniß gewesen waren, verstümmeln ließ. Außerdem ließ er auch noch fünf seiner Weiber hinrichten.

Mögen nun die Getödteten schuldig oder unschuldig an den ihnen zur Last gelegten Verbrechen gewesen sein,

was zu entscheiden ja unmöglich ist — genug, England hatte wieder eine Gelegenheit, einen neuen Schritt auf dem Wege der völligen Besitzergreifung Kelats zu thun und zu zeigen, daß in Wahrheit bereits die indische Regierung der Herr im Lande sei.

Der Khan wurde zur Rechenschaft gezogen, der Tyrannei und Grausamkeit als überführt erachtet und des Thrones für verlustig erklärt, an seiner Statt aber sein Sohn, Mir Mahmud, als nomineller Herrscher von Kelat im August 1893 eingesetzt. Dieser Khan ist natürlich nur noch eine Spielpuppe Englands, der in den Regierungsgeschäften des Landes auch nicht die geringste Stimme mehr hat. Er wird seine Scheinwürde behaupten, so lange es England noch gefällt, und dann in die Verbannung gehen, um als Pensionär des gewaltigen Albion seine Tage zu beschließen, wie so mancher asiatische Herrscher vor ihm, während Kelat dem indischen Kaiserreiche angegliedert wird.

Der Süden des Landes, das übrige Belutschistan, dürfte dann auch bald folgen. Und das wäre, wie schon oben bemerkt, ein Glück für das Land, das seit Jahrhunderten in Stagnation und Marasmus verfallen dahinsiecht. Soll es wieder eine Zukunft haben, so liegt diese einzig und allein bei England und den civilisatorischen Einflüssen, die von Europa her über Indien auch auf diesen wenig bekannten und noch wenig erforschten, von den Weltbegebenheiten seit wohl einem Jahrtausend fast nicht mehr berührten Erdenwinkel einwirken werden. Das Volk ist gut beanlagt und wird diese Anlagen unter einer festen, gerechten und wohlwollenden Regierung bald entwickeln. Diese Regierung kann ihm England geben, und wenn durch den unmittelbaren Anschluß an Indien erst Geld in's Land kommt, Verkehrswege und Kanäle angelegt, und die Schätze des Bodens erschlossen und ausgebeutet werden, so wird das Land aus seinem langen Schlummer erwachen,

an Stelle der Weidetriften und Wüsten werden wieder bebaute Flächen, an Stelle der Zeltlager und elenden Dörfer wohlgebaute, belebte Städte treten und die dünne Bevölkerung sich wieder in angemessener Weise vermehren.

Vielleicht bringt uns schon die nächste Zeit die Nachricht, daß England, um Frankreichs Länderraub in Siam ein Paroli zu bieten, Kelat mit seinem indischen Kaiserreiche vereinigt hat.

Entstellende Nervenkrankheiten.

Ein Kapitel aus der menschlichen Leidensgeschichte.

Von

Dr. P. Stein.

Mit 10 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Je höher die Kultur eines Volkes steigt, je mehr Ansprüche an das Leben gestellt werden und je weitere Fortschritte der Ersatz der Muskelarbeit durch Maschinen macht, um so angestrengter muß das Gehirn eines Jeden arbeiten. Ein Organ, welches sehr viel gebraucht wird, nutzt sich aber auch am raschesten ab — darin liegt die einfache Erklärung der wahrhaft beängstigenden Zunahme von Gehirn- und Nervenkranken in unserer Zeit, die dem Einzelnen kaum noch die Möglichkeit offen läßt, sich dem fieberhaften Hasten und Drängen zu entziehen.

Dieser rastlose „Kampf um's Dasein" in unserem Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität kann selbst robuste Naturen aufreiben und hat bereits die bedenkliche Erscheinung zuwege gebracht, daß sich namentlich in den modernen Großstädten so überaus viel nervöse oder nervenschwache Personen vorfinden. Unverkennbar bilden Geistes- und Nervenkrankheiten gewissermaßen die pathologische Signatur des zu Ende gehenden Jahrhunderts, und immer mehr greifen jene Leiden um sich, welche die Neuropatho-

logie oder Lehre von den Nervenleiden als Neurosen bezeichnet.

Während wir nämlich im Allgemeinen unter Nervenkrankheiten alle Erkrankungen des Gehirns, des Rückenmarks,



Akromegalie oder Gliederanschwellung.

des Sympathikus oder sympathischen Nervensystems, wie der peripherischen Nerven, mit alleiniger Ausnahme der Geisteskrankheiten, verstehen, so bezeichnet die Wissenschaft als Neurosen oder Nervenkrankheiten im engeren Sinne ausschließlich die Anomalien der Empfindungs- und Bewegungsnerven. Die Unterscheidung ist meist sehr schwierig und nur einem erfahrenen Spezialisten möglich, da die Symptome, wie z. B. Krampf oder Lähmung, sich in gleicher

Weise bei Erkrankung der Centralorgane wie auch bei örtlichen Leiden der Nerven selbst vorfinden.

Unter diesen Neurosen nun gibt es eine Anzahl von Leiden, welche so bestimmte und stets wiederkehrende Veränderungen im Aeußeren der davon befallenen Patienten



Eine an Schleimanschwellung (Myxoedem) leidende alte Frau.

erzeugen, daß der Arzt sie auf der Stelle erkennen muß, wenn er den Kranken auch nur ganz flüchtig — z. B. auf der Promenade, in der Eisenbahn u. s. w. — sieht. Jene Veränderungen gehen theils im Gesichte, theils an dem übrigen Körper vor; bald sind es dauernde Entstellungen, bald Aenderungen des Ausdrucks, der Haltung oder des Ganges, welche entweder bleiben oder sich nur anläßlich bestimmter Bewegungen zeigen. Als besonders häufig vor-

kommend seien z. B. erwähnt die Entstellungen des Gesichts bei der Akromegalie oder Gliederanschwellung, beim Myxödem oder der Schleimanschwellung, bei der Basedow'schen Krankheit, der halbseitigen Gesichtslähmung u. s. w., wie



Ein an Geromorphismus leidendes Mädchen von einundzwanzig Jahren.

die Veränderungen von Haltung und Gang bei Hüftweh und gewissen Arten von Muskelschmerz, bei Ataxie (Lähmung mit Gliederzittern) und Paralysis agitans oder Schüttellähmung.

Die äußeren Veränderungen und Erscheinungen sind

in allen derartigen Fällen so auffällig und typisch, daß sie es dem Fachmann ermöglichen, eine sogenannte Augenblicksdiagnose zu stellen. Bei den meisten dieser Leiden sind die Symptome auch nur durch das Auge wahrnehmbar; mitunter freilich kann man auch durch das Ohr einige mit derselben Sicherheit feststellen. So genügt es z. B. dem Nervenarzte, einen von der Sklerose (Verhärtung der Gewebe) oder von allgemeiner Paralyse Befallenen sprechen zu hören, um sofort zu sagen, was ihm fehlt.

Wir müssen uns an dieser Stelle nun darauf beschränken, gewisse äußerst merkwürdige Gesichtsentstellungen etwas eingehender zu schildern, die durch Neurosen entstehen und auf die Professor Charcot, der jüngst verstorbene berühmte Nervenarzt an der Salpêtrière in Paris, die Aufmerksamkeit seiner Fachgenossen zu lenken gesucht hat. Seine Verdienste liegen in erster Linie auf dem Gebiete der pathologischen Anatomie des Nervensystems, wie auch die Diagnostik der Nervenkrankheiten ganz bedeutend durch ihn gefördert worden ist. Professor Charcot hat nun gerade in der letzten Zeit seines Lebens die vorhin von uns genannten nervösen Erkrankungen zu seinem besonderen Studium gemacht. Er hat in der Salpêtrière von zahlreichen charakteristischen Fällen photographische Aufnahmen herstellen lassen, und eine Auswahl dieser höchst interessanten Bilder führen wir auch unseren Lesern behufs besserer Verdeutlichung unserer Darlegungen vor.

Die erste Aufnahme zeigt uns einen noch nicht sehr weit vorgeschrittenen, trotzdem aber unverkennbaren Fall von Akromegalie. Es ist dies eine Krankheit, wobei Kopf, Hände und Füße infolge einer Ernährungsstörung eine ganz unverhältnißmäßige Ausdehnung ihres Umfanges annehmen. Wir kennen eine ganze Reihe von Nervenkrankheiten, die gleichfalls auf Störungen der Ernährung zurückzuführen sind. Wenn nämlich ein Theil des Körpers dem

nervösen Einfluß entzogen wird, indem die zu ihm führende Nervenleitung auf irgend eine Art erkrankt, so wird seine Ernährung gestört. Während bisher der Stoffwechsel in den Geweben (Bindegewebe, Muskel, Fett u. s. w.) bei



Glotzaugen bei „Goitre exophtalmique“.

normalem Zustande genau derartig geregelt war, daß die Form und Zusammensetzung des Theiles stets die gleiche blieb, ist das jetzt nicht mehr der Fall. Vielmehr fangen Fett und Bindegewebe zu wuchern an, während die Muskelfasern schwinden; der Knochen wird dünn und brüchig, es entstehen Entzündungen, und einzelne Parthien sterben ab.

Bei der Akromegalie wird das Gesicht länger, das Kinn

dick, plump und vorspringend, der Unterkiefer schwillt stets bedeutend stärker an als der Oberkiefer; auch die Nase erfährt eine ganz bedeutende Vergrößerung in allen Theilen. Die Lippen, namentlich die Unterlippe, werden wulstig, die Knochen über den Augen schwellen an und treten hervor, und selbst der Schädel nimmt an dieser allgemeinen Hypertrophie Theil, indem sich knochige Auswüchse bilden. Die Hände und Füße dieser Kranken bekommen zwar nicht den riesigen Umfang, wie bei der sogenannten Elephantiasis, und werden auch nicht eigentlich mißgestaltet, denn alle Gewebe nehmen hier gleichmäßig an der Hypertrophie Theil. Es bilden sich wahre Riesenhände und -Füße, deren allgemeine Gestalt jedoch gewahrt bleibt, nur daß sie dem Umfange nach zu den übrigen Körpertheilen in gar keinem Verhältniß mehr stehen, und daß mit dem zunehmenden Volumen nicht auch etwa die Muskelkraft zunimmt, die sich vielmehr stetig abschwächt.

Gewöhnlich tritt auch allgemeine Körperschwäche ein, verbunden mit moralischer und geistiger Abspannung und einer Muthlosigkeit, die vielen Kranken Selbstmordgedanken eingibt und sie zu jeglicher Arbeit völlig untüchtig macht. Gleichzeitig werden sie von heftigen Kopfschmerzen gepeinigt, ihr Sehvermögen nimmt ab und oft stellt sich ein unnatürlicher Hunger und Durst ein. Glücklicherweise ist diese Krankheit ziemlich selten; sie kommt meist zwischen dem fünfundzwanzigsten bis vierzigsten Jahre und tritt anfangs nur gelinde auf, so daß sie oft lange unentdeckt bleibt. Zuletzt sind die Patienten völlig bewegungslos, der Tod stellt sich infolge gänzlicher Erschöpfung ein.

Eine gewisse Aehnlichkeit mit der Akromegalie bietet äußerlich die Schleimanschwellung (Myxoedem); das leicht festzustellende Unterscheidungsmerkmal dagegen besteht darin, daß es sich hier um eine ausschließliche Verdickung der weichen Parthien handelt, woran die Knochen also nicht

theilnehmen. Das Gesicht wird immer aufgedunsener und gestaltet sich zu einem echten „Vollmondsgesicht"; die Lider schwellen an und bedecken zuletzt die Augen fast gänzlich, auch Nase und Lippen werden immer dicker. Die früheren



Halbseitiger Gesichtskrampf mit vorgestreckter Zungenspitze.

Gesichtsvorsprünge verschwinden zusehends, während in dem Antlitz des an der Akromegalie Erkrankten die Knochen über den Augen, die Nase und das Kinn mehr und mehr hervortreten. Auch die Hände nehmen beim Myxödem Theil an dieser Verdickung und werden stark aufgetrieben, allein ebenfalls nur die weichen Theile, in denen die normal bleibenden Knochen zuletzt wie versteckt liegen.

Den schroffsten Gegensatz zu diesen aufgedunsenen Gesichtern bilden die immer dünner und dürrer werdenden Gestalten in Fällen von Sklerodermie oder Hautverhärtung und von Geromorphismus.

Bei der Sklerodermie verhärtet sich die Haut, wird trocken, faltig, blinkend und pergamentartig, wodurch namentlich das Gesicht ein ganz charakteristisches Aussehen erhält. Zunächst fällt daran seine völlige Ausdruckslosigkeit auf; wenn man eine solche starre Maske erblickt, so könnte man fast glauben, daß bei einem derartigen Kranken die Sinneseindrücke und Reize gar nicht mehr bis zum Gehirn und zum Bewußtsein gelangten und daß seine Intelligenz vollständig erloschen sei. Die Haut scheint überall straff angespannt; die Stirn ist niedrig, denn die Kopfhaut wird infolge der allgemeinen Zusammenziehung in die Stirn gezogen und nähert sich den Augenbrauen; die Augen quellen hervor, da die Lider nach oben und unten auseinander gezogen werden, und die Lippen sind immer halb geöffnet, so daß man die Zähne sehen kann.

Eine noch viel mehr entstellende Neurose aber ist der Geromorphismus, ein besonderer pathologischer Zustand der Haut, wodurch die Gesichter der betreffenden Kranken, mögen diese auch noch ganz jung sein, vollständig das Aussehen von alten Leuten erhalten und sich in eine greisenhafte Maske verwandeln. In dem Falle von Geromorphismus, den Professor Charcot als typisch hat photographisch aufnehmen lassen, handelt es sich um ein junges, einundzwanzigjähriges Mädchen, während man eine siebzigjährige Greisin zu erblicken glaubt. Die Betreffende hat seit ihrem elften Jahre ein solch runzeliges und ausgedörrtes Gesicht, dessen Züge unbeweglich sind, wie bei der Gesichtslähmung, und gleichsam in die Länge gezogen erscheinen. Die nämlichen tiefen Falten und Furchen der Haut treten auch am Halse und an einzelnen anderen Parthien des Körpers

hervor, der im Uebrigen jedoch vollständig der eines normalen jungen Mädchens ist. Man kann also dieses Leiden nicht als eine verfrühte oder krankhafte Greisenhaftigkeit im eigentlichen Sinne des Wortes bezeichnen, denn nur



Junge Russin: an hysterischem halbseitigem Gesichtskrampf leidend.

die Haut allein wird davon angegriffen, während alle anderen Theile unberührt bleiben.

Eine noch wenig erforschte Gruppe von Nervenleiden bezeichnet man als vasomotorische oder trophische Neurosen, die wahrscheinlich in besonders naher Beziehung zum sympathischen Nervengeflecht stehen. Dahin gehört die bekannte

Migräne, sowie die halbseitige Gesichtsatrophie und die Basedow'sche Krankheit. Letztere führt ihren Namen nach dem Arzte, der sie zuerst beschrieben hat, und befällt überwiegend weibliche Wesen, und zwar mitunter ganz plötzlich, so z. B. nach sehr schwerer Arbeit oder nach einem heftigen Schreck. Sie wird charakterisirt durch abnorm rasche Herzbewegung, Anschwellung der Schilddrüse (Kropf) und Hervortreten der Augen aus ihren Höhlen (Glotzauge). Die Krankheit endet oft sehr schnell unter Zunahme der Erscheinungen mit dem Tode; bei frischen Fällen ist dagegen Heilung nicht ausgeschlossen, wenn auch der Kropf nicht immer ganz zurückgebildet wird.

Dieselbe Hervortreibung des Augapfels zeigt auch ein mit dem vorigen ganz nahe verwandtes Leiden, das Charcot als „Goitre exophtalmique" bezeichnet, wovon fast immer beide Augen betroffen werden. Diese Glotzaugen glänzen stark und geben dem Blick einen durchaus unheimlichen, irren und harten Ausdruck. Durch lebhafte Erregung können die Patientinnen auch wirklich mitunter bis zur Raserei gebracht werden. Hierher gehört auch das „Hutchinson'sche Gesicht", hervorgebracht durch Lähmung gewisser Augen- und Lidmuskeln, wobei die Physiognomie durch die unbeweglichen Augen mit ihren halb herabhängenden Lidern etwas eigenartig Trauriges und zugleich Stumpfsinniges erhält. Diese Kranken versuchen das Niederfallen der oberen Augenlider dadurch aufzuhalten, daß sie die Stirnmuskeln in die Höhe ziehen; deswegen erscheinen ihre Augenbrauen immer wie verwundernd hochgezogen und die Stirn in Falten gelegt, wodurch dies „Gesicht" noch einen charakteristischen Zug mehr erhält.

Die Hysterie, der wahrscheinlich eine nicht näher zu bezeichnende Ernährungsstörung des ganzen Nervensystems, seiner centralen wie der peripherischen Theile, zu Grunde liegt, ist zwar vorwiegend eine Krankheit des weiblichen

Geschlechts, doch zeigen sich manche dahin gehörige Erscheinungen auch bei Männern. Dies ist beispielsweise der Fall bei jener Art von halbseitigem Gesichtskrampf mit vorgestreckter Zunge, den Charcot als Hémispasme glosso-



Junge Russin: Wirkung einer auf das rechte Auge drückenden Kompresse

labié bezeichnet. Bei dem ersten Anblick einer derartigen krampfhaften Verzerrung der einen Gesichtshälfte könnte man an eine Paralysie oder Lähmung der anderen glauben. Bei der halbseitigen Gesichtslähmung zieht nämlich die auf der gesunden Seite intakt erhaltene Spannkraft der Mus-

keln das Gesicht nach dieser Seite hinüber, während die gelähmte Seite kraftlos und unbeweglich ist. Es gibt jedoch zwei Kennzeichen, an denen man den halbseitigen Krampf mit aller Bestimmtheit von der Lähmung unterscheiden kann. Erstens werden nämlich auf der verzerrten Hälfte die Aufhebemuskeln des betreffenden Nasenflügels und der Oberlippe wie der Jochbeine fortwährend von krampfhaften Stößen erschüttert, und zweitens tritt die hakenförmig gekrümmte Zungenspitze auf dieser Seite aus dem geöffneten Munde hervor.

Der halbseitige hysterische Gesichtskrampf ist in den meisten Fällen heilbar, wie dies drei Photographien bezeugen, die Professor Charcot von einem jungen Mädchen während eines derartigen Leidens und nach erfolgter Genesung hat aufnehmen lassen. Die Bilder stellen eine fünfzehnjährige Russin dar, die ganz plötzlich und ohne irgend eine erkennbare Ursache von einem hysterischen halbseitigen Gesichtskrampf, verbunden mit vollständiger Unbeweglichkeit der Schließmuskeln des rechten Augenlides befallen wurde. Das Leiden nahm rasch an Heftigkeit zu und versetzte nach und nach fast alle Muskeln des Gesichts und des Halses in Mitleidenschaft. Merkwürdigerweise verschwand dieser Krampf jedesmal, wenn ein Druck auf das rechte Auge ausgeübt und dessen Lider geschlossen wurden. Die Gesichtszüge wurden — wie die zweite Aufnahme erkennen läßt — beinahe wieder normal, wenn die Kranke eine Binde trug, durch welche ein kleines Kissen auf das Auge gedrückt wurde. Wurde jedoch ein solcher Druck auf das Auge von einer anderen Person ausgeübt, so versagte das Mittel. Das junge Mädchen mußte sich selbst die Binde umlegen, wenn die gewünschte Wirkung eintreten sollte. Sobald sie die Binde abnahm, verzerrten sich ihre Züge wiederum in der schrecklichsten Weise. Diese Kranke wurde binnen zwei Monaten geheilt und erhielt ihr normales, früheres

Gesicht unentstellt wieder, wie die dritte, vor ihrer Entlassung gemachte Aufnahme zeigt.

Diese einseitige Gesichtsentstellung darf nicht mit einer ähnlichen, dem halbseitigen Gesichtsschwund (Hemiatrophia



Junge Russin: nach der Heilung.

facialis) verwechselt werden. Es ist dies ein außerordentlich seltenes Leiden, das in einer fortschreitenden und vollständigen Atrophie (Schwund) der einen Gesichtshälfte besteht, wobei die Haut, das Zellengewebe, die Muskeln und zuletzt selbst die Knochen in Mitleidenschaft gezogen werden. Die betreffende Seite bedeckt sich immer mehr mit Run-

zeln und Furchen, welche eine ganz eigenartige Entstellung zuwege bringen. Die Krankheit schreitet seltsamerweise nicht über die Linie hinaus, welche das Gesicht in zwei Hälften scheidet. Es handelt sich dabei um einen organischen Schaden, der zwar keine direkte Gefahr für das Leben

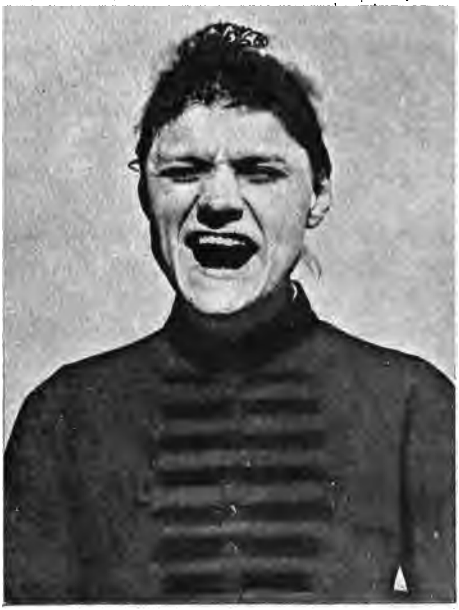


Halbseitiger Gesichtsschwund.

im Gefolge hat, aber absolut unheilbar ist, was von den hysterischen Leiden nicht gesagt werden kann.

Das Symptomenbild der Hysterie ist dem größten Wechsel unterworfen, was sie zur wechselvollsten und seltsamsten aller Nervenkrankheiten macht. Die Störungen der Empfindlichkeit, geistige und körperliche Ueberempfindlichkeit in den verschiedensten Formen, bilden die gewöhnlichsten Krankheitserscheinungen dabei; dazu kommen dann allerlei Mißempfindungen, Neuralgien, halbseitige und an-

dere Kopfschmerzen, Ohrensausen, Herzklopfen, Magenschmerzen u. s. w. Andererseits stellt sich aber auch öfters Empfindungslosigkeit ein und zwar in einem Grade, wie man sie sonst kaum jemals findet; dahin gehören hysterische



Hysterischer Gähnkrampf.

Taubheit, Blindheit und ähnliche Erscheinungen. Nicht weniger zahlreich und mannigfaltig als diese Empfindlichkeitsstörungen sind auch die der Beweglichkeit bei hysterischen Personen. Am häufigsten bestehen sie in sogenannten hysterischen Krämpfen, namentlich Lach- und Weinkrämpfen, die sich übrigens unzählige Male wiederholen können, ohne nachtheilige Folge zu hinterlassen, während sie sonst ganz

das Bild der epileptischen Krämpfe bieten. Dahin gehört ferner der hysterische Gähnkrampf, mit dem wir diese Gallerie von Gesichtsentstellungen, die durch nervöse Leiden bedingt sind, schließen. Dieses hysterische Gähnen, das bei manchen Patientinnen das einzige Symptom von Hysterie bildet, dauert oft den ganzen Tag über an, findet in jeder Minute zehn- bis zwölfmal statt und wird nur durch den Schlaf unterbrochen. Mitunter bilden die Gähnkrämpfe einen dauernden Krankheitszustand, in anderen Fällen erscheinen sie als Krisen oder Anfälle, was Wochen und Monate hindurch wiederkehren kann. Man findet sie übrigens auch bei Epilepsie und gewissen Geisteskrankheiten.

Auf die Behandlung und Heilung dieser und der übrigen Nervenkrankheiten näher einzugehen, liegt außerhalb unserer Aufgabe und würde auch für Laien von keinem besonderen Nutzen sein. Mehr noch wie andere Leiden erfordern die Neurosen die baldige Zuziehung eines tüchtigen Fachmannes, dessen Diagnose — wie wir gesehen haben — oft augenblicklich feststehen wird, während der übrige Theil seiner Aufgabe meist um so langwieriger und leider durchaus nicht immer erfolgverheißend ist.

Der Theaterzettel.

Kulturgeschichtliches Skizzenblatt. Von **Richard March.**

Glücklicherweise ergibt sich nicht die Nothwendigkeit, noch besonders zu erklären, was der Theaterzettel ist. Jedermann kennt ihn ja, diesen Boten aus der Bretterwelt, und weiß, daß er den Zweck hat, zu verkünden, was im Theater aufgeführt, oder, um ein weit verbreitetes Wort zu gebrauchen, „gegeben" wird. Er gilt daher auch den meisten Theaterfreunden für so nothwendig, ja unentbehrlich, daß sie sich eine theaterzettellose Zeit nur schwer zu denken vermögen.

Diese hat es denn auch im Grunde genommen wirklich nicht gegeben. Ein Theaterzettel mußte nämlich, so lange es Musentempel gibt, immer entworfen und, zum besseren Verständniß der Handlung des Stückes, dem Publikum in irgend einer Weise, etwa von der Bühne herab, bekannt gegeben werden. Die Sitte aber, den Theaterzettel zu vervielfältigen und den Zuschauern zugänglich zu machen, ist erst später und zwar in einem jener deutschen Stifte oder Klöster entstanden, welche seit dem 10. Jahrhundert das geistliche Schauspiel und dann die sogenannte Schulkomödie eifrig pflegten.

Der Zeitpunkt läßt sich indeß nicht genau bestimmen. Selbst die Thatsache, daß der älteste aller bisher bekannten Theaterzettel — er besteht aus zwei Pergamentblättern,

auf denen der Titel eines halb weltlichen lateinischen Schauspieles, sowie das Verzeichniß der handelnden und darstellenden Personen ersichtlich ist — bis in's Jahr 1430 zurückreicht und im Archive der von deutschen Auswanderern gegründeten Stadt Bartfeld in Ungarn gefunden wurde, berechtigt nicht zu der Annahme, daß schon damals Theaterzettel unter das Publikum vertheilt wurden; wurden sie es aber doch, so sind es gewiß nur wenige gewesen, denn die Buchdruckerkunst war ja noch nicht erfunden, und die Vervielfältigung von Schriftwerken daher sehr zeitraubend.

Um so anerkennenswerther ist es daher, daß die geschriebenen Theaterzettel so ausführlich waren, wie es die heutigen sind, während die gedruckten, denen wir zuerst im 17. Jahrhundert begegnen, stets der Ergänzung dringend bedürfen, weil sie gleich ihrem Vorbilde, dem französischen Theaterzettel dieser Zeit — er hieß „Billet" und galt gleichzeitig als Eintrittskarte, weshalb sein Name später auch auf diese überging — blos den Titel und mitunter den Verfasser, sowie die Preise der Plätze enthielten. Das was den Zuschauer am meisten interessirt, das Verzeichniß der darstellenden Personen, mußte also nach wie vor von der Bühne herab angesagt werden. Deshalb war denn auch der Theaterzettel des 17. Jahrhunderts keineswegs ein so nothwendiger, ja unentbehrlicher Behelf für das Publikum, wie er es heute ist, und wurde demgemäß auch weniger beachtet.

Vielleicht darum entsagte er sehr bald der französischen Kürze, aber anstatt das so nothwendige Personenverzeichniß zu bringen, deutete er, gleich seinem englischen Bruder, lieber den Inhalt des Stückes an. Die englischen Komödianten, die um 1665 Deutschland durchzogen, wandten sich mit ihren Zetteln an „die verehrungswürdigen Bewohner" dieser oder jener Stadt, oder wenigstens „an die Frauen-

welt". Ja, ihr Zettel zur Wiener Aufführung der Komödie „Die egyptische Olympia" (1665) trug sogar den weithin sichtbaren Vermerk, daß dieses Schauspiel „denen österreichischen Halbgöttinnen und holdseligen Donaunymphen zu gnädigem Wohlgefallen gewidmet sei".

Trotz dieser schönen Vorbilder entbehrte der deutsche Zettel jener Epoche jeder Ansprache an das Publikum. Dafür aber konnte er Rath und Obrigkeit, welche die Bewilligung zu den Vorstellungen ertheilt hatten, nicht genug preisen. Und während der französische täglich ganz einfach besagte: „Mit Erlaubniß des Polizeilieutenants wird heute aufgeführt:" — brachte der deutsche immer neue schmeichelhafte Titel für die Behörden und erstarb förmlich in Demuth vor ihnen. Mit wenigen Worten: unser Theaterzettel des 17. Jahrhunderts war dem englischen nur äußerlich gleich, das heißt ein etwa 40 Centimeter hohes, halb so breites, schwarz bedrucktes, mehr oder minder grobes Papier; innerlich aber hatte er sich nach seiner Lossagung von den französischen Vorbildern ganz eigenartig gestaltet.

Hier sein getreues Konterfei aus dem Jahre 1688: „Mit hochgnädiger Freyheit eines hochpreislichen, hochweisen, edlen und ehrenfesten Rathes wird von denen sächsischen hochteutschen Comedianten heute vorgestellet werden: Eine weltberufene, wahrhafte und schauwürdige Materie, genannt:

Der verrathene Verräther
oder
Der durch Hochmuth gestürtzte Wallensteiner,
Hertzog von Friedland."

„Er, den das Schicksal hoch erhoben,
Ward gleich einem leichten Ball,
Offt hin, bald hergeschoben
Biß ihn stürtzt ein böser Fall.

Wem Hoheit nicht genüget,
Und höher nur flieget
Als ihm ist erlaubt,
Stürtzt tiefer als er glaubt."

„Nach der Aktion soll ein vortreffliches und lächerliches Nachspiel den Beschluß machen.

Einer sagt es dem Andern." —

Dieser Theaterzettel nun ist, wie die verehrten Leser bereits gemerkt haben werden, nicht blos als typischer Vertreter seiner Gattung, sondern auch deshalb interessant, weil er dem ziemlich weit verbreiteten Glauben ein Ende macht, daß Schiller der Erste gewesen sei, der den Friedländer auf die Bühne gebracht und dessen eigentlichen Namen Waldstein in Wallenstein umgewandelt habe. Uebrigens ist von denselben „hochteutschen Comedianten" im Jahre 1673 auch eine „Maria Stuart", und sogar im Jahre 1689 ein „großes, sehr lehrreiches Schauspiel: Das Leben und Tod des großen Ertzzauberers Doktors Johannes Faustus" gegeben worden. Doch wo? Das sagt keiner der erwähnten Zettel. Allen fehlt das Orts-, ja selbst das Tagesdatum. Auch enthalten sie weder den Namen des Dichters, noch ein Verzeichniß der handelnden Personen und Schauspieler; dafür aber sieht man ganz unten am Rande in fetter Schrift die Worte: „Einer sagt es dem Andern," — was die „hochteutschen Comedianten" spielen natürlich.

Auf so billige Art wird auch heute noch von so mancher reisenden Schauspielergesellschaft versucht, Reklame zu machen, nur daß auf den betreffenden Zetteln nicht obige Aufforderung steht, sondern die an das verehrungswürdige oder p. t. Publikum gerichtete Bitte „um gütige Verbreitung dieses Zettels und Anempfehlung des Theaterbesuches in Bekanntenkreisen".

Wer aber etwa glauben sollte, daß der Theaterzettel erst in neuester Zeit höflich geworden sei, der irrt gewaltig.

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts war er noch weit höflicher, als er heute ist. Er nannte sich hier und da sehr bescheiden „die theatralische Einladungskarten“ und darin wurden nicht, wie später, der hohe Adel und das schätzbare Publikum, sondern „Ihro Excellenzen, hoch-geborene, hoch- und wohlgeborene, wohledelgeborene, gnä-dige, gnädige, hochgebiethende Herren Herren“ in Versen „flehentlichst invitieret, doch gnädigst-gnädig im Theater erscheinen zu wollen, allwo heute das große Schauspiel Pyrates, König von Pataja, vorgestellet werden werde“. Auf der anderen Seite des rechteckigen, der Breite nach bedruckten Blattes folgte dann das Verzeichniß der im Stücke handelnden „Charaktere“. Die Schauspieler jedoch hielten sich „für viel zu schlecht, um mit ihren Namen das Papier zu besudeln“ und erscheinen thatsächlich erst vom Jahre 1772 ab überall regelmäßig auf demselben.

Von da an kam auch das, namentlich von Possenreißern so sehr geliebte Ansagen oder Ablesen des Theaterzettels vor der Vorstellung für den „laufenden“, und nach der-selben für den nächsten Abend gänzlich ab. Erst durch diese, von der großen Bühnenreformatorin Karoline Neuber († 1760) angebahnte, von interessirten Personen (den An-sagern) viel bekämpfte, schließlich aber doch zum Siege gelangte Reform, auf dem Theaterzettel Alles zu ver-zeichnen, was der Zuschauer wissen muß, um der Handlung mit Behagen folgen zu können, gewann der Zettel die Bedeutung, die er heute besitzt.

Vielfach wird dieselbe ephemer, das heißt nur auf Stunden beschränkt, rasch vorübergehend genannt. Wenn das Theater aus ist, ist's auch mit dem Theaterzettel zu Ende, und selbst Adelina Patti, die in manchem ihrer mit Bühnenvorständen abgeschlossenen Kontrakte die Größe der jeweiligen Theaterzettel, sowie die Höhe der Buchstaben, womit ihr Name gedruckt werden sollte, ebenso genau be-

stimmte, wie ihre Honorare, soll dem Zettel blos in der Zeit von zehn Uhr Morgens bis elf Uhr Abends Bedeutung beigemessen haben. Später sei er dann gar nichts mehr werth. Freilich erhob unter Anderen auch die berühmte Gesangskünstlerin Ilma v. Murska ihre Stimme zu Gunsten des so gering geschätzten Theaterzettels. Sie trat energisch für dessen bleibenden Werth ein, nannte jeden einzelnen einen Markstein im Künstlerleben, dessen Anblick mannigfache, immer schöne Erinnerungen erwecke; eine Sammlung von Theaterzetteln aber eine Illustration seines Reportoirs, wie sich dieselbe ein Künstler nicht trefflicher wünschen könne.

Viele gaben der Murska Recht, ein amerikanischer Impresario aber ließ fortan — den Zettelfreunden zum Hohne — seine Theaterzetttel auf dünngewalztem Kuchenteig mit Chokolade so drucken, daß das Personenverzeichniß nach Akten eingetheilt war und — zur Illustration des blos momentanen Werthes des Zettels — aktweise herabgegessen werden konnte. Diese Zettel gingen zumal in der rauhen Jahreszeit, wo sie ein angenehmes, hustenstillendes Mittel enthielten, reißend ab. Kein einziger ist auf die Nachwelt gekommen, ein Schicksal, das überhaupt der Mehrzahl der Zettel beschieden ist, denn seit jeher sind stets nur einige Exemplare dem Verderben entronnen, die jetzt als kulturgeschichtlich merkwürdige Urkunden sorgfältig aufbewahrt werden.

Ueber die Zettel aus der Hanswurst- und Bernardonzeit des 18. Jahrhunderts kann, ja muß man noch heute herzlich lachen. Sie brachten zumeist kein Personenverzeichniß, dafür aber das sogenannte „Avertissement", worin von dem Inhalte des jeweiligen Stückes Wunderdinge erzählt wurden. Namentlich der Schauspieler Josef v. Kurz, der Erfinder des Bernardon, einer komischen Figur, war geradezu ein Theaterzetteldichter. Seine Zettel sind die

längsten und amüsantesten, die es je gegeben hat. So kündigte er — um nur eines Zettels zu gedenken — einmal „ein aus dem Hottentottischen in das Slavonische, aus diesem in das Wallachische, jetzt aber in's Deutsche übersetztes, mit schönen Verwickelungen geziertes, mit vielen lustigen Auftritten ausgearbeitetes, mit Verkleidungen versehenes, besonders sehenswerthes Lustspiel unter dem Titel: Bernardon, der Spaßmacher, oder: der aus einem Laternenbuben durch Liebe und Spaß zum Teufel gewordene, sich in eine Schildwache verwandelnde, in Leandern sich verstellende Ehemann einer nach Kühmist und Buttermilch rüchenden Braut", zur Aufführung an und weist im „Avertissement" zuerst darauf hin, dieses Stück rühre von dem unter den Hottentottern berühmten Thramaturgisten Xiraxoxalala her. Und dann führt er zur Probe des Idioms, in dem die Komödie geschrieben worden, einige Verse an. Sie lauten: Naxisa Halladara! Mox, Mix, Max, Pumpadada!

Zudem geben uns die Bernardonzettel Auskunft, daß im vorigen Jahrhundert der Theaterbesuch sehr billig war, denn der höchste Preis hat nicht einmal eine ganze Mark betragen, und schon für 10 Pfennige stand Jedermann der „Olymp" weit offen.

Solche und viele andere Theaterzettel haben selbstverständlich kulturgeschichtlichen Werth. Oder will Jemand leugnen, daß der Zettel mit der „Instruktion for die Galerie", worin es heißt: „Die erste Reihe liegt, die zweite hockt auf der Erden, die dritte kniet, die vierte sitzt auf denen Banken, und die letzte steht," jenen Werth ebenso gut besitzt, wie der Zettel, der das Spucken von der Gallerie in's Parterre verbietet? Beide Zettel sind geeignet, uns über Sitte und Anstand des damaligen Galleriepublikums gründlich zu belehren.

Zur Kenntniß der gebildeten Kreise der damaligen

Zeit wieder trägt der Zettel des Wiener Hoftheaters vom Jahre 1799 mit der Schlußbemerkung: „Es versteht sich von selbst, daß heute“ — es war frei Theater — „die Kavaliere den Damen die Sitze überlassen, und keine Lichter ausgelöscht werden,“ nicht wenig bei. Und was den Zettel des k. k. priv. Theaters in der Josefstadt zu Wien vom Jahre 1825 mit der „Nachricht“ anbelangt: „Es hat sich am 8. d. M. ein kleines schwarzes Schoßhündchen mit einem Seidenband aus einer Loge dieses Theaters verlaufen. Derselbe, welcher dieses Hündchen bringt, wird ersucht, dasselbe gegen Zusicherung einer Recompense der Theaterdirektion zu übergeben,“ so hat dieser für uns bereits denselben kulturhistorischen Werth, den der Zettel einer in Oesterreich reisenden Schauspielergesellschaft vom 26. Dezember 1887 in hundert Jahren erlangen wird. Aber nicht etwa deshalb, weil er ungewöhnlich groß und auffallend gelb ist, sondern weil er „dem p. t. kunstsinnigen Publikum zur Nachricht bringt, die Direktion habe sich, um den dürftigen Besuch des Musentempels animirter zu gestalten, entschlossen, zwischen dem 1. und 2. Akte der heutigen Vorstellung“ — man führte das Lustspiel „Der Bibliothekar“ von Moser auf — „ein lebendes Schwein zur Verloosung zu bringen, wozu jeder p. t. Besucher ein Loos gratis erhält“.

Ein deutsches Lustspiel mit Schweineverloosung! Amerika ist geschlagen, Europa hat das Land des Humbugs in der praktischen Ausnützung des Theaters übertroffen, denn auf amerikanischem Boden ist doch bisher nur ein Pferd auf der Bühne verloost worden. Und zwar geschah dies laut Theaterzettel in St. Louis am 13. August 1886 in dem Schauspiele „Wilhelm Tell“ von Schiller, und das Pferd war dasselbe, das der Landvogt Geßler geritten hatte.

Da gerade vom Pferde die Rede ist, so mag sofort bemerkt werden, daß wirkliche Rosse zum ersten Male im

Jahre 1797 in dem „heroisch-pantomimischen Ballete: Cyrus und Tomyris“ auf einer Wiener Bühne erschienen. Und welche Wirkung sich praktische Theaterleute von dem Auftreten dieser Vierfüßler versprachen, geht wohl am besten daraus hervor, daß auf dem Zettel zu obigem Ballet gewünscht wird, man möge sie nicht mit Klatschen empfangen.

Ueberhaupt sind die Theaterzettel früherer Tage eine weitaus interessantere Lektüre, als die von heutzutage. So enthält z. B. der Zettel vom 26. Januar 1791 zur ersten Aufführung von „Cosi fan tutte, Singspiel von Herrn Hofkapellmeister Mozart“, die Mittheilung, daß eine goldene Frauenzimmertabaksdose im Theater in Verlust gerathen und gegen gute Recompense bei der Theatralischen Kassa abzugeben sei. Die Damen des 18. Jahrhunderts haben also öffentlich geschnupft! Eine kleine Belehrung zwar, aber immerhin auch ein kulturhistorisches Streiflicht.

Um wie viel mehr die Nachricht, die ein Zettel des schon erwähnten k. k. priv. Theaters in der Josefstadt zu Wien vom Jahre 1824 enthält. Sie lautet: „Es wird dem verehrten Publikum zu wissen gemacht, daß von dem neuen Thor bis zur Kaiserstrassen der Weg für die Fußgeher gebahnt worden ist.“ Und ein Jahr später meldet der Zettel desselben Theaters, daß ein über das stark bebuschte Glacis führender Weg „zur Bequemlichkeit des hochverehrten Publikums mit hoher Bewilligung fortan mit Laternen beleuchtet werde“.

Das war ein kolossaler Fortschritt! Und außer dem Theaterzettel hat ihn kein öffentliches Blatt verkündet. Wäre also der alte Theaterzettel nicht, dann wüßten wir gar nichts davon, daß in der so viel gepriesenen „guten alten Zeit“ die Beleuchtung eines halsbrecherischen Weges nicht ohne behördliche Bewilligung erfolgen durfte. Der Theaterzettel ist daher unzweifelhaft auch ein Spiegel der Zeit,

und Goethe wußte ganz gut, was er that, als er in seiner Eigenschaft als großherzoglich weimarischer Hoftheaterintendant vor Allem dem Theaterzettel, dessen Gestalt seit der Neuberin, die ihn in Folio erscheinen ließ, fortwährend wechselte — bald groß, bald klein, bald quadratisch, bald wieder ein Rechteck war, das man hier der Länge, dort der Breite nach bedruckte —, eine bestimmte, feststehende, symmetrische Form gab, die den Weimarer Zettel von 1781 noch heute als den gefälligsten der Welt erscheinen läßt. Goethe wußte ferner, warum er den auf den Theaterzetteln des vorigen Jahrhunderts unerläßlichen Vermerk: „Mit hoher oder höchster Freyheit“ vom 12. Oktober 1793 an für abgeschafft erklärte. Derselbe entsprach eben dem Zeitgeiste nicht mehr. Die französische Revolution war ja vorüber, und man sollte dereinst nicht sagen, daß ein Goethe jenen veralteten Zopf geduldet habe.

Eine weitere, jedoch keineswegs von Goethe, sondern höchstwahrscheinlich von Wien ausgegangene Neuerung war, die Verfasser der Stücke auf den Theaterzetteln „Herr“ zu nennen und auch ihrem Stande nach zu bezeichnen. Diese höchst alberne „Verbesserung“ hatte keinen Bestand. Es klingt in der That gar zu lächerlich: „Minna v. Barnhelm“, ein Originallustspiel von weiland Herrn Hofrath Lessing; oder: „Romeo und Julia“, bürgerliches Trauerspiel von weiland Herrn Kreissteuereinnehmer Weiße. Merkwürdig übrigens, daß Schiller auf den Zetteln nie Herr genannt und auch sonst nicht charakterisirt wird, wie denn die Zettel zu seinen Stücken überhaupt so manche Seltsamkeit aufweisen. So heißt es z. B. auf einem Wiener Theaterzettel vom 1. April 1819 zu Wallenstein: „Ein Trauerspiel nach Friedrich Schiller's Wallenstein und Piccolomini in die Kürze gezogen von Herrn W....r.“ Dieser Zettel ist zunächst für Sprachforscher interessant und steht bereits hoch im Preise. Am theuer-

sten, nämlich schier unbezahlbar, aber ist der Mannheimer Theaterzettel vom 13. Januar 1781 zur Erstaufführung der „Räuber". Und doch hat dieses etwa 30 Centimeter hohe, halb so breite, recht grobe „Blättgen" — so wurde nämlich der Zettel ehedem genannt — am Tage seines Erscheinens nicht einmal einen ganzen Groschen gekostet.

Auch wer etwa jenen Theaterzettel besitzt, worauf es heißt: „Fenice-Theater in Fiume. Heute, Samstag den 27. Juli 1889: Die Räuber, Trauerspiel in sechs Akten von Schüller. Erster Akt: Ein falscher Brief. — Die Spinne und ihr Netz; zweiter Akt: Die sächsische Schenke. — Große Projekte; dritter Akt: Ein infames Projekt. — Hyänenherz. — Ein Lügner aus Liebe; vierter Akt: In den böhmischen Wäldern. — Das Brüllen des Löwen; fünfter Akt: Vaterliebe. — Sohnesherz. — Ein schrecklicher Racheschwur. — Auf das Schloß!; sechster Akt: Die Strafe des Vatermörders. — Vollendete Rache. — Die Gerechtigkeit Gottes," — der bewahre ihn ja gut auf und mache testamentarisch eine Familienstiftung daraus, denn dieser Zettel wird beim zweihundertjährigen Jubiläum der Räuber im Jahre 1981 sicherlich einen sehr bedeutenden materiellen Werth besitzen.

Dieser wird übrigens vielen alten Theaterzetteln in größerem oder kleinerem Maße beigelegt, und dieselben sind daher schon längst ein beliebtes Sammelobjekt. Die meisten befinden sich in London im Henderson'schen „Museum für alte Theaterzettel", und illustriren alle theatralischen und musikalischen Ereignisse Englands und Schottlands von 1763 bis 1848.

Die englischen Zettel dieser Epoche sind, nebenbei gesagt, die galantesten, denn sie führen die Damen unbedingt an der Spitze des Personenverzeichnisses an, ein Brauch, der auch heute noch geübt wird. Ueberdies waren die englischen Zettel bis 1848 auch die kleinsten. Seither aber

sind sie rasch emporgediehen, wogegen die großen Zettel anderer Länder in erfreulicher Rückbildung begriffen sind.

Es ist daher schwer zu sagen, ob Schweden heute noch den größten, und Australien den schmalsten und längsten aller Zettel besitzt, der, weil er die Leistungen der Künstler und Künstlerinnen in Nummern eintheilt, also spezifizirt, eigentlich ein Programm ist. Uebrigens sind in Australien seinerzeit auch die phantastischesten Zettel — z. B. weiß, mit zart grünem und rosa Ueberdruck — erschienen, die von ferne Staatsobligationen so täuschend ähnlich sahen, daß sie mit Spitzenrändern versehen werden mußten und die theuersten der Welt waren. Die buntesten Zettel wieder erscheinen in Ungarn. Auch werden sie dort nach italienischer Sitte bei jedem festlichen Anlasse auf Seide gedruckt.

In Deutschland beginnt neuerdings die Sprachreinigung auf den Theaterzettel Einfluß zu üben, doch haben sämmtliche deutsche Bühnenleiter den Vorschlag eines Sprachreinigers, den Theaterzettel fortan Schauspielhauszettel zu nennen und das Wort Abonnement durch Dauerkarten; Loge durch Laube; Parterre durch Erdgeschoß u. s. w. zu ersetzen, verworfen. Nicht so abweisend stehen sie dem jüngst gemachten Vorschlage gegenüber, den Theaterzettel in den Dienst der Reklame zu stellen. Derselbe dürfte also über kurz oder lang mit Inseraten bedeckt und später sogar illustrirt erscheinen. Und da die heutigen Eintrittskarten ohnehin schon vielfach aus sehr dünnem Papier bestehen und täglich frisch aus der Druckerpresse kommen, so kann es der Theaterzettel auch noch erleben, seiner einstigen Bestimmung als Eintrittskarte zurückgegeben zu werden.

So wiederholt sich Alles auf Erden, und auch der Theaterzettel ist ein Spiegel des ewigen Kreislaufes der Dinge. Und darum mögen Jene, die ihn entweder als Erinnerung an schöne Stunden, oder als Gradmesser der Kultur, kurz, aus was immer für einem Grunde auf-

bewahren, weder belächelt, viel weniger verspottet werden. Denn das Dichterwort:

„Alte Burgen fesseln mich,
Auch weil' ich gern an Grüften,
Es ist mir dann, als sollte sich
Der dunkle Schleier lüften,
Als seh' ich durch die Hallen
Die ernsten Väter wallen, —"

paßt ganz gut auch auf den Theaterzettel.

Mannigfaltiges.

Segen der Unsauberkeit. — Das holländische Dorf Broek hat von jeher für das reinlichste Dorf der Welt gegolten. Wie viele glaubwürdige Reisende berichten, ist dort die peinlichste Reinlichkeit das eigentliche Lebenselement der biederen Einwohner. Aus dem fortwährenden Scheuern, Schrubben, Waschen, Anstreichen und Poliren kommen sie gar nicht heraus. Schon der alte Geograph Büsching hob vor etwa hundertdreißig Jahren in seiner großen „Erdbeschreibung“ diese Reinlichkeit in rührender Weise hervor. Er berichtet über den Ort:

„Broek im Waterland, ein großes, schönes Dorf, ist ein Muster der größten nordholländischen Reinlichkeit. Die Häuser sind von Holz und fast insgesammt nur ein Stockwerk hoch, haben Dächer von bunten Ziegeln, sind von oben bis unten mit Brettern benagelt und nach eines jeden Hauswirths Geschmack bemalet, welche Bemalung oft wiederholt wird, so daß die Häuser immer neu aussehen. Sie sind mit engländischen Fenstern versehen, die selten gemeines Glas haben, inwendig aber mit schönen Gardinen gezieret sind. Das Innere des Hauses ist reiner und geschmückter, als man sich's gedenken kann. Wer an seinem Hause ein wenig Erde hat, hat ein schönes Gärtchen daraus gemacht und solches entweder mit buntem Sande oder mit Muschelwerk, Bildsäulen, kleinen Hecken und dergleichen ausgezieret. Die Straßen sind mit Backsteinen gepflastert, reinlich gewaschen und mit weißem Sande sogar hin und wieder blumenweise bestreuet, und, damit die Reinigkeit und die Zierrathen nicht gestöret werden mögen, so enge gemacht, daß kein Wagen

darauf fahren kann. Nicht allein alles hölzerne Geräthe in den Häusern, sondern auch die Schlagbäume, Gitter und die auf den Wiesen eingeschlagenen Pfähle, an welchen sich das Vieh reibt, sind bemalet, letztere auch oben mit Schnitzwerk versehen. Die Einwohner treiben entweder Handel oder leben von ihren Renten, unter denselben sind oftmals auch reiche Bürger aus Amsterdam, welche hier ihr Leben im Stillen zubringen."

Ungefähr zu derselben Zeit, als Büsching jene Bemerkungen schrieb, ereignete sich in Broek folgende spaßhafte Geschichte: Ein junger Mann aus Broek hatte es dort vor lauter Reinlichkeit nicht länger aushalten können; er war deshalb nach dem nicht ganz so sauberen Amsterdam gezogen, wo er sich verheirathete und ein Geschäft betrieb. Nach dem Tode seiner Eltern erbte er deren Haus zu Broek nebst den dazu gehörigen Ländereien. Das Haus war belegen mitten im Dorfe und hatte seither, wie die übrigen Häuser, als ein wahres Kleinod von Sauberkeit und Nettigkeit ausgesehen. Der junge Mann, dem es noch immer vor der Broek'schen Reinlichkeit graute, beabsichtigte sein Erbe zu verkaufen. Man bot ihm aber zu wenig nach seiner Meinung; er wollte fünftausend Gulden mehr dafür haben; um dies richtig durchzusetzen, gerieth er auf einen sonderbaren Einfall. Mit seiner Familie bezog er zum Sommer das Haus in Broek, aber nur, um es fortan gründlich und systematisch zu vernachlässigen. Da wurde nicht mehr so gescheuert, geschrubbt, gewaschen, gefegt, gebürstet, polirt und angestrichen, wie früher, und bald sah das Haus neben den anderen Häusern aus, wie ein räudiges Schaf in einer reinlichen Heerde. Die Leute in Broek, empört über solchen Greuel, geriethen zuletzt darüber in die hochgradigste Aufregung und in eine Art von Verzweiflung, denn durch dies einzige unsauber gehaltene Haus wurde nach ihrer Ansicht das ganze Prachtdorf verunstaltet. Der Besitzer aber lachte sie aus, als sie eindringliche Vorstellungen ihm zu machen sich erlaubten, und sagte ihnen: „Fege Jeder nach Belieben vor seiner Thür und lasse sein Haus anstreichen, wie er will! Ich bin ein Gegner des übermäßigen Reinlichkeitsprinzips. In Amsterdam nimmt man das auch nicht so genau wie hier. Jeder nach seiner Weise und nach eigenem Wohlgefallen! Laßt mich also un-

geschoren mit eurer entsetzlichen Wascherei, Schrubberei und Anstreicherei! Ich kann die Feuchtigkeit und den Dunst der grünen Seife nicht vertragen, auch verabscheue ich den Oelfarbengeruch."

Was war da nun wohl anzufangen mit einem solchen eigensinnigen Menschen? Die reichen Einwohner von Broek einigten sich endlich in einer Versammlung darüber, daß sie ihm den geforderten hohen Preis für sein Besitzthum zahlen wollten, um ihn nur schleunigst aus dem Dorf los zu werden. Das geschah denn auch.

Der junge Mann, als er schlau lächelnd das Geld einstrich, meinte: „Das ist also der Segen der Unsauberkeit!" Freilich konnte ein solcher Vorfall auch nur in Broek und in keinem anderen Orte des Erdballs passiren. F. L.

Das verzauberte Wasser. — Es gibt bekanntlich zahlreiche hübsche Experimente, um den Druck und die Schwere der Luft nachzuweisen. So behält z. B. eine mit Wasser angefüllte Flasche, die man blos mit der Mündung in's Wasser taucht, während der übrige Theil derselben über dessen Oberfläche hervorragt, ihr ganzes darin befindliches Wasser, weil der Druck der atmosphärischen Luft auf die Oberfläche des Wassers, in das man die Flaschenmündung taucht, so groß ist, daß das in der Flasche befindliche Wasser durch den Druck getragen wird. Ebenso bleibt das Wasser durch den Druck der atmosphärischen Luft in einem Glase, auf dessen Rand man ein Stück steifes Papier drückt, wenn man die eine Hand auf das Papier legt, das Glas mit der anderen umdreht und darauf die auf das Papier gelegte Hand wegzieht.

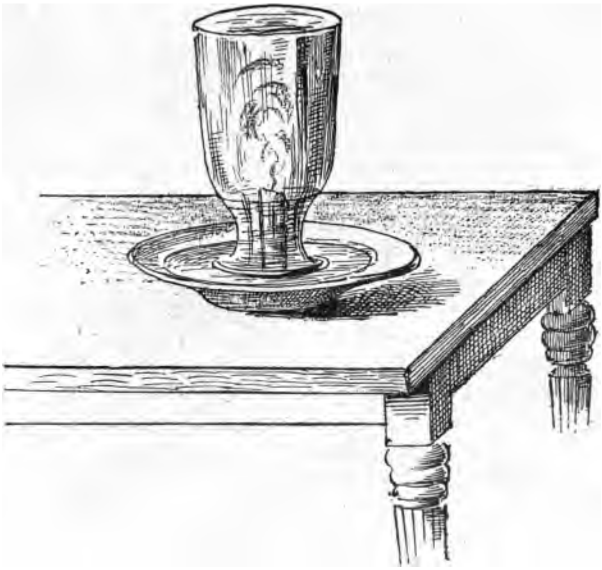
Ein anderes Experiment ist das folgende.

Man fülle einen tiefen Teller mit Wasser, stelle in die Mitte eine angezündete, etwa vier Centimeter lange Kerze und stülpe eine leere Wasserflasche mit recht weiter Oeffnung darüber. Nach ganz kurzer Weile wird man die Flamme der Kerze erst etwas flackern und dann erlöschen sehen, während das Wasser aus dem Teller in die Flasche dringt und darin emporsteigt. Die Erklärung dafür ist folgende.

Die brennende Kerze hat den Sauerstoff der in der Flasche befindlichen Luft verzehrt, und dadurch ist das Gleichgewicht zwischen dem Druck der in der Flasche enthaltenen Gase und dem

der atmosphärischen Luft gestört worden. Der letztere Druck, als der stärkere, wirkt nun auf das Wasser im Teller und läßt es emporsteigen, bis der Druck der in der Flasche zurückgebliebenen Gase nebst dem Druck des emporgestiegenen Wassers dem Druck der freien Luft das Gleichgewicht zu halten vermag.

Bei öfterer Wiederholung dieses Versuches wird man gewahren, daß das Wasser nicht immer gleich hoch emporsteigt; es hängt



das von der größeren oder kleineren Entwickelung der Kohlensäure ab, die durch das Erlöschen der Kerze hervorgerufen wird.

Dasselbe Experiment läßt sich zu einem hübschen Kunststücke benutzen. Man legt auf den Boden eines Suppentellers auf der einen Seite eine Geldmünze, stellt auf die andere Seite ein leeres, umgekehrtes Glas und gießt nun soviel Wasser in den Teller, daß die Münze ganz damit bedeckt ist. Man kündigt nun an, daß man das Wasser wegzaubern werde, so daß man die Münze vom Teller nehmen könne, ohne sich naß zu machen. Zu diesem

Zwecke nimmt man vorher einen Schwimmer aus Kork, wie man sie für Nachtlichte hat, und legt darauf einige kleine Streifen Papier oder Stücke von Zündhölzchen, die man anzündet, worauf man das Glas aufhebt, den Schwimmer mit dem brennenden Material darunter legt und das Glas wieder darüber stülpt. Während die Verbrennung vor sich geht, macht man einige magische Bewegungen mit den Händen: das Wasser wird dann vom Boden des Tellers in das Glas steigen und die Münze ganz trocken auf ersterem zurücklassen. Es wird dadurch wiederum die Schwere der Luft dargethan. Während das Material brennt, erhitzt sich die Luft; sobald die Flamme erlischt, kühlt sich dagegen die Luft ab, indem sie sich zusammenzieht, wodurch ein leerer Raum im Glase entsteht. Der Druck der atmosphärischen Luft, der auf das Wasser im Teller wirkt, zwingt dann dieses, im Glase emporzusteigen, bis der Unterschied im Druck wieder ausgeglichen ist.

F. R.

Kluge Vögelchen. — Ein rührender Fall von Liebe eines Vogelpaares zu seinen Jungen ereignete sich kürzlich im Bahnhof zu D. An einer Stelle nämlich, wo zwei häufig benutzte Fahrgeleise sich kreuzen, hatte ein Lerchenpaar an einen Schienenast sein Nestchen angebaut. Sobald man in der kleinen, gefahrvollen Wohnung vier Eierchen erblickte, wurde dem Nestchen von einigen Bahnbeamten die größte Aufmerksamkeit gewidmet. Bei jedem Zuge, der über dem Haupte des brütenden Vögelchens hinwegsauste, neigte dasselbe jedesmal sein Köpfchen so lange, bis die Wagen sämmtlich vorüber waren; dann erst richtete es sich wieder empor. Unter diesen lärmenden Umständen wurden glücklich drei Eierchen ausgebrütet. Als nun eines von den Jungen zum ersten Male das Nestchen verließ, setzte es sich sorglos auf die Eisenbahnschienen. Die beiden Alten ließen es aber nicht aus den Augen und hielten sich in seiner Nähe auf. Plötzlich kam der Zug herangesaust. Das ängstliche, verzweiflungsvolle Rufen und Locken der Alten half nichts. Als die Gefahr den höchsten Grad erreicht hatte, stürzte sich eins von den Alten zu dem kleinen Wagehals, faßte ihn mit dem Schnabel an seinem Kopfbüschelchen und schleuderte ihn von seinem gefährlichen Platze. In demselben Augenblick

rollte der Zug vorüber, und das Vögelchen war gerettet. Ein Bahnbeamter, der diesem Akte so wunderbarer Klugheit mit zugesehen hatte, entschloß sich, das Nestchen mit den Jungen der Gefahr so viel als möglich zu entziehen, indem er es von der gefährlichen Stelle wegnahm und in den Klee niederlegte, der neben dem Bahnkörper gebaut wurde. Die Alten folgten dem braven Manne auf dem Fuße und pflegten dort ihre Jungen weiter, bis sie flügge waren und sich mit ihnen ihres Lebens freuen konnten. Hsch.

Kleinlichkeit des großen Napoleon. — Während der Verhandlungen zu Paris über die von Württemberg beanspruchte frühere schwäbische Landgrafschaft Nellenburg, welche dem Staats- und Grenzvertrag zwischen Baden und Württemberg vom 2. Oktober 1810 vorausgingen, fuhr Napoleon eines Tages den Bevollmächtigten des Großherzogs Karl Friedrich von Baden, den ehemaligen badischen Staatsminister des Innern, Freiherr v. Andlaw (geb. 1766, gest. 1839), welchem der Kaiser sonst wohlwollte, in der Audienz hart mit der Frage an:

„Was haben Sie denn in Freiburg für ein elendes Blatt, dessen Redakteur einen Namen hat, den ich gar nicht aussprechen kann? (Er trug nämlich den echt alemannischen Namen „Schnezler".) Diese Zeitung darf von jetzt ab nicht mehr erscheinen!"

Andlaw wußte sich den Grund des kaiserlichen Zornes über die sonst so harmlose Zeitung nicht zu erklären. Später erfuhr er auf eingehende Nachfragen, daß sie einmal ein angebliches Schulzeugniß Napoleon's aus der Kriegsschule von Brienne zum Abdruck gebracht, in welchem der Zögling Bonaparte als „mittelmäßig befähigt" bezeichnet wurde. Bck.

Von der frühesten Dampfschifffahrt in Amerika. — Wenn man den heutigen Dampferverkehr betrachtet und den führenden Einfluß, den er auf die gesammte Schifffahrt gewonnen hat, so bieten Rückblicke auf die ersten Tage der durch Dampf bewegten Fahrzeuge gewiß einiges Interesse.

Das erste Dampfboot, welches die amerikanischen Gewässer befuhr, war der von Fulton, welchem man bekanntlich die Einführung des Dampfes beim Schiffsbetrieb zu verdanken hat, erbaute „Clermont", der von 1807 an mehrere Jahre auf dem

Hudson zwischen New-York und Albany lief. Das Schiff war 130 Fuß lang, 18 Fuß breit und 6 Fuß tief. Es hatte eine von England importirte Maschine, welche dem Blicke frei lag bis auf den durch einen Holzverschlag bedeckten Kessel. Vorn und hinten befand sich je ein kurzes Promenadendeck; die Schaufelräder waren noch ohne Schutzkasten. Obgleich ungeschlacht und mangelhaft, fuhr das Boot doch für damalige Verhältnisse schnell und erregte natürlich den Zorn der anderen Schiffseigenthümer, welche sehr wohl erkannten, daß ihre besten Zeiten vorüber waren. Der Umstand, daß der „Clermont" ein ungenügendes Steuer besaß und demzufolge nur schwer gelenkt werden konnte, wurde für seine Rivalen zur willkommenen Gelegenheit, ihm möglichst viel Unbequemlichkeiten zu verursachen und ihn zu schädigen, wo es anging. So passirte es zu wiederholten Malen, daß das Dampfboot mit Segelschiffen kollidirte und auf der einen oder anderen Station nur mit einem Rade anlangte.

Der Dampfschiffsverkehr beschränkte sich damals auf ruhige Flüsse und kleinere Seen, und es dauerte mehr als sieben Jahre, bis auch der East River bei New-York und der Long Island Sund von einem Dampfboot befahren wurden. Das Haupthinderniß bildete hier die gefährliche Stelle bei Hellgate, deren Untiefen ja erst im letzten Decennium durch großartige Sprengungen wenigstens theilweise beseitigt worden sind; nur sehr geübte Seeleute wagten sich vordem dort hindurch.

Fulton baute 1815 ein neues Boot, welches nach ihm benannt wurde; es maß 134 Fuß in der Länge und 26 Fuß in der Breite und seine mit Radkasten versehenen Schaufelräder hatten einen Durchmesser von 12 Fuß. Die Herstellungskosten des Fahrzeugs stellten sich auf 90,000 Dollars. Mehrere Jahre bildete der „Fulton" eines der besten Schiffe der ersten regelmäßigen Sund-Dampferlinie, welche den Dienst zwischen New-York und Providence versah; die einfache Fahrt zwischen beiden Punkten kostete damals 10 Dollars. Das Schwesterschiff des „Fulton" war der „Connecticut", etwas größer und schneller; er legte z. B. im Jahre 1822 eine Reise von New-York nach Newport in 18 Stunden zurück. Diese Linie verfügte 1828 bereits über vier Dampfboote,

von denen der „Washington“ als erstes Opfer, infolge Zusammenstoßes mit einem anderen Fahrzeuge, unterging.

Die Schiffsmaschinen wurden anfangs mit Fichtenholz geheizt, was eine unglaubliche Menge Material erforderte, das an jedem Anlegeplatz aufgestapelt lag. Dies war auch der Grund, weshalb die Schiffe nur sehr wenig Fracht aufnehmen konnten. Zu den Kesseln hatte man Kupfer verwendet; als dann die Kohlenheizung eingeführt wurde, führte man gleichzeitig eiserne Kessel ein, und da das Kupfer hoch im Preise stand, konnte man mit dem Erlöse der alten die neuen bezahlen.

Interessant war auch die Farbenentfaltung der alten Schiffe. Der Schiffskörper war weiß angestrichen, und ringsum liefen zwei farbige Erkennungsstreifen, roth und grün, blau und gelb u. s. w. Das Schutzgitter war schwarz, die Brustwehren und anderen Geländer in der unteren Hälfte gelb, in der oberen grün oder braun. Bei Sonnenschein und im Flaggenschmuck gewährte ein solches Schiff einen nicht üblen Anblick.

Durch den Dampferverkehr erwuchs vor Allem auch den Postkutschen eine sehr bedenkliche Konkurrenz. Bemerkenswerth ist die hiermit im Zusammenhange stehende Veränderung in den Zeitungsanzeigen der amerikanischen Eilkutschen-Gesellschaften. Während früher die Pferde gemüthlich trabend abgebildet waren, zeigten jetzt die Annoncen die Rößlein nur noch im Tempo des wildesten Galops.

Selbst Wettfahrten der Dampfer wurden in jenen Tagen schon unternommen, und man rang oft heiß um die Siegespalme. Bekannt sind ja die späteren Wettfahrten, namentlich auf dem Mississippi, auf dessen Grunde so mancher geborstene Dampfer liegt. v. B.

Eine handgreifliche Belehrung. — Der bekannte (im Jahre 1421 geb., 1501 gest.) venetianische Maler Gentile Bellini wurde von dem türkischen Kaiser Muhamed II. als der beste italienische Maler nach Konstantinopel berufen, um daselbst das Bildniß des Sultans zu malen. Der Padischah, welcher den Künstler in den Ritterstand erhob, tadelte nun an einem von Bellini mitgebrachten Bilde, „Die Enthauptung Johannes des Täufers“, die fehlerhafte Haut, die sich nicht zurückzöge. Bellini antwortete, er habe

es eben so gut gemacht, als er es verstehe. Um nun dem Maler eine richtige Vorstellung von einem Hinrichtungsakte zu verschaffen, ließ der Großsultan sofort vor den Augen des entsetzten Malers einem Sklaven den Kopf abschlagen, zeigte ihm den Hieb und die rings herum etwas zurückgegangene Haut mit den Worten: „Nun siehst Du, wie es in Wirklichkeit aussieht; und mache solche Fehler nicht wieder!"

Bellini hatte genug; voll Entsetzen und Grauen, es könnte ihm selbst schließlich auch einmal so etwas Menschliches passiren, machte er sich flugs auf und davon und setzte sich auf das nächste beste Schiff, um in die bessere Heimath zurückzukehren.

Solche Dinge kamen indeß bis in die neueren Zeiten am kaiserlichen Hofe in Stambul vor. Der weltbekannte Zauberkünstler, der vor einigen Jahren verstorbene „Professor Compars Hermann", sollte einmal, als er am goldenen Horn seine wunderbaren Geschichten, darunter auch die bekannte optische Täuschung, wobei er selbst seinen Kopf auf einem Teller trägt, vorführte, einem Sklaven, welchem der Padischah allen Ernstes den Kopf abschlagen wollte, letzteren gleich wieder aufsetzen. Nur mit aller Mühe gelang es dem entsetzten Hermann, den Großsultan von der barbarischen Prozedur abzuhalten. Bd.

Sonderbare Strafe. — Der französische Dichter Jean Chapelain erhielt von König Ludwig XIV. einen jährlichen Gehalt von 2000 Lire mit der Verpflichtung, über das Leben der Jungfrau von Orleans ein Epos zu schreiben. Chapelain beeilte sich natürlich keineswegs, künstelte volle dreißig Jahre an dem ihm aufgetragenen Gedicht und dichtete derart, daß Niemand vor Langweile dasselbe zu lesen vermochte. Der Witz der Franzosen ergoß sich über dieses poetische Machwerk, aber keine Beurtheilung war nachdrücklicher als die, welche die kurz zuvor gegründete Schriftstellergesellschaft, der u. A. Boileau, Racine, la Fontaine, Chapelle, Furetière angehörten, bewirkte. Sie hatten ein Lokal, wo sie zusammenkamen, und man war übereingekommen, daß ein Exemplar des Chapelain'schen Werkes beständig auf dem Tische liegen sollte. So oft nun einer der Anwesenden entweder wider die Reinheit der Sprache oder wider die richtige Betonung ein Versehen beging, wurde er gewöhnlich zu der Strafe verurtheilt, eine An-

zahl Verse aus dem Gedicht zu lesen. War das Versehen außerordentlich, so wurde der arme Sünder verdammt, fünfzig Verse zu lesen, war aber etwas als unerhört zu Strafendes von einem der Mitglieder verübt worden, so mußte derselbe zehn Seiten ablesen. M. L–l.

Frühreife. — Béranger war schon mit 16 Jahren Schriftsteller. Burns war in demselben Alter in seinem Heimathsdorfe berühmt, Calderon schrieb mit 14 Jahren, Goldoni verfaßte mit 8 Jahren ein Lustspiel, das Alle in Erstaunen setzte, Ovid machte schon als Kind schöne Gedichte, Pope veröffentlichte mit 16 Jahren seine Idyllen, der frühreife Schiller war in seinem 23. Jahre durch seine „Räuber" berühmt. Sophokles übertraf Aeschylos mit 27 Jahren, Goethe that sich als Kind schon hervor, Lord Chatam wurde mit 27 Jahren Deputirter und zählte zu den tüchtigsten Rednern, sein zweitgeborener Sohn, der berühmte Pitt, war mit 22 Jahren Deputirter und gleich darauf Minister; Fox, genannt der englische Demosthenes, war vor dem 20. Jahre Deputirter, mit 21 Jahren Admiralslord und bald darauf Schatzkanzler; Canning, mit 22 Jahren Deputirter, wurde einer der ersten Redner seiner Zeit. —dn—

Wann schmecken die Fische am besten? — Fast jeder der für uns in Betracht kommenden Fische hat eine andere Laichzeit, während welcher Geschmack und Gewicht wesentlich anders, d. h. geringer als vordem sind. Nach den Aufzeichnungen einer bekannten Autorität auf dem Gebiete des Fischfanges sollen der Lachs in den Monaten März bis September, die Forelle vom April bis September, der Karpfen in den Monaten Januar bis März und August bis Dezember, zur gleichen Zeit Schleie und Bars gegessen werden. Hechte schmecken am besten in der Zeit vom Juni bis in den Januar hinein, Zander im Januar bis März und August bis Dezember, ebenso die Aeschen, während in den übrigen Monaten der Fisch, vom Laichgeschäft geschwächt, ein blasses, trockenes und ungesundes Fleisch besitzt. —dn—

Große Schützen. — Bei einem Besuche, welchen August II., König von Polen und Kurfürst von Sachsen, Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, abstattete, rühmte sich August seines Leibschützen, dem Niemand gleichkomme. Nun hatte Friedrich Wilhelm

einen Lieutenant, Namens Brink, der auch ein berühmter Schütze war. Diesen stellte er dem sächsischen Leibjäger gegenüber, dessen Meisterschaft darin bestand, daß er mit der Büchse auf 400 Schritt in einen aufgesteckten Pfahl drei Kugeln so aufeinander schoß, daß keine auch nur ein Haar breit seitwärts streifte. Brink machte das augenblicklich nach. Dann stellte er in derselben Entfernung seinen Degen auf und schoß drei Kugeln so gegen dessen Schneide, daß sie sich genau in zwei gleiche Theile spaltete. E. K.

Abgeführt. — Der französische Schriftsteller Crébillon, Verfasser sehr seichter Romane, renommirte einst Rousseau gegenüber, daß sein Verleger im letzten Monate bereits vier Auflagen seines neuesten Romans abgesetzt habe, während der Verleger von Rousseau's „Neue Heloise" in dieser Zeit noch nicht einmal die erste Auflage verkauft habe.

„Nun ja," versetzte Rousseau gelassen, „man kann mit Gewißheit annehmen, daß alljährlich hunderttausendmal so viel Eicheln als Ananas verzehrt werden, aber — wer verzehrt sie?" E. K.

Ein Todtenschädel als Reisekutsche. — Herzog August von Sachsen-Koburg-Gotha, der Freund Goethe's, hatte eine Reisekutsche in Farbe und Form eines großen Schädels, wobei die Augenhöhlen die Fenster vorstellten. Er schickte die Kutsche Napoleon I. entgegen, als dieser sich Gotha näherte; der Kaiser aber wies das seltsame Gefährt unwillig zurück. P. Zunk.